FRANCISCUS PRÆPOSITUS S. SALVATORIS POLLINGÆ · Aº 1744 *
AD BIBLIOTHECAM IBIDEM.

<36611053950015

<36611053950015

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 321.-1

Das Leben

des

Generals Dümouriez.

Von ihm ſelbſt.

Non omnis moriar.

Erſter Theil.

Hamburg, 1795.
bei Benjamin Gottlob Hoffmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede des Originals.

Durch die Umſtände gezwungen, habe ich dem Publicum die beiden letzten Bücher meiner Lebensbeſchreibung eher übergeben, als die ſechs erſten. Die Critiken meiner Feinde über jene beiden Bücher beantworte ich nur durch die Bekanntmachung meiner ganzen Lebensbeſchreibung. Ich lebe von Verläumdungen, wie die Störche von Schlangen leben, ohne daß es ihnen ſchadet.

Die noch übrigen ſechs Jahre dieſes Jahrhunderts werden uns noch manche Begebenheit aufſtellen. Man leſe mich auf-

merkſam, ſo wird man finden, daß ich einige derſelben vorausſehe. Man wird in dieſem Werke große Wahrheiten antreffen, und beſonders meinen Landsleuten werden ſie ſehr auffallen, wenn einmal ihr Wahnſinn vorüber iſt. Möchten ſie ihnen nützlich werden, ſo hätte ich meinem Vaterlande ſelbſt nach meinem Tode gedient. Dann wird mein Jahrhundert und meine Nation ſich meiner nicht ſchämen; — dann werde ich nicht ganz geſtorben ſeyn.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Die Begierde, mit welcher das Publicum die vor einiger Zeit erſchienenen Mémoires du général Dumouriez geleſen hat, läßt mit Recht erwarten, daß dieſe vollſtändige Lebensbeſchreibung eines ſo merkwürdigen Mannes ihm gleichfalls eine angenehme Erſcheinung ſeyn werde, um ſo mehr, da ſie ächt und von demſelben wirklich geſchrieben iſt.

In Abſicht der Namen könnte ſich vielleicht manche Unrichtigkeit, wenigſtens in der Ueberſetzung des erſten Theiles finden, woran die zuweilen undeutliche Handſchrift

des Originals, woraus ich dieſen Theil überſetzte, Schuld iſt.

Bei dem dritten Kapitel des erſten und dem vierten und fünften des zweiten Buchs, muß derjenige Leſer, welcher nicht bloß unterhalten, ſondern auch unterrichtet ſeyn will, eine gute Specialcharte von Corſica und der Normandie zur Hand nehmen.

Inhalt des erſten Buchs.

Erſtes Kapitel. Geburt und Erziehung des Generals Dümouriez. . . . . S. 3
Zweites Kapitel. Der ſiebenjährige Krieg. . . 16
Drittes Kapitel. Reiſe nach Corſica. 42
Viertes Kapitel. Reiſe nach Spanien und Portugal. 83
Fünftes Kapitel. Corſicaniſcher Krieg. Feldzug von 1768. 116
Sechstes Kapitel. Corſicaniſcher Krieg. Feldzug von 1769. 160
Siebentes Kapitel. Polniſcher Krieg. Feldzug von 1770. 191
Achtes Kapitel. Polniſcher Krieg. Feldzug von 1771. 251
Neuntes Kapitel. Rückkehr nach Frankreich. . 312
Zehntes Kapitel. Revolution in Schweden. . 324

Inhalt des zweiten Buchs.

Erſtes Kapitel. Die Baſtille. . . . . . . S. 337

Zweites Kapitel. Schloß zu Caen. Heurath. . 400

Drittes Kapitel. Beſondere Aufträge in den Jahren 1775, 1776, 1777. 421

Viertes Kapitel. Commando in Cherbourg. Americaniſcher Krieg. 441

Fünftes Kapitel. Der Hafen zu Cherbourg. . 480

Sechstes Kapitel. Bemerkungen. 531

Lebensbeſchreibung

des

Generals Dümouriez.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Geburt und Erziehung des Generals Dümouriez.

Nicht Eitelkeit treibt den General Dümouriez an, ſeine Lebensbeſchreibung aufzuſetzen. Es iſt ein Geſchenk, welches er ſeinen Verwandten, Freunden und Anhängern ſchuldig iſt; es iſt eine Schutzwehr, die er ſeinen Feinden und Verfolgern entgegenſetzt, und vielleicht ein ſehr heilſamer Unterricht für ſeine Zeitgenoſſen und für die folgenden Jahrhunderte. In dem bunten Gemählde eines ſehr thätigen Lebens zeigt ſich auch kein Zug, vor welchem er erröthen dürfte. Er hat oft Fehler begangen, und ſich ſogar Irrthümer vorzuwerfen, aber keine Verbrechen; nie hat er ſich irgend einem Laſter ergeben, nie gewankt in ſeinen Grundſätzen, und ſeine Irrthümer entſtanden nur aus Mei-

nungen, die durch den Wunſch nach Verbeſſerung, wodurch dem Guten ſo oft geſchadet wird, überſpannt waren.

Ohne ſich mit einem ſo großen Manne als Phokion zu vergleichen, hat er gleich dieſem erfahren, daß das Glück, welches gegen die Rechtſchaffenen ankämpft, ihnen oft, ſtatt der Ehre und Belohnungen die ſie für ihre großen Arbeiten verdienen, Klagen, Vorwürfe und Verläumdungen zuzieht, und das Zutrauen, welches man ihrer Tugend ſchuldig iſt, raubt. Da er nie ſehr nach Glück trachtete, ſo war er auch kalt im Unglück. Seinen Charakter und ſeine Philoſophie ſetzt er jeder Abwechſelung in ſeinem Leben entgegen. Von einer chimäriſchen Freiheit, die nur Ausſchweifungen und Verbrechen erzeugt, nicht mehr getäuſcht, glaubt er, daß alle Regierungsformen, ausgenommen eine übertriebene Democratie, die Völker glücklich machen können, daß allein der rechtſchaffene Mann glücklich iſt, und daß alle Laſterhaften Sklaven ſind. Von dieſer Wahrheit haben ihn die Verbrechen und die Anarchie, welche ſein unglückliches Vaterland verwüſten, ſchmerzlich überzeugt; er findet darin den Beweis von

Plutarch's großem Grundſatze: daß die Tugend in der graden Mittelſtraße, die gleich weit von beiden Extremen entfernt iſt, beſtehet. Eben die Bewandniß hat es mit dem Glück, ſowohl dem öffentlichen als dem Privatglück. Ein Volk, welches ſeine Freiheit mißbraucht, iſt ein wildes Ungeheuer, deſſen Ausſchweifungen und Eigenſinn früh oder ſpät durch ſchwere Feſſeln unterdrückt werden müſſen. Er erwartet alſo ſein Vaterland noch weit größerm Elende preis gegeben zu ſehn, und das Gemählde deſſelben wird das Unglück ſeines noch übrigen Lebens ſeyn.

Karl Franz Dümouriez ward 1739 den 25. Januar zu Cambrai gebohren. Er ſtammt von der jüngern Linie einer alten adlichen Parlements-Familie in Provence, die unter dem Namen dü Perier bekannt iſt, ab. Eine gewiſſe Anna de Mories oder Mouries, auch von adlicher Abkunft, heirathete einen Franz dü Perier, den Aeltervater unſers Generals Dümouriez, deſſen Großvater väterlicher Seite in zwei Ehen 24 Söhne und 8 Töchter zeugte. Von dieſer zahlreichen Familie nah-

men einige Mitglieder den Namen de Mouriez an, woraus durch eine pariſer Verſtümmelung Dûmouriez geworden iſt. Einer von denen, die dieſen Namen, der ihm ſo werth war, angenommen hatten, war der Vater unſers Generals. Sein Sohn iſt nie geneigt geweſen ihn abzulegen, und ſich wieder nach der Familie dû Perier zu nennen.

Sein Vater, der unter dem Regiment Picardie gedient hatte, bei welchem ſieben Brüder zugleich ſtanden, erhielt 1733 eine Kriegscommiſſairſtelle, weil er das Fräulein von Chateauneuf, eine Nichte des berühmten Generallieutenant Buſſy, der als Befehlshaber der franzöſiſchen Armee im letzten Kriege in Indien ſtarb, heirathete. Dûmouriez iſt der jüngere Bruder zweier Schweſtern, wovon die eine Aebtiſſin von Fervacques zu St. Quentin, die andere Wittwe eines Barons Schomberg oder Schönberg iſt, der in franzöſiſchen Dienſten als Generallieutenant ſtarb.

Seine erſte Jugend brachte Dûmouriez ſehr peinlich zu. Bis beinahe zu ſeinem ſiebenten Jahre war er lahm, ſchleppte ſich nur in einem Lehnſtuhl fort, und war faſt ganz in Eiſen

eingeſchnürt. Damals kannte man in Frankreich Rouſſeau's Erziehungsſyſtem noch nicht, welches man nachher ſo ſehr übertrieben hat, wie denn die Franzoſen alles übertreiben. In jenem eiſernen Gefängniß wurde ſein Wachsthum verkümmert; das Kind bekam die engliſche Krankheit, wurde übellaunig und aufgegeben, weil man an ſeinem Leben verzweifelte.

Zum Glück hatte ein Kantor an der Domkirche zu Cambrai, der die Schweſtern in der Muſik unterrichtete, Mitleid mit dem Kinde, nahm es zu ſich und befreite es aus ſeinen Banden. Das Kind, welches ſich gar nicht aufrecht halten konnte, kroch einige Wochen lang auf den Händen, gewann wieder Kräfte, wurde grade, und gegen alle Erwartung ſehr ſtark, und zu den größten Anſtrengungen und Arbeiten fähig. Dieſer zweite Vater, ein achtungswerther Geiſtlicher, hieß Abbé Fontaine, und ſtarb in einem hohen Alter als Kanonikus von Cambrai. Außer der Sorge für das körperliche Wohl ſeines Zöglings, der drei Jahre bei ihm blieb, bildete er auch deſſen Seele nach dem Muſter ſeiner eigenen guten und tugendhaften.

Als Dümouriez neun und ein halbes Jahr alt war, kam er wieder in das Haus ſeines Vaters, eines der unterrichtetſten und tugendhafteſten Menſchen in Frankreich. Seine Mutter hatte er in ſeiner frühen Jugend verlohren, und alles was er ſich von ihr erinnert, iſt, daß ihn der Abbē Fontaine bei ihrer Beerdigung in dem Augenblick als er in die Grube ſtürzen wollte, entfernen mußte. Sein Vater unterrichtete ihn in der lateiniſchen Sprache, ſo daß er nach einem halben Jahre in die dritte Klaſſe kommen konnte. Hierauf ſchickte er ihn nach Paris ins Ludwigs-Collegium. Dieſer verehrungswürdige Mann hatte damals nur 8000 Livres Einkünfte, wovon er 1500 zur Erziehung ſeines Sohnes, und eben ſo viel zur Erziehung der beiden Töchter beſtimmte.

In jenem Collegium blieb er drei Jahre, und verließ daſſelbe 1753 als Schüler der rhetoriſchen Klaſſe. Sein Vater nahm ihn wieder zu ſich bis 1755, unterrichtete ihn ſelbſt im Engliſchen, Italieniſchen, Spaniſchen und Griechiſchen; fürs Deutſche hielt er ihm einen Sprachmeiſter. Zugleich unterwies er ihn

ſelbſt in der Mathematik, Geſchichte und Politik. Die Frau von Schomberg, damals noch unverheirathet, genoß dieſen Unterricht gemeinſchaftlich mit ihrem Bruder, ausgenommen die Muſik, worin ſie es ſehr weit brachte. Denn der Vater wollte nicht zugeben, daß jener ſich auf die Muſik und Mahlerei legen ſollte, obgleich er vielen Geſchmack und Anlage zeigte. Seine ganze Erziehung zweckte blos auf das Nützliche ab, mit gänzlicher Aufopferung des Angenehmen. Er ſelbſt war Mahler, Tonkünſtler und Dichter. Von ihm haben wir in franzöſiſchen Verſen eine Ueberſetzung oder Nachahmung des Gedichts Richardet, eines Werks voll Geſchmack, Witz und Philoſophie. Noch einen andern beſondern Grundſatz hatte er. Er behauptete, daß das Gedächtniß dem Verſtande hinderlich wäre und die Faſſungskraft erſchwerte. Deswegen wollte er nie zugeben, daß ſein Sohn etwas auswendig lernte; er ſollte leſen, vergleichen, nachdenken und eigne Ideen haben. Er ließ ihn oft Unterſuchungen anſtellen, um ihn zum genauen und richtigen Urtheile zu gewöhnen.

Dümouriez hatte in dem Collegium zu Paris eine faſt übertriebene Leidenſchaft für die Lectüre bekommen. Da die Jeſuiten, denen ſeine Erziehung anvertrauet war, einen feurigen Geiſt in ihm entdeckten, ſo ſuchten ſie ihn durch dieſe Leidenſchaft für ihren Orden zu gewinnen. Maimbourg's Kirchengeſchichte, Charleroix Geſchichte von Canada, Japan und vorzüglich die artigen erbaulichen Briefe (lettres édifiantes) hatten in ihm ein großes Verlangen zu Reiſen erweckt, welchem er nicht beſſer Genüge leiſten zu können glaubte, als wenn er Jeſuit und Miſſionär würde. Sobald er das Collegium verließ, theilte er dieſen Wunſch ſeinem Vater mit. Dieſer war zu ſehr Philoſoph, um die Leidenſchaft ſeines Sohnes durch Widerſpruch zu reizen. Sie zu beſtreiten, bediente er ſich der nehmlichen Waffen, wie die Jeſuiten. Ohne ſcheinbare Abſicht gab er ihm die Provinzialbriefe, die Moral der Jeſuiten, Bayle's Analyſe, einige Werke Voltair's, mancherlei Reiſen, militäriſche Werke, die alte Geſchichte des Abt Rollin, die römiſche und griechiſche Geſchichte, den Plutarch und Montaigne in die

Hand. Alle dieſe Schriften verſchlang Dümouriez. Da alle Stunden des Tags zu ſeinen Studien angewandt wurden, ſo widmete er ihnen die Nächte, und von der Zeit an gewöhnte er ſich zu einem ſehr kurzen Schlaf.

Während acht oder neun Monate ſprach ſein Vater mit ihm von dem Plane Jeſuit zu werden gar nicht. Eines Tags, nach einer ſehr philoſophiſchen Unterhaltung, ſprach er zu ihm: „Mein Sohn, es iſt Zeit, daß du dich für etwas beſtimmſt. Ich bin nicht reich, und da dein Entſchluß, von welcher Art er auch ſey, Aufwand verurſachen wird, ſo muß ich ihn doch zuvor wiſſen, um jeden andern einzuſchränken.“ — „Mein Vater,“ antwortete Dümouriez, indem er ihm um den Hals fiel, „ich will alles werden was Sie wollen, nur kein Mönch.“ Nun war die Rede gar nicht weiter davon, und ſein Vater erlaubte ſich auch nicht einmal den geringſten Scherz über dieſen ſo feurig ergriffenen und eben ſo ſchnell aufgegebenen Ruf. Aber er iſt immer mit den Vätern dieſes Ordens, die an ſeiner Erziehung gearbeitet hatten, in Verbindung geblieben. Die Jeſuiten hatten das große Talent, den

Geiſt ihrer Schüler durch Selbſtliebe zu erhö=hen, ihnen Muth, Uneigennützigkeit und Selbſt=verleugnung einzuflößen.

Sein Vater fand wenig Vergnügen an ſeinem Amte als Kriegscommiſſair, obgleich er es mit vielem Talent verwaltete. Seine große, ſtolze und ernſte Seele haßte das an ſich kleinliche und der Rechtſchaffenheit gefähr=liche Detail. Noch immer lag ihm der Mili=tärſtand am Herzen, den er nur aus der Nothwendigkeit ſein Glück zu machen, verlaſ=ſen hatte. Er wollte nicht, daß ſein einziger Sohn dieſen mißlichen Stand wählen ſollte; vielmehr hätte er gewünſcht, daß derſelbe die Laufbahn der Politik oder der Rechtsgelehr=ſamkeit beträte. In Abſicht der letztern waren ſie nur in dem Punkte verſchiedener Meinung, daß der Sohn wohl Advokat, aber nicht Rath werden wollte. Jenes war einträglicher, dieſes mit mehr Ehre verbunden. Bei dieſer Un=ſchlüßigkeit in der Wahl legte er ſich ſowohl auf das Staats= als bürgerliche Recht, und es wurde ausgemacht, daß der Sohn aus Ge=fälligkeit für den Vater, dem Kriegsſtande ent=ſagen wollte. Er mußte jedoch ſeine körperli=

chen Fähigkeiten entwickeln, und reiten und fechten lernen.

Sein Vater befürchtete nicht, daß er etwas vergeſſen möchte, da er nie etwas auswendig gelernt hatte. Das Leſen durfte er ihm nicht erſt empfehlen; es war ſeine Lieblingsneigung. Er ſchickte ihn nach Verſailles zu einem ſeiner Oheime, einem Beamten des Herzogs von Brilliere. Hier beſuchte er die Reitbahn im Jagdhauſe, und lernte fechten mit den königlichen Pagen. Dieſer Theil ſeiner Erziehung, der nur einige kleine Geſchenke an die verſchiedenen Lehrer koſtete, währete ein Jahr. Des Nachts las er, und nach geendigten Lectionen, arbeitete er aus Begierde ſich zu unterrichten mit ſeinem Oheim, und erwarb ſich genauere Bekanntſchaft mit der innern Verwaltung Frankreichs. Nach Verlauf eines Jahrs begab er ſich als ein tüchtiger Reiter und guter Fechter wieder zu ſeinem Vater zu St. Germain en Laye, wo er während des Jahres 1756 ſeine Bildung unter dieſem vortreflichen Lehrer vollendete.

Nun brach der ſiebenjährige Krieg aus. Hier kam es darauf an, mit fünf oder ſechs

andern Mächten den König von Preußen mu-thig — zu plündern. Dies Geſchäft wurde dem Prinzen von Soubiſe aufgetragen, und der Marſchall d'Etrees ſollte mit 100000 Mann die hannöverſchen Lande erobern. Dümouriez's Vater wurde zu einem der Kriegscommiſſäre dieſer Armee ernannt, und ließ ſich ſeinen acht-zehnjährigen Sohn, der ihn nicht verlaſſen wollte, adjungiren. Beide reiſeten den 8. Fe-bruar 1757 nach Maubeuge ab, mit Wünſchen für den großen Friedrich erfüllt.

Zwei Tage vor ihrer Abreiſe ereignete ſich der Mordanſchlag auf den König Ludwig XV durch Damiens. Die Nachricht davon kam um 7 Uhr Abends nach St. Germain en Laye: es fror heftig. Alles eilte mit Schrecken und Verzweifelung nach Verſailles. Ohne Hut und Degen kam man Abends um neun Uhr an. Die Liebe der Franzoſen für ihren König, ihre Beſtürzung und Zärtlichkeit gaben ein rührendes Schauſpiel ab. Und doch war die-ſer König ein Wüſtling, der ſich durch eine ungeſtüme Mätreſſe regieren ließ, welche die Völker unglücklich machte, um einige Günſt-linge emporzubringen. Aber das franzöſiſche

Volk war gutmüthig und hatte Empfindung, ohne daß man ihm Feigheit und Niederträchtigkeit vorwerfen konnte. Es war geduldig, nicht ſklaviſch; ſelbſt unter den ſchlechteſten Königen iſt es das nicht geweſen.

Eben dieſes Volk hat hernach mit einer barbariſchen Freude und grauſamen Ungerechtigkeit den Enkel Ludwigs XV ermordet, welcher keines der Laſter deſſelben an ſich hatte, und ihm nur an Schwäche gleich kam. Wurde das Volk tyranniſirt als es dieſes entehrende Verbrechen beging? Nein, es war Souverain; es mißbrauchte dieſen Namen. Iſt es ſeit dieſer Kataſtrophe frei? Nein, es zittert ſämmtlich vor der Guillotine, und iſt gebeugt unter dem Despotismus von ſechs oder ſiebenhundert Menſchen aus den Hefen der Nation. Womit wird dieſer neue Despotismus endigen? Mit einem Könige, nachdem es alle Arten von Elend einer tollen Anarchie länger oder kürzer wird ausgeſtanden haben.

Zweites Kapitel.

Der ſiebenjährige Krieg.

Nach ihrer Ankunft zu Maubeuge begaben ſich Dümouriez Vater und Sohn zu zwei Regimentsquartiermeiſtern, um den Marſch einer Colonne, die der Graf von St. Germain commandirte, zu berichtigen. Der Sammelplatz der Armee war das Herzogthum Cleve. Der eine dieſer beiden Staabsofficiere Montaget war ein Mann von vielen Talenten und ſehr thätig; der Andere unwiſſend und träge. Sie waren zu Pferde, die beiden Commiſſaire in einem guten Wagen. Die Jahrszeit war rauh und der Boden mit Schnee bedeckt. Der Tauſch gieng bald vor ſich. Der Officier ſtieg in den Wagen, und Dümouriez aufs Pferd. Montaget, der die Feldzüge in den Niederlanden

den unter dem Marſchall von Sachſen gemacht hatte, erzählte ihm dieſelben und ſetzte ſie ihm auf dem Schauplatze ſelbſt auseinander. Dafür diente ihm der junge Mann mit Eifer bei ſeinen wichtigen Geſchäften, und lernte unter dieſem guten Anführer die erſten Grundſätze des Krieges.

Bei ihrer Ankunft zu Weſel wurden ſie bei der Diviſion des Marquis d'Armentieres, der hernach als Marſchall von Frankreich ſtarb, angeſetzt. Dieſer General, der bis zur Verwegenheit herzhaft war, fand bei dem jungen Dümouriez Verſtand und guten Willen, und machte ihn daher zu ſeinem Adjudanten. Nach dem Treffen bei Haſtenbek mußte der Vater des jungen Mannes mit dem General-Quartiermeiſter Marquis Dauvet, mit zwei Bataillons und vier Escadrons, die Verwaltung von Oſtfriesland übernehmen. Sein Sohn mußte alſo ſeinen ihm ſo werthen General verlaſſen, und ihm folgen. Ein öſterreichiſcher Generallieutenant, Graf von Piſa, kam von Antwerpen an, um mit zwei öſterreichiſchen Bataillons von Plaz und Karl von Lothringen das Kommando in Oſtfriesland zu übernehmen. Dauvet

reiſete wieder ab, und ließ die Truppen unter deſſen Kommando. Dûmouriez wurde wieder Kriegscommiſſär. Der Dûc de Broglio, jetzt Marſchall von Frankreich, gieng auf Bremen los.

Dûmouriez ward von ſeinem Vater zu dieſem General abgeſandt, um mit ihm die Einhebung der Contributionen zu verabreden, und fand denſelben beim Angriff auf zwei Dörfer nahe bei dieſer Stadt. Hingeriſſen von ſeiner Lebhaftigkeit, begab er ſich unter eine Grenadiercompagnie von der königlichen Legion, deren Anführer St. Victor, ein vortreflicher Officier, war, welcher nachher als Generallieutenant ſtarb. Das Dorf, welches, ſo viel er ſich erinnert, Oſterwik hieß, wurde genommen; er erhielt dabei eine Contuſion und einige Kugeln im Rock. Hierauf richtete er ſeinen Auftrag bei dem Dûc de Broglio aus, der ihm ſehr rieth, ſeinen Schreiberſtand zu verlaſſen und Dienſte zu nehmen.

Bei ſeiner Zurückkunft nach Emden fand er den General Piſa ſehr in Unruhe. Siebenzehn engliſche Kriegsſchiffe waren angelangt, und ſchienen den Platz zu bedrohen. Es fehlte

an Ingenieurs. Dümouriez bot ſich an, und errichtete verſchiedene Batterien auf den Deichen und auf der kleinen Inſel Neſſerland vor dem Hafen. Die Engländer zogen ab, und die Arbeiten wurden eingeſtellt. Der ſchimpfliche Rückzug aus Hannover geſchah im Winter $175\frac{7}{8}$. Die Räumung von Oſtfriesland war die Folge davon. Dümouriez hielt ſich bei dem Rückzuge bei der Arriergarde auf, die bei Rhede im Münſterſchen beunruhigt wurde. Er kehrte mit ſeinem Vater, der an Steinſchmerzen litt, nach St. Germain en Laye zurück. Während dieſes Feldzuges hat er nichts vernachläſſigt, was zum Detail der Einrichtung einer Armee gehört, und dieſes war ihm in der Folge ſehr nützlich; aber er hatte dabei einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ſein Geſchäft und eine entſchiedene Vorliebe für den Kriegsdienſt gefaßt.

Sein Vater war krank, und konnte nicht mehr ſein Führer ſeyn. Eines Morgens, gegen das Ende des Januars 1758, begab er ſich nach Verſailles zu Herrn de Cremilles, Generallieutenant und Director des Kriegsdepartements unter dem Marſchall de Bellisle. Dieſer

hielt viel auf ſeinen Vater, deſſen vertrauter Freund Herr de Cremilles war. Er erzählt ihm umſtändlich ſeinen Feldzug, geſteht ihm ſeine Abneigung gegen ſeinen jetzigen Stand, und bittet ihn, ihm zu einer Officierſtelle bei der Reuterei zu verhelfen, weil es in einem Alter von neunzehn Jahren zu ſpät wäre, bei der Infanterie von unten auf zu dienen. Nach einiger Ueberlegung ſtellte ihn der Herr de Cremilles dem Miniſter vor, der davon mit dem Vicomte Descars, Oberſten eines Cavallerieregiments, ſprach, welcher ihm die erſte erledigte Stelle verſprach. Dûmouriez kommt zu ſeinem Vater zurück, ſagt ihm was er gethan, und iſt ſo glücklich, ſeinen Beifall zu erhalten, worauf er ſich anſchickt, in Erwartung der verſprochenen Beförderung als Freiwilliger zu dienen. Voller Freude ſprach er zu ſeinem Vater: „Sie machen mich glücklich; da ich aber ſo ſpät in Dienſte trete, ſo habe ich keine Zeit zu verlieren. Ich ſchwöre Ihnen, ich will entweder bleiben, oder in vier Jahren Ludwigsritter ſeyn.“ Das war ein ſchlechter Troſt für einen Vater, der ſich ſo

viel Mühe für ſeinen einzigen Sohn gegeben hatte. Er hielt Wort.

Sein Regiment ſtand ſeit ſeiner Stiftung in dem gröſsten Rufe der Tapferkeit. Der Wahlſpruch in den Standarten war: Thue deine Schuldigkeit, dann mag daraus werden was da will. Dies hat ſich Dümouriez zum Grundſatz für ſein ganzes Leben gemacht. In der Rosbacher Schlacht war es, nachdem es unter Anführung des Marſchall de Caſtries auf die Leibgarde des Königs von Preuſſen eingedrungen war, ſo ſehr mitgenommen worden, daß von acht Capitains nur vier am Leben blieben, nur hundert Reuter davon kamen, deren nur dreißig nebſt einem einzigen Officier ohne Wunden waren. Man hatte es nach der Normandie geſchickt, um ſich zu rekrutiren, und es war dabei mit ſo vielem Fleiß zu Werke gegangen, daß es im Mai 1758, als Dümouriez ſich bei demſelben einfand, vollzählig und in ſchönem Stande war. Bei ſeiner Ankunft traf er noch zwölf andere Freiwillige bei demſelben an, und verſchiedene, die den erſten Feldzug mitgemacht hatten. Dies verzögerte ſeine Aus-

ſichten, ſo daß er ein halbes Jahr als gemeiner Reuter diente.

Die lebhafte und abwechſelnde Erziehung, die er von ſeinem braven Vater erhalten hatte, gab ihm viele Vorzüge vor ſeinen Cameraden. Er hatte ſich eine kleine Bibliothek ausgeſucht, die er immer bei ſich im Kriege hatte. Sie beſtand aus der Bibel, Montaigne's Verſuchen, dem Horaz, den Denkwürdigkeiten Cäſar's, Montecuculi's und Feuquiere's, dem vollkommenen Feldherrn des Dûc de Rohan, und aus le Blond's Geometrie. Dieſe las und ſtudirte er beſtändig, nebſt ſo viel andern Büchern in verſchiedenen Sprachen, als er habhaft werden konnte. Er lebte oft allein, und ohne ſich Vergnügen zu verſagen, vermied er die Caffeehäuſer, Billiards, das Spiel, die Garniſongeſellſchaften und kurz alle die Nothbehelfe des Müſſiggangs, deren er nicht bedurfte. Demohngeachtet ſicherte ihn ſein offenes und heiteres Weſen vor dem Neide, und er hat nie unter ſeinen Cameraden Feinde gehabt.

Das Regiment Descars verlohr indeſſen bald die Ruhe, in der man es bis dahin in

der Normandie gelaſſen hatte. Die Englän-der nahmen Cherbourg durch die feige Dumm-heit eines gewiſſen Marechal de Camp Rai-mond weg. Man zog bei Valognes eine kleine Armee zuſammen, und führte einen ſchlecht genug ausgeſonnenen kleinen Krieg in dem Walde von Cherbourg, wo Dümouriez einen engliſchen Dragonerofficier gefangen nahm. Die Engländer ſchifften ſich wieder ein, und ließen ſich bei St. Cath in Bretagne ſchlagen. Die Regimenter Bourbon und Descars erhiel-ten Ordre wieder nach Deutſchland zurückzu-kehren, wo ſie gegen den Schluß des Jahres ankamen. Damals erhielt Dümouriez ſein Patent als Officier.

1759 machte das Regiment den Feldzug unter Anführung des Marquis d'Armentieres, der gegen ſeinen alten Adjudanten ſehr gütig war. Ihm war aufgetragen, mit 7 bis 8000 Mann Münſter zu Hülfe zu kommen, wo der General Boinſereau ſich großen Ruhm erwarb, und den Marquis de Goullon verdunkelte, der in jenem Orte commandirte. Der hannöver-ſche General Imhof deckte die Belagerung mit einem etwas ſtärkern Corps, als das des

Marquis d'Armentieres, der ſich ſehr gut nahm und drei glänzende Actionen ausführte, den Uebergang über die Lippe bei Haltern im Angeſicht des General Imhof, den er verdrängte und ſchlug, und die Treffen bei Emsdetten und Albaxen, während welcher er einen großen Transport nach Münſter brachte. In dem Treffen bei Emsdetten bekam Dümouriez eine Contuſion an der Hüfte von einer Flintenkugel. Münſter capitulirte jedoch nach einer merkwürdigen Belagerung, und man ging in die Winterquartiere. Durch den Marſch des Prinzen Ferdinand über Heſſen und Frankfurt wurden dieſelben beunruhiget, und das Regiment Descars marſchirte nach der kleinen weſtphäliſchen Grafſchaft Hachenburg, wo ein Winterfeldzug gemacht wurde.

Dümouriez's Vater war während des Feldzuges zum Intendanten der Armee des Marſchalls de Broglio ernannt. Er überwarf ſich mit dem Grafen Broglio, Generalquartiermeiſter bei der Armee ſeines Bruders. Als ein paar ſtolze und hitzige Männer konnten ſich der Chef des Generalſtabes und der Intendant der Armee nicht vertragen. Dieſer

wurde dem Sieger bei Bergen aufgeopfert. An ſeine Stelle kam der berüchtigte Foullon, eines der erſten Opfer der franzöſiſchen Revolution 1789.

Dieſe Widerwärtigkeit des alten Dümouriez wurde ihm erſetzt durch eine Erbſchaft von 50000 Thalern, die ihm zufiel, als er ſie eben am wenigſten erwartete. Der Marſchall de Bellisle hatte ihm das Departement von Paris als Commiſſaire-Ordonnateur gegeben: ſeine Geſundheit war ſehr mißlich geworden. Er kaufte ſich in der Nähe von St. Germain en Laye ein kleines Landgut, wohin er ſich mit ſeiner Tochter begab, die 1764 den Baron von Schomberg heurathete. In dieſer Einſamkeit lebte er philoſophiſch bis an ſeinen Tod im Anfange des Jahres 1769. Ungeachtet vieler Philoſophie, hatte ſeine Kränklichkeit, das Andenken an ſo viel erfahrne Ungerechtigkeiten, ein zu lebhafter und zu empfindlicher Charakter, ihm doch gegen das Ende ſeines Lebens einen gewiſſen Menſchenhaß und Härte mitgetheilt, die ihn und die, welche ihn umgaben, unglücklich machten. Mit Genie gebohren, und mit Talenten verſehen, die zu den

anſehnlichſten Stellen tüchtig machen, war er ſeiner vom Zufall abhängenden Geburt wegen, auf den unrechten Poſten geſtellt, und er iſt nie glücklich geweſen, denn er behielt bis an ſeinen Tod einen Ehrgeiz, der mit der Mittelmäßigkeit ſeines Standes im Widerſpruch ſtand. Er war brav, edel, großmüthig, ſtrenge, rechtſchaffen; aber obgleich er mit den weitläuftigſten Kenntniſſen die angenehmſten Talente vereinigte; ſo war er doch weder geſchmeidig noch gefällig, und ſein altfränkiſcher Charakter mußte ihn den Austheilern der Gnadenbezeugungen eines verderbten Hofes widerlich machen. Sie ließen es ihm nicht an Beweiſen von Achtung und Abſcheu fehlen.

1760 ſtand das Regiment Descars bei der Armee des Grafen St. Germain. Die Armee des Marſchalls de Broglio marſchirte von Frankfurt ab, um in Heſſen einzudringen, und obgleich es weit beſſer geweſen wäre, St. Germain allein agiren zu laſſen, ſo befahl ihm der Marſchall doch aus Eiferſucht, zu ihm zu ſtoßen. Die Vereinigung geſchah in der Ebene von Corbach, nach einem Treffen, wovon der Graf St. Germain alle Beſchwerde hatte,

der Marſchall aber ſich alle Ehre zueignete. Dieſes Treffen war an ſich ziemlich unbedeutend, ſo wie die beiden andern bei Wolfhagen und Volkmüſſen, welche St. Germain's Armee einige Tage nachher lieferte. Der Prinz Ferdinand blieb dem Marſchall Broglio, obgleich mit weit ſchwächerer Anzahl, immer im Geſicht, und ſchlug bald die Sachſen auf deſſen rechten Flügel an der Fulda, bald den linken bei Warburg. Dieſer machte einen Theil der Armee des Grafen St. Germain aus, die man zerſtückelt hatte. Der Marſchall hatte es dahin gebracht, daß dieſer General, der nur ein bloßer Edelmann war, welchen die Hofleute einen Glücksofficier nannten, ungehalten ward, und in däniſche Dienſte ging. Dümouriez verlohr an ihm einen guten Beſchützer.

Aus einem Theil ſeiner Armee hatte man eine Diviſion von 18000 Mann gemacht, woraus der linke Flügel der Armee des Marſchalls beſtand, die der Prinz Ferdinand in ihrem Lager bei Corbach eingeſchloſſen hielt. Er ſelbſt ſtand in der nehmlichen Ebene in dem Lager bei Sachſenhauſen. Der Marſchall detaſchirte

dieſe Diviſion unter dem Befehl des General-lieutenants, Ritters dû Muy, der hernach als Kriegsminiſter und Marſchall von Frankreich ſtarb, um hinter den rechten Flügel des Prinzen Ferdinand zu kommen, und über die Diemel bei Warburg zu gehen. Der Prinz Ferdinand hatte ihm ein Corps von 15000 Mann unter dem General Spörken entgegengeſtellt, und verſtärkte denſelben den 30. Auguſt mit 25000 Mann unter dem Befehl des Erbprinzen, jetzigen Herzogs von Braunſchweig. Den 31. Auguſt wurde der General dû Muy angegriffen, umzingelt und mit einem Verluſte von 6000 Mann völlig geſchlagen. Bei dem Rückzuge über die Diemel ſammlete Dûmouriez bei einer Standarte ſeines Regiments, die einer ſeiner Cameraden, Namens Martigny trug, 200 Reuter von verſchiedenen Regimentern, rettete eine Batterie von fünf Zwölfpfündern, die ein braver Oberſtlieutenant von der Artillerie Rûſſy, ſein vertrauter Freund, commandirte, und deckte den Rückzug der Schweizer-Brigade Yenner und beſonders des Regiments Lochmann, welches ſich tapfer hielt, und deſſen erſtes Bataillon in der Diemel ge-

fangen genommen wurde. Ihm wurde ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen und er erhielt zwei Contuſionen von Schüſſen am rechten Knie und am Kopfe. Dafür bekam er ein Geſchenk von hundert Thalern, wovon er die Hälfte unter ſeine Compagnie vertheilte.

Während der Marſchall Broglio mit 100,000 Mann im Caſſelſchen gegen den Prinzen Ferdinand, der ungefähr 80000 Mann hatte, gleichſam Verſteck ſpielte, hatte man gar keine Truppen am Niederrhein gelaſſen. Der Erbprinz marſchirte plötzlich mit 20000 Mann ab, ging durch die Grafſchaft Mark, um Weſel zu belagern, wo nichts in Ordnung war um eine Belagerung auszuhalten, nicht eine Palliſade. Das ſehr unvollzählige Schweizerregiment von Reding, ein Bataillon Miliz von St. Denys und hundert Mann Cavallerie machten die ganze Garniſon aus. Hätte der Erbprinz bei dieſer Expedition mit dem glänzenden Feuer gehandelt, welches ihn damals vor allen Generalen der feindlichen Armee auszeichnete, hätte er den Ort dreiſt angegriffen, ſo war derſelbe erobert. Er wollte aber methodiſch verfahren, und verlohr die koſtbare Zeit.

Der Marquis de Caſtries hatte das Commando der bei Warburg geſchlagenen Diviſion übernommen. Er hatte einen weitern Weg zu machen, als der Erbprinz, aber er langte mit einer erſtaunlichen Schnelligkeit zu Cöln an. Zu ihm ſtießen einige Regimenter aus einem Lager, welches wir bei Nieuport hatten, um öſterreichiſch-Flandern gegen die engliſchen Escadern zu decken. Er ſchickte einen vortreflichen Officier von den leichten Truppen, Sionville, ab; dieſer ſchiffte ſich zu Cöln ein, ſtieg bei Weſel ans Land und hatte das Glück, ſich ungeachtet des Feuers der feindlichen Batterien in die Feſtung zu werfen.

Um ſeinen Fehler wieder gut zu machen, ging der Erbprinz über den Rhein, griff die Franzoſen bei Cloſterkamp an, überfiel ſie in der Nacht in ihrem Lager, würde ſie geſchlagen haben, hätte Fiſcher in der Abtei ihm nicht Widerſtand geleiſtet, und wäre der Graf Rochambeau, Oberſter des Regiment Auvergne, nicht ſo tapfer geweſen, ging wieder über den Rhein zurück, nachdem er zurückgeſchlagen war, hob die Belagerung von Weſel auf und machte einen ſchönen Rückzug.

Den Abend vor dieſem Treffen, während die franzöſiſche Armee marſchirte um ihr Lager längſt des Canals zu nehmen, den linken Flügel zu Kloſterkamp, das Centrum zu Campenbrück, und den rechten Flügel gegen Rhinberg, wurde Dümouriez, der bei dem Marechal de Camp, Grafen von Thiars, auf Ordonanz war, von dieſem General von dem linken nach dem rechten Flügel abgeſchickt. Er langte vor der Colonne an, traf Grenadiere zu Pferde von Fiſcher, und Dragoner von Beaufremont an, ging mit ihnen über den Canal, ritt längs demſelben, um nach dem rechten Flügel zu kommen, beſtändig ihnen im Geſicht, und ward ſo von zwanzig feindlichen Huſaren angefallen. Er vertheidigt ſich, ruft die Schurken zu Hülfe, die davon laufen, ſchießt zwei Huſaren nieder, ſein Pferd fällt todt unter ihm hin, und zum Unglück klemmt ſich der linke Steigbügel, der von weichem Eiſen war, durch die Schwere des Pferdes um ſeinen Fuß. Sein Bein macht er los, findet aber, daß der Fuß feſt iſt, und hält in dieſer Lage ein Gefecht von fünf bis ſechs Minuten ab gegen wüthende Menſchen.

Er duckt ſich zwiſchen eine Hecke hinter ſeinem Rücken und ſeinem Pferde, verwundet noch drei Menſchen und verſchiedene Pferde. Die Barbaren ziehen ſich ſo weit zurück, daß er ſie nicht mit dem Säbel erreichen kann, ſchließen einen Kreis um ihn und feuern mit Piſtolen und Carabinern ganz dicht auf ihn. Eine Kugel nimmt ihm den Mittelfinger der rechten Hand weg, zerſchmettert den Griff ſeines Säbels und entwaffnet ihn; eine andere verſengt ihm die Augenbraunen, Augenlieder und die Haare, und überzieht ſein Geſicht mit Pulverkörnern. In dem Augenblick, wo er gewiß würde untergelegen haben, erſcheint ein Schutzengel, der Baron von Behr, Adjudant des Erbprinzen. Der Prinz recognoſcirte, und die Huſaren gehörten zu ſeiner Bedeckung. Der Baron von Behr mußte zum Säbel greifen, um ſie abzuhalten, daß ſie Dümouriez nicht niedermachten; es gelang ihm. Man machte ihm den Fuß los, und ſchleppte ihn zu dem Erbprinzen, der ihn mit Lobſprüchen überhäufte. Er kam bei den Vorpoſten der erſten Linie der feindlichen Armee an. Dieſe beſtanden aus einer engliſchen Brigade, vom

Lord

Lord Waldegrave commandirt. Hier legte man ihm den erſten Verband auf. Er hatte zehn ſchwere Wunden und dreizehn ſtarke Contuſionen. Am übelſten für ihn war es, daß er keinen ſeiner Arme gebrauchen konnte. Man ſetzte ihn auf ein Pferd, und ſo langte er im Lager bei Bürich an, wo ihm die feindlichen Generale und Soldaten, beſonders die Engländer, ſehr höflich begegneten.

Den andern Tag zog ſich der Erbprinz zurück, nachdem ſeine Unternehmung mißlungen war, was er wahrlich nicht erwarten durfte; denn nie verdiente ein General mehr eine Schlacht zu gewinnen, als er die bei Kloſterkamp. Dümouriez erhielt von ihm alle möglichen Beweiſe des Wohlwollens; aber obgleich er ihn um die Gnade bat, ihn ins Lager zurückzuſchicken, ſo beſtand doch der Prinz darauf, ihn ſo lange bei ſich zu behalten, bis die Armee über den Rhein gegangen wäre und ſich völlig zurückgezogen hätte, damit er nichts verrathen möchte von dem was er geſehn. Dann erſt ſchickte er ihn nach Weſel zurück unter Begleitung eben jenes Barons von Behr, eines ſehr liebenswürdigen jungen Mannes,

mit einem äußerſt verbindlichen Briefe zum Lobe ſeines jungen Gefangenen, an den Marquis de Caſtries.

Er ſahe nicht voraus, daß dieſer Brief der an den Marſchall de Bellisle überſandt wurde, das militäriſche Glück dieſes Officiers machen, und daß derſelbe zwei und dreißig Jahr nachher eine franzöſiſche Armee in Champagne gegen ihn commandiren, Frankreich retten und ihn zum Rückzuge zwingen würde. Und wenn er es auch hätte vorausſehen können, er würde eben ſo gehandelt haben. Großmuth iſt eine der weſentlichſten Eigenſchaften großer Krieger, und ſie leuchtete beſonders aus dem Charakter dieſes Prinzen hervor, der eben ſo ſehr bei der franzöſiſchen Armee geliebt wurde, als bei derjenigen, die ihn ihren Achilles nannte.

Bei ſeiner Ankunft in Weſel waren ſeine Stiefel und Kleider voll geronnenen Bluts, denn er war nur einmal verbunden, hatte nur Wein und geſalzenes Fleiſch an der Tafel des Erbprinzen genoſſen, war beſtändig geritten, hatte auf Stroh geſchlafen, und die Kleider gar nicht gewechſelt. Er wurde gut verpflegt, aber litt ſchrecklich. Man zog ihm mehr als

zweihundert Pulverkörner aus dem Geſicht, heilte ihm die Stirnhaut, welche durch einen Säbelhieb über das rechte Auge herabgeſtreift war, wieder an, und zog ihm aus dem linken Arm mehr als die Hälfte des Radius, der zerhauen und zerſplittert war. Nach zwei Monaten war er ſo weit, daß er ſich nach St. Germain en Laye konnte abführen laſſen.

Seine Liebe zur Lectüre hatte in dieſer gefährlichen Begebenheit zur Rettung ſeines Lebens beigetragen. Er hatte in der linken Taſche ſeines Ueberrocks Pascal's Provinzialbriefe. Die Taſche deckte die Hüfte. Eine Flintenkugel traf das Buch, durchdrang es zur Hälfte und blieb da ſtecken. In Paris ſchenkte er hernach das Buch dem Jeſuiten la Tour, einem Manne von Kopf, der Vorſteher des Ludwigscollegiums geweſen war, und ſagte ihm dabei: dies wäre ein Mirakel von Port-royal.

Während dieſer Zeit ſtarb der Marſchall von Bellisle, ehe er von Ludwig XV das Verzeichniß der Gnadenerweiſungen hatte unterzeichnen laſſen. Damals hießen Belohnungen, Gnade. In demſelben war für Dümouriez das Ludwigskreuz und eine Neu-

tercompagnie beſtimmt. An des Marſchalls Bellisle Stelle trat der Dúc de Choiſeul, und ward Kriegs- oder vielmehr Premier-Miniſter. Bei dieſem erſchien er zur Audienz mit beiden Armen im Bande, und verbundenem Kopfe. Der Miniſter nahm ihn ſehr gut auf, und ſagte ihm, daß zwei Gnadenbezeugungen auf einmal zu viel wären; er müſſe eine wählen. Er riethe ihm das Kreuz zu wählen, die Compagnie ſolle er haben, ſobald er geheilt wäre. Der Dúc hatte dabei ſeine Abſichten. Es waren für diesmal nur vier Compagnien erledigt, mehr als achthundert Competenten, und unter dieſen verſchiedene Hofleute. Deswegen ſtellte er ihm vor, daß er gar noch nicht im Stande wäre, den Feldzug mitzumachen. Dúmouriez antwortete ihm in einem geſetzten Tone: weil Sie mir denn erlauben zu wählen, ſo nehme ich die Compagnie an; ich ſchwöre Ihnen, daß ich den Feldzug mitmachen will, und daß Sie mir bald das Kreuz ertheilen werden. Choiſeul, der Verſtand und Gefühl hatte, wurde von dieſer Antwort betroffen. Der König unterzeichnete. Der Vicomte Descars wurde Marechal de Camp.

Das Regiment bekam ſein Neffe, der Marquis Descars, und Dümouriez genoß das Vergnügen, eine Compagnie bei demſelben Regiment zu haben, mit welchem er drei Feldzüge gemacht hatte.

Seine Jugend, ſein lebhaftes Temperament und ſein geſundes Blut machten, daß ſeine Wunden nach zwei Monaten zugeheilt waren. Er beurlaubte ſich von dem Miniſter im April 1761, und begab ſich nach Tongern zu ſeinem Regiment. Aber durch die Anſtrengung auf der Reiſe war ſein linker Arm geſchwollen und ganz ſchwarz geworden, unter unerträglichen Schmerzen. Er bediente ſich daher einen Monat lang des achner Bades. Durch das Tropfbad ging die Wunde wieder offen, ſo daß Stücke vom Hemde und dem Ermel, die durch die Nachläſſigkeit des Wundarztes darin geblieben waren, herauskamen. Den Abend vor der Schlacht bei Gillinghauſen traf er bei ſeinem Regiment wieder ein, und machte den ganzen Feldzug mit offenem Arm, welches für einen Cavallerieofficier ſehr läſtig war.

Dieſe Schlacht wurde verlohren durch die ehrgeizige Vorſchnelligkeit des Marſchalls de Broglio, der, um die Schlacht allein zu gewinnen, einen Tag zu früh angriff, und durch die ſtrafbare Eiferſucht des Prinzen de Soubiſe, der die Ehre Frankreichs dem ſchändlichen Vergnügen aufopferte, ſeinem Nebenbuhler wehe zu thun, indem er ihm unter ſeinen Augen eine Schlappe beibringen ließ.

Am Abend der Schlacht wurde Dümouriez mit funfzig Reutern und hundert Infanteriſten nach dem rechten Flügel zur Communication mit Broglio's Armee detaſchirt. Die beiden Armeen gingen jede ihren eignen Weg. Broglio ging nach Heſſen; Soubiſe nach Münſter; das Detaſchement wurde vergeſſen. Dümouriez, der nicht wußte, wohin ſich Soubiſe gewendet hatte, und näher bei Broglio war, verlangte von dem Marſchall Verhaltungsbefehle. Dieſer ließ ihm kurzweg antworten, er habe ihm keine Befehle zu geben; er ſolle ſuchen, wieder zu ſeiner Armee zu kommen.

Die Erſcheinung der Hannoveraner entſchied die Frage. Er wurde durch Scheither und Freitag mit 1000 Mann und mit Feld-

ſtücken angegriffen, entkam ihnen, wurde verfolgt, zog ſich nach dem Schloſſe Arensberg zurück, vertheidigte ſich daſelbſt, nahm ſeinen Rückzug hinter ihnen weg, erbeutete vierzig Wagen mit Hafer, brandſchatzte in der Grafſchaft Mark, nahm Geiſel mit, ſtieß nach vierzehn Tagen wieder zu dem Prinzen Soubiſe bei Wahrendorf, und überlieferte ihm ſeine Beute nebſt vier und zwanzig Gefangenen; er ſelbſt hatte nur zwei Mann verlohren. Man machte ihm ein Geſchenk von 100 Thalern, welche er ſeinen Soldaten austheilte, die ohnedieß reich von dieſem Zuge heimkehrten, der ihm ein theures und trefliches Pferd koſtete. In dieſem, ſo wie in dem folgenden Feldzuge, fiel weiter kein merkwürdiger Auftritt vor, als das unnütze und blutige Treffen bei Amöneburg. Gegen das Ende des Jahrs 1762 ging das Regiment Descars wieder nach Frankreich zurück, und zwar nach St. Lo in der Nieder-Normandie.

Als im Anfange von 1763 der Frieden geſchloſſen wurde, ſetzte man die 64 Cavallerieregimenter auf 38. Diejenigen, welche Edelleuten gehörten, wurden abgedankt, und man

ſteckte ſie unter die Regimenter des Königs und der Prinzen. Das Regiment Descars wurde unter Penthievre geſteckt. Die Folge von dieſem war, daß von jedem Regiment zehn Capitains, von der ganzen Cavallerie alſo 300 abgedankt wurden. Unter dieſem befand ſich auch Dümouriez, der das Ludwigskreuz erhielt. Zwei Monate nachher hing es nur von ſeinem Vater ab, daſſelbe aus den Händen ſeines Sohnes zu erhalten. Er hatte nun die Freude, ſein Verſprechen gehalten und jenes Ehrenzeichen weit eher verdient zu haben, als es ihm von Alters wegen zukam.

Es iſt nicht ſeine Abſicht, noch umſtändlicher über einen Krieg zu ſeyn, dem er als Subaltern beigewohnt, und deſſen auffallendſte Züge er in gedruckten Nachrichten mitgetheilt hat. Er hat ihn mit großer Aufmerkſamkeit mitgemacht, indem er ſich bemühete, während der vier Feldzüge den Unterricht eines großen Meiſters zu befolgen, nemlich des berühmten Fiſchers, ſeines ſehr guten Freundes, den er, ſo oft es der Dienſt bei ſeinem eigenen Regimente erlaubte, auf allen ſeinen Expeditionen begleitete. Dieſer außerordentliche Menſch,

den die Generale verſchrieen und zu Tode ärgerten, hatte mehr Talente und einen weit beſſern Blick als ſie. Er war Reitknecht des Dúc d'Armentieres geweſen, und hat es nie weiter als bis zum Brigadier bringen können, weil man ihm tauſendfältiges Unrecht anthat, worunter er endlich erliegen mußte.

Drittes Kapitel.

Reiſen nach Italien und Corſica.

Bei dem Marſche mit ſeinem Regimente 1762 nach St. Lo, kam Dûmouriez durch die kleine Stadt Pont au de Mer. Hier wohnte eine der Schweſtern ſeines Vaters, die in einem Alter von 82 Jahren als Wittwe des Marquis de Belloy 1792 ſtarb. Sie hatte zwei Tôchter, deren Bruder, ein Infanterieofficier voll Muth und Geiſt, geblieben war. Beide waren ſehr hûbſch und gut erzogen. Die åltere wurde von dem Marquis de Perry de St. Auvant, Oberſtlieutnant des Cavallerieregiments Noailles, geliebt, den ſie auch heurathete. In die jûngſte verliebte ſich Dûmouriez. Er brachte den Winter bei ſeiner Tante zu.

Dieſe Dame und ſein Vater, obgleich leib⸗liche Geſchwiſter, haßten einander. Ein Streit über eine Erbſchaft hatte ſie unverſöhnlich mit einander entzweit. Wenn der Haß ohne Ue⸗berlegung handelt, ſo thut es die Liebe noch weniger, weil ſie auf jüngere Seelen wirkt. Er weidete ſich an den Empfindungen einer gegenſeitigen Zärtlichkeit, und der Hofnung ſich einſt mit ſeiner Nichte zu verbinden. Die Mutter, welche im Begriff ſtand, ihre älteſte Tochter zu verheurathen, billigte dieſes Ein⸗verſtändniß, wobei ſie die entferntere, aber faſt ſichere Ausſicht hatte, ihre jüngſte Tochter an⸗zubringen. Er war nur drei und zwanzig, ſeine Nichte ſiebenzehn Jahr. Beide, mit einer zärtlichen reinen Seele begabt, waren vernünf⸗tig genug zu überlegen, daß ſie, beide ſo jung, noch an keine Heurath denken durften, da er ſeinen kleinen Antheil am mütterlichen Vermögen im Dienſte zugeſetzt, und ſie nur 8 bis 900 Livres Renten vom väterlichen Ver⸗mögen zu fordern hatte, übrigens von einer ſehr gebieteriſchen und egoiſtiſchen Mutter ab⸗hing, und der nahe Frieden ihrem Geliebten ſein Brod nahm. Sie wurden einig, zu war⸗

ten, bis er dreißig Jahr alt und verſorgt wäre. Alſo ſieben bis acht Geduldsjahre. In dieſem für Liebende nicht kurzen Zeitraum, wollte er eine Verſorgung ſuchen, und hofte ſie zu finden.

Bekannt mit dem Haſſe ſeines Vaters gegen die Mutter ſeiner Geliebten, hatte er ihm ſeinen Aufenthalt zu Pont au de Mer verheimlicht und ſeine Briefe immer von St. Lo aus datirt. Von da marſchirte das Regiment im Anfange des Jahrs 1763 aus nach Abbeville, wo es abgedankt werden ſollte. Dümouriez erhielt ſehr leicht von ſeinen Vorgeſetzten die Erlaubniß, noch einen Monat zu Pont au de Mer zu bleiben. Dieſer Monat verlief, und eben wollte er ſich zu ſeinem Corps begeben, als ſein Vater, der durch die Unvorſichtigkeit eines Officiers erfahren hatte was vorging, einen äußerſt heftigen Brief an ſeine Schweſter ſchickte. Er ſchrieb ihr, ſie wäre die Urſache des Ungehorſams und der Lügen ſeines Sohns, weil ſie nur ihre Tochter loszuwerden ſuchte; ſein Sohn habe kein Vermögen, und werde nächſtens ohne Brod ſeyn. Und wenn er auch beides hätte, ſo

könne ſie doch wohl denken, daß er nie in eine Verbindung ſeines Sohns mit ihrer Tochter willigen werde. In dieſem von einem tugendhaften Manne unglaublichen Briefe, äußerte er ſchreckliche Zweifel über die Aufführung ſeiner Nichte, und ſchloß ein ganz kurzes Billet an ſeinen Sohn bei, worin er demſelben befahl, ſich zu ſeinem Regimente zu begeben.

Die Tante, welche der Haß eben ſo verblendet hatte, als ihren Bruder, las mit einer kalten Wuth den Brief ihren beiden Töchtern und ihrem Neffen vor, gab ihm die Schuld der erlittenen Beleidigung, und auf die geſetzte Antwort ihrer jüngſten Tochter, daß ſie ewig ihren Vetter lieben und keinen andern Mann als ihn haben wolle, befahl ſie derſelben, ſich fertig zu halten, ins Kloſter zu gehn. Man mochte ihr noch ſo viel vorſtellen, daß dieſer Schritt grade bei der Abreiſe ihres Neffen, die Aufführung ihrer Tochter ſehr verdächtig machen würde; vergebens bot man alle Freunde auf; niemand, ſelbſt nicht ihr Ehegatte, konnte ſie von dieſem tollen Vorhaben zurückbringen. Hierauf benahm ſich die älteſte Tochter ſehr edel; ſie kündigte

ihrer Mutter an, ſie werde ihre Schweſter ins Kloſter begleiten und bis zu ihrer nicht mehr entfernten Heurath bei ihr bleiben. Die beiden Mädchen reiſ'ten nach Caen, Dümouriez nach Abbeville. So machte dieſer unglückliche Brief eine ganze Familie elend, die es nicht verdiente.

In der Geſchichte ſeines Lebens fühlt ſich Dümouriez verbunden, der Wahrheit die Vorwürfe, die er ſich zu machen hat, aufzuopfern, und ſie frei zu geſtehn. Er war in ſtummer Verzweifelung Zeuge dieſes Auftritts geweſen. Er liebte ſeinen Vater, dankte ihm ſeine Erziehung, aber das Unglück ſeiner Nichte, die krank abgereiſet war, konnte er ihm nicht vergeben. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſich an ſeinem Vater zu rächen, oder die Härte deſſelben ungeahndet zu laſſen. Er ſelbſt war die unſchuldige Urſache der Zerrüttung in dieſer Familie, und hatte dabei keine Ausſicht, ſie wieder gut zu machen, weil er ſeine Verſorgung verlohr. Nach dem Verluſte derſelben, war er gezwungen ins väterliche Haus zurückzukehren. Er konnte ſich nicht entſchließen, bei dem Urheber ſeiner Leiden zu leben und von ihm abzuhängen. Nie hat er ſich viel

aus ſeinem Leben gemacht; hierin lag die Urſache ſeiner Gleichmüthigkeit bei allen Ereigniſſen, die ihn bedroheten oder peinlich angriffen. Er glaubte, daß ſeine noch junge Nichte, ihres Eids entbunden, nach ſeinem Tode eine unglückliche Leidenſchaft würde vergeſſen, und in einer neuen Verbindung ihr Glück wieder finden können.

Obgleich mit ungeſtümen Leidenſchaften gebohren, pflegte er doch beſtändig über ſeine Handlungen zu urtheilen. — Statt der Landſtraße der Picardie zu folgen, war er unterhalb Rouen in einer Fähre über die Seine gegangen und zog auf gut Glück längs der Küſte hin. Es iſt eine allgemein wahrbefundne Bemerkung, daß das Rollen der Wogen dieſes ſchrecklichen Elements tiefe und ſchwermüthige Ideen in uns hervorbringt. Er machte dieſen Weg zu Fuß in Begleitung ſeines Bedienten, der die Pferde führte. Nichts ſtellte ſich ſeinem Geiſte dar, um ſeinen verzweifelten Entſchluß zu unterdrücken. Er langte zu Dieppe an, traf verſchiedene ſeiner Freunde, und ließ ſich gar nichts entfallen, woraus man ſein gefaßtes Vorhaben hätte argwöhnen kön-

nen, kaufte auf einer Apotheke funfzehn Gran Opium, fand ſich wieder bei ihnen ein, und aß mit ihnen ruhig zu Abend. Dann ſchloß er ſich ein, ſchrieb einen Brief an ſeinen Vater, worin er ihm für ſeine Erziehung dankte, ihn ſeiner Zärtlichkeit verſicherte, ihm erklärte, daß er als ein Opfer ſterbe, ſchickt den Brief auf die Poſt, legt ſich zu Bett und nimmt das Opium in einem Glaſe Waſſer.

Da ſein Blut in Wallung gerieth, änderten ſich ſeine Ideen auf einmal; der Selbſtmord ſchien ihm eine feige unſinnige Handlung. Er ſieht ein, daß ſein Tod den Tod eines heftigen reizbaren Vaters verurſachen kann, daß deſſen Nichte ihn nicht überleben wird. Voll von Abſcheu gegen ſich ſelbſt, verwünſcht er dieſen verzweifelten Schritt, den er wenige Minuten vorher als Heldenmuth angeſehen hatte, als eine Feigheit, ſteht wüthend auf, geht nach dem Vorſaal, wo eine Lampe brennt, verſchlingt das Oehl in derſelben, giebt alles was er im Magen hat mit den heftigſten Bewegungen von ſich, und fällt in Ohnmacht. Nach einer oder zwei Stunden kommt er wieder zu ſich, ſammlet ſeine ver-

wor-

worrenen Gedanken, richtet ſich mit unendlicher Mühe wieder auf und gelangt mit genauer Noth wieder in ſein Zimmer. Glücklicherweiſe ſchlief alles. Er legt ſich wieder ins Bett, und erwartet mit Ungeduld unter neuem Erbrechen und ſtarkem Schweiß den Anbruch des Tages. Er ſteht auf und iſt ſehr ſchwach, ſchreibt einen Brief an ſeinen Vater, voll Reue und wahrer Philoſophie, und reiſet auf der Stelle ab. Zum Glück hatte er, um ſeine unglückliche Couſine nicht zur Verzweiflung zu bringen, ihr ſeinen ſchrecklichen Entſchluß verhehlt. Erſt lange nachher hat ſie ihn erfahren.

Als er in Abbeville ankam, hörte er daß ſein Vater ſchwer krank wäre, und machte ſich darüber die bitterſten und gerechteſten Vorwürfe. Der unglückliche Vater hatte den zweiten Brief erhalten; aber derſelbe hatte die Wirkung des erſten auf einen ſo heftigen Character nicht verhindern können. Dieſe Wirkung war um deſto heftiger, weil er den Brief auf der Stelle verbrannt hatte, um den Ausbruch der Verzweiflung ſeines Sohnes zu verheimlichen, folglich niemand die Urſache ſeines tiefen Verdruſſes anvertrauen konnte.

Vierzehn Tage hernach wurden die Truppen durch den Inſpector gemuſtert. Nun begab er ſich wieder zu ſeinem Vater, der ihm verzieh; aber es blieb doch ein gewiſſes Mißtrauen zwiſchen beiden zurück, welches nur zu lange gedauert hat. Nur drei Freunde haben um dieſe Begebenheit gewußt, weil er ſie ihnen, um ſeinen Sohn in Ordnung zu bringen, anvertrauen mußte. Noch mehr, ſein Vater hat ihm darüber nie einen Vorwurf gemacht, weil derſelbe auf ihn ſelbſt zurückfiel.

Dümouriez brachte aus ſeinen ſiebenjährigen Dienſten nur zwei und zwanzig Wunden, ein kahles Ehrenzeichen, eine Anweiſung auf eine Penſion von 600 L., die nie ausgezahlt worden ſind, und Schulden mit. Er war vier und zwanzig Jahr alt, ohne Brod, ohne Vermögen, ſeinem nicht reichen, ſchwächlichen, verdrießlichen, ungeduldigen Vater zur Laſt. Die Briefe von ſeiner Couſine, die Heurath ihrer Schweſter, brachten in ſeiner Seele den feſten Entſchluß hervor, ſich eine unabhängige Lage zu verſchaffen, um ſie zu befreien. Sein Vater war oft auf dem Lande; da er aber ein Haus in Paris hatte, ſo brachte ſein Sohn

die mehrſte Zeit daſelbſt zu. Er war in Verbindung getreten mit dem berühmten Gavier, dem geſchickteſten Politiker von Europa, der in einem hohen Alter noch die ungeſtümſten Leidenſchaften eines jungen Menſchen von zwanzig Jahren nährte, und viel kindiſches in ſeinem ganzen Weſen hatte. Bei allen Miniſtern, die ihn als den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit zu Rathe zogen, hatte er ſich verhaßt gemacht, und ſtarb arm bei einer Penſion von 6000 L., die zu den übertriebenen Bedürfniſſen ſeiner ausſchweifenden Leidenſchaften nicht hinreichten. Ihm hat er ſeine Kenntniſſe in der Politik zu danken.

Er hatte noch einen andern vertrauten Freund, deſſen Alter ſich beſſer mit dem ſeinigen vertrug. Er hieß Ballioud, war von einnehmender Figur, und man behauptete, daß die Mutter des abſcheulichen Philipp von Orleans, bei welcher er als Page in Dienſten war, ſeine Erſtlinge genoſſen hätte. In ſeinem ſechzehnten Jahre trug er ſchon das Ludwigskreuz, wegen ſeines heldenmüthigen Betragens in der Schlacht bei Crevelt. Jetzt war er zwei und zwanzig Jahr alt. Ihr Schickſal war ſehr

gleich: beide wetteifernd nach Ruhm, mit gleichem Geſchmack an den Wiſſenſchaften, ohne Vermögen, ohne Brod, Liebhaber ihrer Couſinen in der Normandie, die gleichfalls Freundinnen waren, geſtört in ihrer Leidenſchaft durch gebieteriſche Eltern, hatten ſie, um ihren Briefwechſel zu ſichern, es ſo eingerichtet, daß Balliond's Couſine ihre Briefe an Dümouriez, des letztern Couſine aber ihre Briefe an Balliond addreſſiren ſollte. So verſtrichen ihre Tage, indem ſie ſich wechſelſeitig tröſteten, aufrichteten und mit einander ſtudirten. Dieſer unglückliche und liebenswürdige junge Menſch wurde wegen einer Bruſtkrankheit von ſeinen Aerzten aufgegeben. Er ſtarb in den Armen ſeines Freundes, der ihn, ſo lange er lebt, betrauern wird. Doch er hat das Elend ſeines Vaterlandes nicht geſehn! In der Verzweifelung glaubte Dümouriez dem jungen Helden, welchen Frankreich verlohr, ein öffentliches Ehrendenkmahl ſetzen zu müſſen, und rückte daher folgende Grabſchrift in den Mercur ein:

Ballioud est mort au printemps de son âge;
Comme une fleur, il n'a duré qu'un jour.
De Mars il avoit le courage
Et l'air séduisant de l'Amour.

La gloire en lettres d'or a gravé dans son temple
Un trait de sa prudence, et de sa fermeté,
Afin qu'aux vieux guerriers il pût servir d'exemple;
Et lui valut l'honneur de l'immortalité.

(Ballioud ſtirbt im Frühling ſeines Lebens, gleich einer Blume, die nur einen Tag dauert. Er hatte den Muth des Kriegsgottes und den verführenden Blick des Gottes der Liebe. Mit goldnen Zügen hat der Ruhm in ſeinem Tempel von ſeiner Weisheit und Tapferkeit einen Beweis eingegraben, zum Beiſpiel für graue Krieger, ihn zu belohnen mit der Ehre der Unſterblichkeit.)

Dieſe mittelmäßigen Verſe führt er hier nur an, um nach dreißig Jahren ſeine Hochachtung und ſeinen Schmerz zu erneuern. Von

dieſem Freunde getrennt, fiel er in eine tiefe Schwermuth. Paris ſchien ihm eine Wüſte, das våterliche Haus ein unleidlicher Kerker. Er beſchloß auf Reiſen zu gehen, gewiß, daß er die Erlaubniß dazu nicht erhalten würde. Er brachte 100 Louisd'or zuſammen, begab ſich zum Dûc de Choiſeul, ſagte ihm: weil der Friede ihn unthätig zu ſeyn zwånge, ſo wolle er reiſen, um ſich zu unterrichten; er båte ihn nur um einen Paß und die Erlaubniß, ihm ſchreiben zu dürfen; wenn ſeine Briefe ſeiner Aufmerkſamkeit werth zu ſeyn ſchienen, ſo båte er, ihn mit ſeinen Antworten zu beehren, und ihn entweder in der diplomatiſchen oder militäriſchen Laufbahn anzuſtellen.

Der Miniſter lobte den Entſchluß, verſprach ihn nicht zu vergeſſen, gab ihm einen Paß und ließ ihn Empfehlungsbriefe in dem Lande hoffen, aus welchem er ihm ſchreiben würde. Als dieſer erſte Schritt gethan war, ſchrieb er an ſeinen Vater einen zärtlichen und ſehr vernünftigen Brief, worin er ihm den Zuſtand ſeiner Seele, ſeine Verzweifelung ohne Verſorgung und in einem Alter von vier und zwanzig Jahren ihm zur Laſt zu ſeyn,

und den Plan ſchildert, ſein Glück im Auslande zu verſuchen, und verſichert, er werde ihn nicht eher wiederſehn, bis er es zu etwas gebracht habe.

Dieſen Brief ließ er auf einem Tiſche zurück, und reiſete nach Italien ab, ohne einen beſtimmten Reiſeplan, mit Zuverſicht auf ſein gutes Geſtirn. Sein Vater eilte nach Verſailles, und nach ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm verlangte er einen Siegelbrief, um ſeinen Sohn anhalten zu laſſen. Der Dúc de Choiſeul beſänftigte ihn und verminderte ſeine Unruhe, indem er ihn verſicherte, daß er mit ſeinem Sohne überein wiſſe, und deſſen Betragen billige. Dúmouriez indeſſen erlangte auf dieſer Reiſe durch Italien, die er ganz allein, oft zu Fuß, und mit allerlei Art von Fuhrwerk machte, ſeine Heiterkeit, ſeinen Muth und ſeine Zuverſicht wieder. Große Plane beſchäftigten ſeine Einbildungskraft angenehm. Große Hefte von Bemerkungen waren die Frucht ſeiner Aufmerkſamkeit auf alles.

O glückliches Alter, wo alles uns anlächelt, alles ſich von der ſchönen Seite zeiget, wo die Kraft des Körpers, die Reinheit einer jungen Seele,

ſelbſt bei den Widerſprüchen des Unglücks, nur ſüße Hofnungen, nur große und kühne Ideen aufkommen laſſen; du biſt dahin! Dümouriez iſt tiefer gefallen, als er erhoben war, nachdem er die höchſten Staffeln des Glücks erſtiegen hatte. Aber ſein Muth iſt noch derſelbe, größere Gegenſtände halten ſeinen Muth aufrecht, und ſeine, ganz noch ſo thätige Empfindung als damals, iſt auf ſein unglückliches Vaterland gerichtet. Wenn er je dazu beitragen kann, es aus der barbariſchen Anarchie zu reißen, ſo wird er ſich glücklich fühlen. Wenn aber die Vorſehung ihm dieſes Glück nicht gewährt, ſo wird er das Ende ſeines Lebens mit ruhiger Standhaftigkeit erwarten, gleichgültig gegen Ereigniſſe, die nicht von ihm abhängen, denn er hat ſich über ſeine Grundſätze keine Vorwürfe zu machen.

Er langte zu Genua an, ſprach gut italieniſch, ſang, machte Verſe, war aufgeräumt, lebhaft und nur vier und zwanzig Jahr alt, und trug das Ludwigskreuz. Herr Boyer, ein liebenswürdiger Mann, der lange in Verbindung mit dem Dûc de Choiſeul geweſen und franzöſiſcher Miniſter war, nahm ihn auf,

ſtellte ihn den Königinnen von Corſica vor; er ward Cicisbeo einer unter ihnen, und hatte nach acht Tagen, der Zügelloſigkeit der Converſazioni, der Etiquette und des Cicisbeats ſatt. Er hatte mit einem Senator, Lomellini, einem geiſtreichen und unterrichteten Manne, der lange Geſandter in Frankreich und hernach Doge geweſen war, Bekanntſchaft gemacht.

Mit der jenem Alter eigenen Offenherzigkeit, eröfnet er demſelben ſeine Verlegenheit und die Abſicht ſeiner Reiſe. Es kommt die Nachricht, daß Paoli St. Fiorenzo belagert. Die Republik hat beſchloſſen, dem Orte 500 Mann zu Hülfe zu ſchicken. Er hält um das Commando derſelben an, unterſtützt vom Miniſter und von Lomellini. Man wendet ihm ein, daß er nur unter der Cavallerie gedient hat, und gibt den Vorzug einem alten Ludwigsritter, Namens Lantieri, gebürtig aus Genua, Capitain bei dem Regiment Royal-Corſe in franzöſiſchen Dienſten.

Sogleich reiſet er von Genua ab, nimmt ſeinen Weg über Florenz, macht dort die Bekanntſchaft eines Gelehrten, des Abbate Lami', kommt in Rom an, trift daſelbſt einen franzöſi-

ſchen Generalpächter und Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Vatelet an, beſieht in ſeiner Geſellſchaft während acht Tagen die merkwürdigſten Alterthümer dieſer Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, und begiebt ſich endlich nach Livorno. Der Krieg, der in Corſica geführt wurde, hatte einmal ſeine Einbildungskraft rege gemacht, und da er nicht für Genua hatte ſtreiten können, ſo nahm er ſich vor, gegen dieſe Republik zu dienen. Er ſchrieb an den General Paoli, bot ihm ſeine und die Dienſte vier franzöſiſcher Officiere an, die er in Livorno angetroffen hatte, und unterdeſſen mit Gelde verſah. Einer von ihnen mußte ſeinen Brief an Paoli bringen, kam in Corte an, kam wieder zurück, und brachte ihm eine höfliche, aber abſchlägige Antwort vom General.

Während er auf dieſe Antwort wartete, verband er ſich genau mit einem jungen Lieutenant vom Regiment Royal Corſe, Namens Coſta de Caſtellana. Der Vater deſſelben, Ritter des Ludwigsordens und Grenadiercapitain bei demſelben Regiment, war ein Feind Paoli's und ſchmachtete im Kerker zu Corte. Dieſe in dem Pieve von Moriani ſehr mächtige Fa-

milie, hatte mit den Fabianis von Balagna und mit vielen andern Oberhäuptern in verſchiedenen Pievi's ſehr große Verbindungen. Das ganze Land jenſeit der Gebirge, welches mit dieſer Parthei in Verbindung war, ſtand unter dem Befehl der beiden Brüder Girolano und Luca Abbattucci, und führte offenbaren Krieg gegen Paoli *). Dieſer ſtand öffentlich in Verbindung mit England, und hielt den Dûc de Choiſeul, der einen geheimen Emiſſar, den Oberſtlieutenant von den Dragonern Valcroiſſant an ihn abgeſchickt hatte, mit Unterhandlungen hin. Choiſeul unterhandelte öffentlich mit den Genueſern, ihnen ſechs Bataillons als Hülfstruppen zu überlaſſen, um St. Fiorenzo, Algagiola, Calvi und Ajazzio zu beſetzen. Dieſe Unterhandlung war ſchon weit gediehen, und der Miniſter Boyer hatte ſie vor Dûmouriez nicht verhehlt, der ſich die Freiheit nahm ſie zu mißbilligen.

*) Pievi ſind Diſtricte. Balagna iſt der fruchtbarſte Theil der Inſel, welche in das Land diesſeits und jenſeits der Gebirge eingetheilt wird.

A. d. U.

Faſt täglich kamen corſicaniſche Fahrzeuge zu Livorno an, um mit dem jungen Coſta zu unterhandeln, der ſeit der Gefangenſchaft ſeines Vaters eine Art von Anführer der Parthei geworden war. In ihren Verſammlungen ſchlugen ſie Dümouriez vor, von ihrentwegen mit dem Dūc de Choiſeul zu unterhandeln, und verſprachen Paoli zu demüthigen, und ſich an Frankreich zu ergeben, wenn er ihnen Waffen, Munition und einige Canoniere überlaſſen wollte. Er verwarf dieſen Vorſchlag und verſicherte ſie, daß der Dūc de Choiſeul nach einem unglücklichen Kriege, der Frankreich erſchöpft hatte, ihr Anerbieten keineswegs annehmen würde, wodurch die Genueſer, mit denen er unterhandelte, beeinträchtigt und ihn mit England, welches einen ſolchen Angriff nicht zugeben würde, in ein unangenehmes Verhältniß bringen würden.

Nach reifer Ueberlegung der Stärke dieſer Faction, die in allen am Meer gelegenenen Pievi's die herrſchende, im Beſitz aller kleinen Häfen, die Plätze ausgenommen welche die Genueſer im Beſitz hatten, war, die Paoli gezwungen hatte, die Belagerung von St. Fio-

renzo aufzuheben, aus Furcht, er möchte ſich eines ſo vortheilhaften Meerbuſens bemächtigen, und endlich, die 12 bis 15000 Mann ſtellen konnte, ſchlug er ihnen vor, ſich unabhängig zu machen, und damit anzufangen, Paoli's Parthei zu bekämpfen, und gab ihnen die Verſicherung, daß nach dieſem erſten Schritte, er es auf ſich nehmen wolle, mit dem Dûc de Choiſeul zu unterhandeln, damit dieſer, ohne eben öffentlich ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, unter der Hand ihre Bemühungen begünſtigen, und ihnen mittelbar alle nöthige Hülfe leiſten möchte. Frankreichs Tractat mit Genua ſetzte nur ein ſcheinbares Hinderniß entgegen, denn da er nur defenſiv ſeyn ſollte, ſo konnte man bei gehöriger Schonung der Plätze, welche franzöſiſche Garniſon einnehmen mußten, ſich auf deren Neutralität verlaſſen, und durch eben dieſe Garniſonen würde man ſie unter dem Schein der Deſertion ſehr leicht mit Officieren, Artilleriſten und Soldaten, und vorzüglich mit Kriegsbedürfniſſen verſehen können. Dieſes Project wurde einſtimmig angenommen. Dûmouriez entwarf den neuen Plan der Republik. Die Emiſſare

brachten die Unterſchrift von 24 Oberhäuptern in den Pievi. Coſta reiſ'te ab nach Moriani. Dümouriez miethete eine franzöſiſche Tartane, auf welcher er ſich mit fünf abgedankten Officieren einſchiffte, und wollte zu Porto-Vecchio ans Land ſteigen. In dem Plane der Republik ſollte er große Vorrechte bekommen, und eine Armee commandiren. So ſorgte er für ſein Fortkommen und ſeine Heurath.

Von Porto-Vecchio, wo er nur einige Wachen fand, wo grade die Jahrszeit war, in welcher alle Einwohner wegen der tödtlichen Ausdünſtungen der Moräſte von da wegziehen, ließ er die Tartane unter Torre San Benedetto, beim Eingange des Meerbuſens ankern, um der übeln Luft zu entgehen, und begab ſich nach Sartenna, wo er mit verſchiedenen Anführern unterhandelte, die ſämmtlich ſeinen Plan billigten. Von da ging er nach den engen Päſſen von Bogognano, wo er einen Abbattucci fand, der mit einigen Truppen dieſen Paß gegen die Armee des Paoli vertheidigte. Nachdem er mit ihm über den Plan der Republik einverſtanden war, ſteckte er in der Eile einige Retranchements ab, die

dieſer Anführer aufzuwerfen vernachläßigte. Er wurde auch einige Zeit darauf getödtet, und der Paß forcirt.

Nun eilte er wieder nach Sartenna zurück, wo ſich verſchiedene Pievi verſammelten, um, wie ſie ſagten, Bonnifacio zu belagern, d. h. einige Flintenſchüſſe gegen dieſen Ort zu thun. Die Genueſer hatten nur 150 Mann darin, die ein Franzoſe, Namens Pibus, aus Bayonne, commandirte. Zu Sartenna fand er eine Verſammlung von ungefähr 3000 Mann, lauter wohlgenährte Leute und gute Schützen, den canadiſchen Wilden ähnlich. Sie waren commandirt von zweien Ludwigsrittern, ihren Landsleuten. Bei ihrer Ankunft vor dem Ort, verlangte er hundert Mann Freiwillige; man gab ſie ihm. Während man längs der Vorſtadt plänkerte, ſchlich er ſich an den Häuſern her, um ſich des Thores zu bemächtigen. Man bemerkte ihn, als er eben durchgeſchlichen war, und feuerte drei oder vier Canonen auf ihn ab. Als die Corſen dieſe über dem Kopfe pfeifen hörten, nahmen ſie mit der größten Schnelligkeit die Flucht, und er mußte ihnen folgen. Wären ſie ſo ſchnell vor, als

rückwärts gelaufen, ſo hätte man die Stadt genommen. Nun hob man die Belagerung auf, und jeder ging heim.

Er ſchiffte ſich wieder ein, ſehr zufrieden, ſeine politiſche Unternehmung ausgeführt zu haben, und war gar nicht mißvergnügt über dieſe kleine Erfahrung von der Art, wie ſeine Alliirten, die er bald umzuſchaffen dachte, fochten. Er hatte zwiſchen Porto-Vecchio und Sartenna ſehr ſchönes Gehölz bemerkt; er rieth den Einwohnern, die ſchönſten Bäume zu zeichnen, ohne ſie umzuhauen, und fahrbare Wege zu machen, um ſie nach Porto-Vecchio zu bringen, mit der Verſicherung, die Franzoſen würden ſie bald für ihren Schiffbau abholen, und ihnen dafür die Munition und Waffen, die ſie zu haben wünſchten, bringen. Die guten Leute unternahmen, ungeachtet ihres unüberwindlichen Abſcheues gegen Handarbeiten, dieſes Werk wirklich, und wir fanden es nach fünf Jahren, als wir die Inſel in Beſitz nahmen, ſehr fortgerückt.

Er ankerte bei Ajaccio, wo er die Einwohner, ausgenommen die griechiſche Colonie, mit dem Plan einer Verſchwörung beſchäftiget fand,

die

die Citadelle wegzunehmen. Er überlegte dieſen Streich genau, und bewog ſie, ihn nicht eher auszuführen, bis ſie wieder Nachricht von ihm hätten, und ſegelte ab nach Frankreich. Nie gab es eine ſchrecklichere Seefahrt. Ein vierzehntägiger Sturm verſchlug ihn bis nach Tunis; das Schiffsvolk war nahe daran, Hungers zu ſterben. Man war gezwungen, mit den Waffen in der Hand eine neapolitaniſche Pinke anzulegen, um Lebensmittel zu bekommen. Das Wetter ward ruhig, und nach 33 Tagen landete man ohne Maſt, und dem Unterſinken nahe, zu Marſeille. Hier erfuhr er bei ſeiner Ankunft, im Anfange des Octobers, daß der Traktat zwiſchen Frankreich und Genua ſeit vierzehn Tagen unterzeichnet wäre, und daß der Marechal de Camp, Graf de Marbeuf, ſechs Bataillons in den Plätzen commandirte, deren Beſetzung Frankreich übernommen hatte.

Während ſeiner ſchrecklichen Seefahrt hatte er ſeine ganze Operation und die Vorſchläge, die er übernommen hatte, in zwei Aufſätzen zu Papier gebracht. Alle Hofnung ſchien verlohren. Er ſuchte den berühmten Roux de Corſe,

den reichſten und angeſehenſten Caper von Marſeille, auf, der unter ſeinem Namen und mit ſeinen eignen Schiffen den Krieg von 1757 gegen England geführt hatte. Dieſer Mann gab ſich eifrig mit den weitläuftigſten Projecten ab. Ihm entdeckte er ſeine Plane, machte Ankäufe mit ihm, um nach Corſica Waffen, Munition und Artilleriſten zu ſchaffen. Dieſer Caper hatte das alles in Händen, und war zufrieden, mit Bauholz bezahlt zu werden, welches er von Porto Vecchio holen und ſelbſt Vorſchüſſe daran wagen wollte, wenn das Project nur gelänge. Man kaufte unter dem Namen von Juden aus Avignon heimlich auf, um den Handel von Marſeille nicht zu compromittiren. Man machte aus, daß der Dûc de Choiſeul, wenn er mit dem Plane zufrieden wäre, auf die Klagen der Genueſer großes Aufheben machen, die ſtrengſten Verbote geben, und ſogar zwei oder drei Barquen, die man ihm denn bezeichnen würde, confiſciren ſollte. Nachdem dieſer Punct in Richtigkeit gebracht war, reiſete er mit Courierpferden Tag und Nacht durch, und kam nach vier Tagen zu Paris an, ohne ſeine Sa-

chen bei ſich zu haben. Denn ſeine Kleider und Uhr hatte er zu Marſeille verpfändet, um den fünf Officieren, die bis dahin in ſeinem Solde geſtanden hatten, etwas Geld geben zu können. Aus zu großer Delicateſſe hatte er ſeine Verlegenheit dem Roux de Corſe, einem edlen und großmüthigen Manne, der ihm auf ſein Verlangen alles vorgeſchoſſen und gegeben haben würde, nicht mittheilen wollen. Etwas Wäſche und 10 Louisd'or waren alles, was er bei ſich hatte. In dieſem Zuſtande ließ er ſich vor ſeinem Vater nicht ſehen, ſondern nahm zu ſeinem Freunde Favier ſeine Zuflucht, der ihn auch wie einen Sohn aufnahm. Dieſem erzählte er ſeine Reiſe nach Italien und Corſica, ohne ihm jedoch ſeinen Plan zu vertrauen.

Eben dieſer Favier, der damals mit dem berüchtigten Jean Dübarry, mit Mlle L'Ange oder Vaubernier, die nachher Maitreſſe des Königs ward, und jetzt guillotinirt iſt, in Verbindung ſtand, hatte damals einiges Intereſſe an der kleinen corſicaniſchen Armee bekommen. Die Intereſſenten hatten, bloß um ihren Gewinn zu vergrößern, ſich mit dem

Marquis de Sorba, genueſiſchem Miniſter zu Paris, vereinigt, um die Zahl der Hülfstruppen wenigſtens zu verdoppeln. Der genueſiſche Miniſter ſchmeichelte ſich mit der Hofnung, den Defenſiv-Tractat in einen offenſiven zu verwandeln, und Frankreich zum Kriege gegen Paoli zu bewegen. Alles was den Dûc de Choiſeul umgab, war in dieſem Complott, ſogar ſeine Schweſter, die Dûcheſſe de Grammont, die man durch ihre Kammerfrau Julie, eine berühmte Unterhändlerin, gewonnen hatte. Dieſer letztern hatte der Marquis de Sorba verſprochen, wenn alles gut ginge, 500000 Gulden an billets nouette oder canadiſchen Papieren *), die 75 Procent verlohren, gegen eine gleiche Summe in Zetteln von der St. Georgs Bank umzuſetzen. So wurden damals die Staatsgeſchäfte in Frankreich gehandhabt. Der Marechal Duras, nebſt einem Theil des Hofes, hielten es mit den Corſicanern.

*) Ueber dieſes Papiergeld ſiehe Raynals philoſ. u. polit. Geſchichte der Niederlaſſungen der Europäer in Indien, überſetzt von Mauvillon. 6ter Th. S. 180. ſqq. A. d. U.

Für dieſe Faction langte Dümouriez grade zur rechten Zeit an. Man wollte den Handel unter wichtige politiſche Vorwände verſtecken. Favier'n war von der Coalition aufgetragen, einen Bericht aufzuſetzen, wofür man ihm ein Geſchenk von 500 Louisd'or verſprach. Er theilte Dümouriez den ganzen Plan mit, und verſprach ihm 100 Louisd'or, wenn er ihm die Materialien zu dem Berichte mittheilen wollte. Dieſer verbarg ſeinen Unwillen; er arbeitete für ein ganz entgegengeſetztes Intereſſe, welches für Frankreich weit vortheilhafter ſchien, ohne es zu compromittiren. Den folgenden Tag begab er ſich nach Verſailles, hielt um eine geheime Audienz bei dem Düc de Choiſeul an, erhielt ſie auf der Stelle, theilte demſelben den ganzen Plan der Republik Corſica mit, und zeigte ihm alle Vortheile deſſelben. Der Miniſter war darüber betroffen, bedauerte, daß er den Tractat mit den Genueſern geſchloſſen, und ſagte, es wäre zu ſpät. Dümouriez war gleich mit ſeiner Antwort fertig. „Wählen Sie zwiſchen den „beiden Partheien, antwortete er, die ich Ih„nen vorſchlage. Entweder vollziehen Sie den

„Tractat, der blos defenſiv iſt, erlauben Sie, „daß Roux de Corſe uns dem Kauf gemäß „die Hülfe leiſte, die Sie unter Ihrer Aufſicht „haben, und laſſen Sie uns nur machen. „Wir werden Paoli bekämpfen, dem Sie nicht „trauen dürfen, weil er Sie immer gar leicht „hintergehen, und einmal in Verlegenheit „ſetzen wird, da er nur einen Geſichtspunct „hat; wir werden die Oerter, die Sie beſetzen, „reſpectiren, und wenn Corſica einmal unter „einem Hut gebracht iſt, ſo werden wir für „das übrige ſchon Auswege finden.“

„Oder vielmehr, wenn Ihnen der Tractat „im Wege iſt, weil er defenſiv, und folglich „paſſiv iſt, ſo weiß ich ein Mittel, ihn nicht „zu vollziehen, ohne ihn grade zu brechen. „Ihre Truppen müſſen ſich den erſten Novem- „ber einſchiffen; verzögern Sie dieſes Ein- „ſchiffen, ohne daß man eben merken könne, „es geſchähe abſichtlich. Dieſe Verzögerung „iſt bei einer Ausrüſtung zur See gar leicht. „Ich gehe ſogleich nach Corſica zurück, und „nehme Ajaccio, einen von den im Tractat „benannten Oertern weg. Gelingt es nicht, „ſo vollziehen Sie den Tractat; gelingt es,

„ſo iſt er auf der Stelle gebrochen, und Sie „ſagen zu den Genueſern, ſie ſollen alles wie„der in ſtatum quo ſetzen, oder über einen „neuen Plan unterhandeln.“

Dieſen Gründen gab der Dûc nach, machte ihm viele Schmeicheleien, bat ihn, verſchwiegen zu ſeyn, und verlangte zwei Tage Bedenkzeit, um einen Entſchluß zu faſſen, und verſprach ihm, in dieſer Zeit ſich entſcheidend zu erklären. Dûmouriez kehrt nach Paris zurück, bemerkt gleich den andern Tag, daß die Verbündeten in großer Bewegung ſind. Man beklagt ſich über den Wankelmuth des Miniſters, kann die Urſache davon gar nicht begreifen, und dringt in Favier, ſeinen Bericht zu vollenden. Dûmouriez, der Freundſchaft und ſeinem Plane treu, hatte dieſem Beiträge mitgetheilt. Der Bericht erſchien, wurde dem Dûc mitgetheilt, und Dûmouriez kehrte den darauf folgenden Tag nach Verſailles zurück. An der kalten und zurückhaltenden Miene des Miniſters bemerkte er, daß derſelbe ganz anderer Meinung geworden. Dieſe Veränderung ſchrieb er keineswegs dem Berichte zu, der nur oberflächliche und ſchwache Gründe enthielt, die

ſchon zum voraus in jener erſten Unterredung entkräftet waren.

Er wiederholte ihm alle ſchon vorgetragenen Gründe; aber der Dûc antwortete ihm trocken: Das alles iſt nur ein Wuſt von Chimären; ich werde mich an dem Tractat halten. Hierauf verſetzte er: Das hinge freilich von ihm ab, er möchte ihm aber doch die Mittel entdecken, durch die man ihn bewogen hätte, den Tractat zu unterzeichnen, und wie man ihn allmählig dahin brächte, denſelben ganz umzudrehen, durch Vermehrung der Hülfstruppen, um ihn in einem unvermeidlichen Krieg zu verwickeln. Nun entdeckte er ihm, (nachdem er das Verſprechen von ihm erhalten hatte, ihn nicht zu verrathen) jedoch ohne Favier zu erwähnen, indem er alle Schuld auf den genueſiſchen Miniſter und den Schurken Dubarry ſchob, alles was er von dem Complott, welches ihn umgab, wußte. Mit großer Bewegung hörte ihm der Dûc zu, ergriff ſeine Hand mit Affect, und ſagte: Geſtehe, mein Sohn, die Miniſter ſind ſehr zu beklagen. Komm morgen um eilf Uhr wieder, ich werde deine Ordre aus-

fertigen, und du ſollſt ſogleich nach Corſica abreiſen.

Dúmouriez verließ ihn voll Entzücken. Er hatte einen talentvollen und geiſtreichen Miniſter, zu dem er die größte Zuneigung fühlte, und welchem er ſeitdem immer ergeben geweſen iſt, einen Beweis ſeiner Anhänglichkeit gegeben. Aber der Dúc war unvorſichtig, flüchtig und offenherzig; ſeine Schweſter hatte über ihn eine Gewalt, die ſie ſo ſehr mißbrauchte, daß ſie ihn zu Grunde richtete. Er ſagte ihr alles, und verlangte, ſie ſollte Julien wegſchaffen. Aber man überredete ihn, es wären Verläumdungen.

Mit Hofnung erfüllt, ſtellte ſich Dúmouriez den andern Morgen um eilf Uhr ein. Es war die Stunde der öffentlichen Audienz. Der Saal war voll Menſchen, die Thüre öffnete ſich, der Dúc erſchien, ſuchte ihn mit den Augen, ging mit wüthendem Blick auf ihn zu, und ſagte beleidigend zu ihm: Sie ſind es alſo, der ohne Befehl und Erlaubniß mit den Corſicanern unterhandelt, und als Capuciner verkappt wieder zurückkehrt? Von dieſer lächerli-

chen Anrede beleidigt, glaubt er, der Miniſter ſei verrückt geworden, ſchauet um ſich her, und ſieht, daß die gemeinen Hofſchranzen thun, als wären ſie unwillig, behält ſeine Faſſung, und antwortet: Ich bin vor drei Tagen von Marſeille gekommen. Sehen Sie hier meine Haare: Hätte ich mich als Capuciner verkleidet, ſie wären in der Zeit nicht wieder gewachſen. Dieſe Antwort verwirrte die Zuſchauer, und noch mehr den Dúc, der wirklich die Faſſung verlohr, und mit wüthendem Tone ausrief: Fort von hier, Sie haben ſich wie ein Abentheurer betragen. Hier verlohr Dümouriez die Geduld, und verſetzte ihm aufgebracht: Die, welche Sie hintergehen, ſind Abentheurer, nicht ich; ich bin ein Officier voll Ehre: mit meinem Kopf und meinem Degen werde ich mein Brod überall finden. Hiemit drängte er ſich durch, und entfernte ſich ſchnell. Dieſer Auftritt machte auf verſchiedene der Anweſenden einen ſtarken Eindruck, unter andern auf die Marſchälle de Briſſac und de Biron, die ihn ſeitdem immer geliebt und geſchätzt haben.

Sobald er auf der Straße war, überlegte er das Mißliche ſeiner Lage. Nach einem ſolchen Aufſehen konnte ein ſo mächtiger Miniſter ihn in die Baſtille ſetzen laſſen. Er verläßt die große Heerſtraße von Paris, wandert mit ſchnellen Schritten, ſchwarz gekleidet, den Degen an der Seite, macht acht Meilen, befindet ſich auf dem Wege nach Rheims, ſetzt ſeinen Weg fort, und langt nach drei Tagen nahe bei Rheims auf einem Landgute an, welches ein alter Lieutenant vom Regiment Descars bewohnte. Hier ruhte er zwei Tage aus, um zu überlegen, was er anfangen wollte. Er beſchloß über Maubeuge nach Mons zu gehen, und ſchrieb an Favier einen launichten Brief, der mit den Worten anfing: Du haſt geſiegt, Galiläer *)! ſetzte ihm ſein ganzes Abentheuer auseinander, und bat, ihm ſeinen Mantelſack unter einer gewiſſen Addreſſe nach Mons zu überſchicken.

*) Dies ſoll der Kaiſer Julian, den man gewöhnlich den Abtrünnigen nennt, ſterbend auf dem Schlachtfelde geſagt haben. Die Schlacht wurde gewonnen, und ſeine Zeitgenoſſen wiſſen von dieſem Stoßſeufzer nichts. A. d. U.

Dieſer Mantelſack enthielt ſeine ganzen Habſeeligkeiten, nämlich eine Uniform von dem Regiment Penthievre, einen Ueberrock, acht Hemden, einige Tücher, einige Paar ſeidene Strümpfe, und einen Horaz. Er erhielt Antwort von dem guten Favier, der ihm ſpaſshaft ſchrieb: Deine böſen Plane ſind geſcheitert, ich habe 100 Louisd'or auf Abſchlag bekommen: in vier Tagen wird dein Mantelſack in Mons ſeyn. Der König von Frankreich rächet die Beleidigungen des Herzogs von Orleans nicht. Viſitire die Taſchen deiner Uniform. Dieſer großmüthige Freund hatte 10 Louisd'or in ein Ludwigsband gewickelt, hineingeſteckt, und bot alles, was den Dûc de Choiſeul umgab, auf, denſelben zu beſänftigen. Der Sieg der Coalition war indeß nicht vollſtändig. Der Miniſter war auf ſeiner Hut, und der General Marbeuf ging nur mit ſechs Bataillons ab. Dies war für den Augenblick wenigſtens ſo viel erſpart, aber der Miniſter Sorba erreichte doch ſeinen Zweck, wie wir nachher ſehen werden.

Er ſetzte ſeine Reiſe fort, logirte in Dorfſchenken, und ging durch die Städte wie ein Edelmann aus der Nachbarſchaft, der ſpazieren geht. So kam er über die Gränze, ohne irgendwo angehalten zu werden, und gelangte im Anfang des Novembers 1763 in Mons an. Hier traf er ſeinen Mantelſack und das Geſchenk ſeines Freundes. Er hatte noch 6 Louisd'or übrig. In dieſer Stadt, wo er ſich einen Monat aufhielt, hatte er viele Bekanntſchaft. Sogleich ſchrieb er an den Dûc de Choiſeul einen unterwürfigen aber ſehr edlen Brief, worin er ſich die Freiheit nahm, das Heftige des vorgefallenen Auftritts auf ihn zurück zu ſchicken; er werde einſt die Reinheit ſeiner Abſichten und die Wahrheit alles deſſen, was er ihm geſagt habe, einſehen; er rechne zu ſehr auf ſeinen edlen Character, als daß er befürchten dürfe, er würde einen jungen braven Mann wegen einer zu großen Lebhaftigkeit, die er nicht habe mäßigen können, und die ihre Entſchuldigung in der ſeinigen fände, unglücklich machen: er erſuchte ihn, ihm vom Könige die Erlaubniß, in Spanien

als Flamländer zu dienen, zu verſchaffen; er hoffe, er werde ihn mit einer Antwort beehren, und Empfehlungsbriefe an den franzöſiſchen Geſandten überſenden; er verſichere ihm, daß, weit entfernt, ſich dem Dienſte ſeines Vaterlandes zu entziehen, er vielmehr hoffe, der Dûc werde ſo großmüthig ſeyn, ihn bald zurückzurufen; er wolle ſuchen in Spanien einen höhern Grad zu erhalten, nicht aus Ehrgeiz, ſondern um bei ſeiner Rückkehr deſto nützlicher zu ſeyn.

Dieſem Briefe legte er einen langen Bericht über Corſica bei, welcher ſich mit der Behauptung anfing: Der genueſiſche Tractat wird in ſehr wenig Jahren einen Krieg gegen Paoli zu Wege bringen. Er ſetzte den Gang der Begebenheiten, die dieſen Krieg beſchleunigen würden, auseinander, und, in der Vorausſetzung, daß er unvermeidlich wäre, gab er die verſchiedenen Arten an, wie man dieſe Inſel angreifen, die Stimmung der Einwohner, und ihre innerlichen Streitigkeiten nützen müſſe, um den Feldzug deſto kürzer und wohlfeiler zu machen.

Er hatte bei ſeiner Abreiſe aus Livorno eine vortreffliche Karte von Corſica, und zwei italieniſche Geſchichtſchreiber Giuſtiniani und Merolla gekauft, die alle Kriege, welche auf derſelben vorgefallen waren, umſtändlich beſchrieben. Er hatte die Feldzüge des Marechal de Urme unter Heinrich II und des Marechal de Maillebois im Jahr 1739 ſtudirt. Durch das beſondere Studium, welches er auf ſeiner langen Ueberfahrt bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich, auf die Inſel Corſica gewendet hatte, war er im Stande, ſich ein Syſtem für den Krieg in gebirgigten Ländern zu machen, der, wie der Dûc de Rohan in ſeinem parfait capitaine ganz recht ſagt, nicht ſo vielen Abwechſelungen, als der Krieg in ebnen Ländern unterworfen iſt, weil deſſen topographiſche Form ſich nicht abändert, ſtatt, daß in den ebenen Ländern die Flüſſe einen andern Lauf genommen haben, Wälder und Moräſte urbar gemacht ſind, einige Teiche ausgegraben, andere ausgetrocknet und ausgefüllt ſind, Städte und Dörfer verſchwinden, neue Städte und Dörfer in unangebauten Gegenden angelegt wer-

den, und Landſtraßen und Canäle neue Communicationen zu Waſſer und zu Lande eröffnen. Dieſer Bericht hatte damals wenigen Erfolg; in der Folge ward er aber ſehr nützlich.

Zu gleicher Zeit ſchrieb er an ſeinen Vater, und erzählte ihm alles was ihm begegnet war, und die Abſicht die er gehabt, ſich nicht eher wieder vor ihm ſehen zu laſſen, bis er nicht mehr nöthig hätte, ihm zur Laſt zu fallen, nebſt den gebieteriſchen Bewegungsgründen, die ihn gezwungen hätten, ſo plötzlich abzureiſen, ohne ihn zu beſuchen. Er geſtand ihm, daß er 800 Ld'or Schulden in Livorno hinterlaſſen habe, bat, dieſe Summe an den franzöſiſchen Conſul Bertelles zu übermachen, und verſprach, ſie ihm wieder zu bezahlen, welches er auch nachher gethan hat. Er ſchickte ihm ſeine Depeſche an den Miniſter, und ſeinen Bericht über Corſica in Abſchrift, und bat ſich zu der Reiſe nach Spanien 50 Ld'or aus.

Sein Vater bedurfte eines ſolchen Briefes, denn die bei der Audienz anweſenden Hofleute hatten das Betragen ſeines Sohnes mit den häßlichſten Farben geſchildert; er hielt ihn für ent-

entehrt und verlohren, kaum wagte er es, ſich ſehen zu laſſen. Durch das gänzliche Vertrauen ſeines Sohnes aufgemuntert, machte er dem Dûc de Choiſeul ſeine Aufwartung, und wurde ſehr angenehm überraſcht, als derſelbe nicht nur ganz ruhig war, ſondern auch gut von ihm ſprach. Er ſagte mit vieler Güte: Ihr Sohn iſt verteufelt lebhaft, aber ich geſtehe, daß ich die erſte Schuld hatte: er ſieht ins Weite, und wenn er ſich nicht geirrt hat, ſo wird er in meinen Augen viel Verdienſt haben. Laſſen Sie ihn ſein Feuer gebrauchen gegen das ſpaniſche Phlegma; das wird ihm ſehr wohl thun.

Nach einigen Tagen erhielt Dûmouriez ein großes Paket. In demſelben war 1) ein ſehr artiger Brief vom Dûc. 2) Ein Certificat ſeines Adels, welches er gar nicht verlangt hatte. 3) Eine Erlaubniß vom Könige, in Spanien zu dienen. 4) Ein Empfehlungsſchreiben an den Marquis de Grimaldi, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Spanien. 5) Ein Brief an den Marquis d'Oſſün

unſern Geſandten. 6) Ein rührender Brief von ſeinem Vater. 7) Ein Wechſel von 50 Ld'or. Mit dieſen Sachen verſehen, ſchickte er ſich mit neuen Hofnungen und neuer Fröhlichkeit zu ſeiner Abreiſe an, und ſchrieb an ſeine Couſine.

Viertes Kapitel.

Reiſen in Spanien und Portugall.

Gleich im Anfange dieſer Reiſe ſtieß ihm ein Abentheuer auf, welches er mittheilen will, weil es die Urſache des Glücks eines jungen Frauenzimmers wurde, welches jetzt eine ſehr achtungswerthe Hausmutter in den Niederlanden iſt. Er hatte in Mons viel Vergnügen, und war bei dem alten Prinzen de Ligne, dem General Dombelle und beim Capitel ſehr gelitten. Der Schnee verſperrte die Gebirge, und die Reiſe zu Waſſer war überdem wohlfeiler. Der General Dombelle, dem er ſeine Abſicht, ſich in Oſtende einzuſchiffen, mittheilte, ſagte ihm, daß die Wittwe eines alten ſpaniſchen Generalmajors Avendano, der kürzlich in dieſer Stadt geſtorben war, ihren

Neffen und Nichte bei ſich hätte, die nach Seville zurückkehrten, und daß er wohl thun würde, dieſe Geſellſchaft zu nützen, um deſto angenehmer zu reiſen. Seinem Adjudanten trug er auf, ihn bei der Dame einzuführen und zu empfehlen.

Bei ſeinem Eintritte in dieſes Haus, erblickt er eine alte ehrwürdige ſehr niedergeſchlagene Dame, eine junge nicht hübſche Perſon in Thränen gebadet, und einen Mann von 25 bis 30 Jahren, von ungeheurer Figur und hartem ſtolzen und unempfindlichen Anſehen. Bei dieſem erſten Beſuche wurde man einig, einen Wagen gemeinſchaftlich nach Oſtende, zu Brügge die Barque zu nehmen, und ſich miteinander auf einem Schiffe nach Cadix einzuſchiffen. Man ſchrieb nach Oſtende; zwei Tage nachher erhielt er von Madame Avendano die Bedingungen des Capitains einer franzöſiſchen Fregatte, die für Rechnung des Commerzes als ein Laſtſchiff ausgerüſtet war. Der Capitain, Namens Keiſer, ein guter Seemann und braver Mann, kam ſelbſt nach Mons, und als er wieder nach Oſtende abreiſete, ſagte er zu ihnen, er werde ihnen

den Tag, wenn er an Bord ginge, melden, ſie ſollten ſich ja ganz fertig zur Abreiſe halten.

Er ging in dieſem Hauſe täglich aus und ein. Fernando Avendano, ſo hieß dieſer ſchlechte Menſch, ein Edelmann aus Sevilla, ſah ihr ſehr ungnädig an. Er ſprach kein Wort franzöſiſch, denn er war erſt ſeit acht Tagen in Mons. Die gute Tante wurde immer niedergeſchlagener, und täglich nahm ſie Dümouriez bei der Hand und ſagte zu ihm: mein werther Herr! ich beſchwöre Sie, nehmen Sie das arme Kind auf der Reiſe unter ihren Schutz; ich trenne mich ſehr ungern von ihr.

Endlich ſtiegen die drei Reiſenden den 24. oder 25. November, auf erhaltene Nachricht vom Capitain, des Nachts in eine Miethkutſche. Er ſetzte ſich neben dem Frauenzimmer, troz des Murrens Fernando's, worauf er gar nicht achtete. Das unglückliche Mädchen ſchluchzte. Man hatte ungefähr zwei Meilen gemacht, als Fernando zu ſchimpfen anfing und ſie mit Füßen gegen die Beine trat. Dümouriez ſtutzte lebhaft, ſetzte ſeinen

Stock und Degen in die Queere vor, und gab dem Grobian ſo gut er konnte zu verſtehen, daß er die Schweſter keinesweges ungeahndet werde ſchlagen laſſen. Nun ward er ruhig, und man langte in Brügge an. Sobald Fernando aus dem Wagen geſtiegen war, zog er ſeine unglückliche Schweſter in einen Stall und mißhandelte ſie. Man hört ein lautes Geſchrei, alles kommt herbei, Dümouriez eilt herzu, giebt den Schurken fünf oder ſechs tüchtige Hiebe mit dem Stock, läßt ihn in die Barque ſteigen, hält ihn von ſeiner Schweſter entfernt, und führt dieſe am Arm.

Man langt zu Oſtende an, wo ſpaniſche Damen vom Regiment Ligne oder los Rios dem Frauenzimmer entgegen kamen, deren Händen er ſie übergab und ihnen die Abſcheulichkeiten des Bruders erzählte. Er ſprach auch mit dem Capitain darüber, und ſie nahmen ſolche Maaßregeln, daß auf dem Sch ffe keine Auftritte während der Ueberfahrt entſtehen konnten. Glücklicherweiſe verhinderte der widrige Wind die Abreiſe fünf Tage. In dieſer Zwiſchenzeit ſagte das unglückliche Mädchen zu den Damen: das Ungeheuer habe die

Reiſe nur deswegen gemacht, damit ſie die Wohlthaten ihrer Tante nicht genießen ſollte; während der acht Tage, die er in Mons zugebracht, habe er die Tante und ſie geſchlagen und beſtändig gedrohet, wenn ſie nur erſt in Sevilla wären, ſolle ſie von ſeinen Händen ſterben. Die Damen theilten dieſe Klagen Dümouriez und Keiſer mit, die darüber ſehr unwillig wurden. Aber mit welchem Rechte konnte man die Schweſter aus der Gewalt des Bruders ziehen?

Den 29. November gab Dümouriez der ganzen Geſellſchaft ein Mittagseſſen. Fernando ſaß bei Tiſche bei ihm, hinter ihnen ſtand ein glühendes Kohlenbecken. Der brutale Menſch fing an zu zechen, erhitzte ſich, und ſagte ſeinem Nachbar derbe Grobheiten, die dieſer nur halb verſtand, und die Geſellſchaft fragte, was er ſagte, und warum er ſo zornig ausſähe. Ein ſpaniſcher Officier in kaiſerlichen Dienſten, Namens St. Eſtevan, und der Capitain Keiſer bemüheten ſich vergebens, ihn zum Schweigen zu bringen; er wurde immer wüthender. Keiſer hatte kaum ſo viel

Zeit, Dümouriez zuzurufen: „Nehmen Sie ſich in Acht!“ Fernando ſtieß mit dem Meſſer nach ihm; er entging dem Stoße, packte ihn bei der Gurgel, und warf ihn mit dem Kopf in das Kohlenbecken. Die Frauenzimmer liefen mit großem Geſchrei hinaus; Keiſer und die beiden öſterreichiſchen Officiere hoben den abſcheulichen Menſchen auf, dem die Haare verſengt und das Kleid verbrannt war.

Nun wurde ein kurzer Entſchluß gefaßt. Die ganze Geſellſchaft begab ſich nach dem Rathhauſe; Fernando mußte mit, man gab ſein barbariſches Betragen an, die Richter verurtheilten ihn dahin, ſeine Schweſter frei zu laſſen, und ihr 5 Louisd'or zur Rückreiſe nach Mons zu geben. Man übergab ſie einer von den Damen, der Madame Ruys, und ſie reiſ'ten auf der Stelle ab. Das arme Mädchen wußte gar nicht, wie ſie ihrem Befreier ihre Dankbarkeit bezeigen ſollte. Den andern Morgen wurde der Wind günſtig, und er ſchiffte ſich mit Fernando ein, der ganz zahm wurde. Die Ueberfahrt dauerte einen Monat, und während der Zeit bediente er ſich

des Schurken, um ſich in der ſpaniſchen Sprache zu üben, die er bei ſeiner Ankunft zu Cadix, den 21ſten Januar 1764 geläufig ſprach.

Hier brachte er acht Tage ſehr angenehm zu, denn die franzöſiſchen Kaufleute, an die er doch keine Briefe abzugeben hatte, nahmen ihn ſehr gut auf. Das, was er von der Schönheit der Ufer des Guadalquivir gehört hatte, machte ihn ſo neugierig, daß er ſich zu Cadix auf eine Tartane einſchiffte, vor San Lucar de Barrameda *) vorbei und den Fluß hinauffuhr. Dieſe Reiſe war langweilig, und er hatte auf derſelben ſchlechte Geſellſchaft. Das Schiffsvolk beſtand aus Zigeunern, oder Gitans **). Glücklicherweiſe befand ſich in der Barque auch ein Dragonerofficier von den andaluſiſchen Freiwilligen, und Fernando, der ganz zahm und ſehr artig geworden war. Der Officier, welcher ſich Salas nannte, und dem

*) Die Franzoſen nennen dieſen Ort Barre St. Lucar. A. d. U.

**) So nennen die Spanier die Zigeuner, denen nicht, wie noch in manchen Gegenden von Deutſchland erlaubt iſt, umherzuſtreichen. A. d. U.

er ſein Abentheuer erzählt hatte, rieth ihm, auf ſeiner Huth zu ſeyn. Bei ihrer Ankunft zu Sevilla, bezeugte Fernando noch immer eine große Reue über ſein Betragen, dankte ihm alle Augenblick, daß er ihn von dem Wege des Verbrechens gerettet habe, und bat ihn ſehr dringend, bei ihm zu logiren. Er ſchlug ihm dies ab, und that wohl daran: denn zwei Tage nachher wollte dieſer Böſewicht ihn in dem Wirthshauſe de la Fonde ermorden. Mit Hülfe des großmüthigen Salas jagte er ſeine drey Meuchelmörder in die Flucht. Dieſe verklagten ihn bei dem Aſſiſtente, oder befehlshabenden Commandanten. Er erzählte demſelben, wie Fernando ſich zu Mons und Oſtende betragen hätte. Der Aſſiſtente ließ das Ungeheuer ins Gefängniß ſetzen, und ſchrieb an den Capitain Keiſer nach Cadix, um deſſen Ausſage zu bekommen. Dümouriez reiſ'te nach Madrid ab, und hat nie erfahren, wie es mit dem Proceß des Fernando abgelaufen iſt. Bei ſeiner Ankunft in Madrid wurde er von dem Marquis d'Oſſün ſehr wohl aufgenommen. Der Düc de Choiſeul hatte ſogar die Güte gehabt, denſelben von ſeiner

Ankunft vorläufig zu benachrichtigen. Der Geſandte ſtellte ihn dem Könige vor, bot ihm ſeinen Tiſch an, redete mit ihm als ein Vater, und rieth ihm, ſich nicht zu übereilen, ſondern vorher wohl zu überlegen, ehe er einen Schritt thäte, um angeſtellt zu werden. Obgleich ihm der Mangel ſehr zuſetzte, zu etwas zu greifen, ſo glaubte er doch dem Rathe dieſes achtungswerthen Mannes, dem er hernach die größten Verbindlichkeiten hatte, folgen zu müſſen. Der Marquis d'Oſſün war äußerſt kalt und ernſthaft, aber ſein Herz ſehr gefühlvoll. Er war ein ſehr genauer Freund Carls III, dem er von Neapel nach Spanien gefolgt war, und der niemals zugeben wollte, daß man ihm einen andern Geſandten ſchickte. Er war ſehr reich und ſehr wohlthätig. Er hatte ein Fräulein Hocquart, aus einer buckligten Familie, geheurathet; von dieſer hatte er einen Sohn, der auch buckligt war, und viel Verſtand hatte, aber nicht viel taugte und ihm großen Verdruß machte. Nach einigen Tagen gewann er Dümouriez lieb, deſſen Orden, Wunden, Erziehung und gute Laune ihn für denſelben intereſſirte. Er ließ ihn des Mor-

gens zu ſich kommen, unterhielt ſich mit ihm über die genauern Umſtände des ſiebenjährigen Krieges, welches ihn veranlaßte, kurzgefaßte Nachrichten von demſelben aufzuſetzen, die er dem Geſandten überlieferte.

Durch die Güte dieſes Miniſters dreiſt gemacht, vertrauete er demſelben ſeinen ganzen Lebenslauf, ſelbſt ſeine Reiſe nach Corſica, und ſeinen Zwieſpalt mit dem Dúc de Choiſeul. Der Marquis antwortete ihm mit vieler Güte: Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen mit dem Range eines Oberſten nach Frankreich zurückkehren, und ich werde nicht erlauben, daß Sie in ſpaniſche Dienſte gehen. Bleiben Sie hier, ich will Ihr Vater ſeyn. Als er hierauf bemerkte, daß der junge Mann mehr gedankenvoll, als gerührt zu ſeyn ſchien, und die Urſache ſeiner Verlegenheit errieth, ſo ſagte er zu ihm lächelnd: Sind Sie reich? Nein, antwortete jener, und ich möchte nicht gerne meinem Vater länger zur Laſt fallen. — Nun, weg mit dem unzeitigen Stolz, ich will Ihnen das, was Sie nöthig haben,

vorſchießen, Sie können es mir bei Gelegenheit wieder geben. Von dieſem Augenblick an behandelte er ihn auch wirklich als ſeinen Sohn. Dümouriez machte verſchiedene Reiſen nach Catalonien, Grenada und an den Küſten. Er ſammelte Bemerkungen, die er in einem kleinen Bande niederſchrieb, unter den Titel: Eſſai ſur l'Eſpagne. Dieſes Werk, welches manche neue und beſondere Nachrichten enthält, iſt ſo wie ſeine Bibliothek, durch die Anarchiſten in Paris confiscirt, und nie gedruckt worden.

Zu Madrid hielt er ſich zu dem Corps Diplomatique, beſonders aber ging er mit dem ſchwediſchen Geſandten, Grafen von Creutz, dem engliſchen Reſidenten de Visnes, und dem däniſchen Geſchäftsträger Bergher um. Alle drei ſind jetzt todt. In dieſer Geſellſchaft erlebte er einmal einen Auftritt, der dem Marquis d'Oſſün viel Spaß machte. In Madrid erſchien ein preußiſcher Major, von Geburt ein Schweizer, Namens Merle. Er hatte ſich angeboten, ein Freicorps anzuwerben. An den englichen Geſandten, der ihn beim Corps Diplomatique einführte, war er

empfohlen. Das ſchlechte Betragen der franzöſiſchen Generale und unſere Unglücksfälle im ſiebenjährigen Kriege, hatten die franzöſiſchen Officiere in Verruf gebracht. Der Major ſah fürchterlich aus, war ſehr plump erzogen, trug einen großen Säbel mit ſilbernem Handgriff und einen ganz ſoldatiſchen Aufzug. Bei jeder Gelegenheit zog er auf die franzöſiſche Nation los, und ſprach nur mit Verachtung von ihr und ihrer Armee; ſonſt fehlte es ihm nicht an Verſtande und an Kenntniſſen.

Eines Tags war das ganze Corps Diplomatique bei dem Grafen von Creutz, der nachher ſchwediſcher Geſandter in Paris war und als Miniſter Guſtavs III geſtorben iſt, zu einen großen Mittagsmahl eingeladen. Eigentlich war es ein Feſt, welches derſelbe der ruſſiſchen Geſandtin, Gräfin Butterlin, einer ſehr hübſchen Frau, gab. Bei Tiſche fiel die Unterhaltung auf die unüberwindliche Flotte Philipps II. Merle, um die engliſche Nation zu erheben, führte allerlei unbeſcheidene Reden gegen die Spanier. Herr von Oſſün glaubte dieſem Geſpräch ein Ende machen zu müſſen, und führte ganz gelaſſen Philipps II Worte an:

ich ſchickte ſie nicht aus gegen die Stürme zu kämpfen. Merle kehrte ſich nicht daran. Dümouriez citirte die Geſchichte, um den Bitterkeiten des Majors eine andere Richtung zu geben, der ihm aber mit Grobheit antwortete: Sie ſind mir eben ein Beweis, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geſchichte als vom Kriege verſtehen. Jedermann erſtaunte. Dümouriez, der eben ſein Glas in der Hand hatte, verſetzte ganz aufgeräumt: Vertheidiger der Königin Eliſabeth, ich nehme mir die Ehre, auf Ihre Geſundheit zu trinken.

So wie man von Tiſche aufſtand, nahm der Graf von Creutz den Preußen bei Seite, und machte daß er ſich entfernte. Alles verſammelte ſich um Dümouriez und gab genau auf ihn Acht. Er aber gab dem Marquis d'Oſſün einen Wink, der zu ihm trat und mit Heiterkeit zu ihm ſagte: holen Sie doch von meinem Tiſche das Lied, welches Sie für die Gräfin Butterlin gemacht und dort vergeſſen haben. Er hatte es in der Taſche. Er eilt fort, kommt

auf die Straße, erblickt von ferne ſeinen Mann, und ſieht daß er in ein Caffeehaus, nahe an einem der Stadtthore, dem gewöhnlichen Sammelplatz der Fremden, gehet, nimmt ihn bei dem Arm und zieht ihn nach dem Thore hin. Der Preuße ſagt zu ihm: Sie ſind ſchlecht bewaffnet, mit meinem Säbel ſpalte ich Sie, warten Sie bis Morgen. Wirklich hatte Dûmouriez nur einen kurzen Degen, aber er wollte ſeine Rache nicht aufſchieben, aus Furcht, man möchte ihm ein Hinderniß in den Weg legen, da die Duelle in Spanien hart verboten ſind. Er nahm ſeine Zuflucht zur Verſtellung. Sie haben Recht, ſagte er, ich bin Ihnen für dieſe Großmuth verbunden; es thut mir ſogar leid, daß Sie mich in die Nothwendigkeit verſetzt haben, mich ſchlagen zu müſſen; laſſen Sie uns ruhig ſpatzieren gehen und ein Rendezvous verabreden. So gingen ſie freundſchaftlich Arm in Arm zum Thor hinaus. Als ſie ungefähr hundert Schritte gegangen waren, ſah er einen Gang bei einem Garten, der ſeiner Abſicht recht angemeſſen war. Er ließ Merle's

Arm

Arm fahren, ſtieß ihn in den Gang hinein, zog den Degen und ſagte: Hier habe ich dich, wehre dich. Merle ſtutzte, ward bleich, bat um Verzeihung, und ſchlug vor, zurückzugehen und ſich zu entſchuldigen; — nichts, du biſt ein feiger Schurke, und nicht werth in einer ſolchen Geſellſchaft zu erſcheinen. — Merle erſtaunte noch mehr. — Wehre dich, oder gieb mir deinen Säbel. Der falſche Preuſſe machte zitternd ſein Degengehäng los und ging weg. Dümouriez kehrte mit eben der Schnelligkeit zum Grafen von Creutz zurück, übergab ihm vor der ganzen Geſellſchaft den Säbel mit den Worten: Hier, Herr Graf, iſt die fürchterliche Wehr des Vertheidigers der Königin Eliſabeth. Er befindet ſich recht wohl; ſchicken Sie ihm dieſelbe doch zurück, er möchte es wohl nicht wagen, ſie ſelbſt abzuholen. Nun mußte er den ganzen Auftritt erzählen, und man bezeigte ihm allgemeinen Beifall.

Zwei Tage nachher ließ das ſpaniſche Miniſterium, welches dieſe Geſchichte erfuhr, den

Major Merle als einen Spion einziehen. De Vismes wagte es kaum, ihn zu reclamiren; er ſprach darüber mit Dümouriez, der nach dem Gefängniß eilte, dem Unglücklichen einige Louisd'or gab und den Marquis d'Oſſün vermochte, um ſeine Befreiung zu bitten, welche er auch erhielt, mit der Bedingung, Spanien zu verlaſſen. Nach einigen Tagen ging er mit de Vismes nach dem Gefängniß, ihn abzuholen. Der arme Schelm ſchien von der lebhafteſten Dankbarkeit durchdrungen zu ſeyn, reiſete von Madrid ab, wurde Major in ruſſiſchen Dienſten, ſchiffte ſich auf der Flotte des Grafen Orlow ein, und ſtarb auf der Inſel Paros, mit dem Rufe eines guten Officiers.

Dümouriez hat die Duelle immer verabſcheuet, ſich ſelten darauf eingelaſſen, und deswegen immer die Geſellſchaft junger Leute vermieden. Dieſe Art von barbariſchem Muthe hat nichts mit der Tapferkeit gemein. Ein Duell iſt faſt immer die Folge eines blinden Zorns, oder eines unvernünftigen Stolzes. Sehr oft hat er ihm angethane perſönliche Beleidigungen verziehen, wenn er entweder ſelbſt oder durch Mittelsperſonen ſeinen Streit

beilegen konnte, im Fall derſelbe nicht bekannt oder laut geworden war. Dieſer philoſophiſche Grundſatz iſt ihm ſeit der Revolution mehr als jemals nothwendig geworden, beſonders gegen die wenig überlegenden jungen Emigrirten, die durch das Unglück erbittert, ihm das Uebel zuſchreiben, woran er nicht Schuld, und wovon er eben ſo gut als ſie ein Opfer iſt. Dieſes Vorurtheil der Emigrirten von der erſten Edition gegen die Nachherigen thut der gemeinſchaftlichen Sache großen Schaden.

Dümouriez's Glück daurete nur einige Monate. Es ward durch Briefe, die er aus Frankreich erhielt, geſtört. Sein Vater war gegen ihn eingenommen und ſchrieb ihm ſehr hart. Was aber ſeinen Verdruß vollkommen machte, war der Entſchluß ſeiner Couſine, Nonne zu werden. Eines Tages erhielt er, ſtatt der Antwort auf ſehr zärtliche Briefe, die er ihr geſchrieben hatte, ein dickes Paket, worin verſchiedene ſeiner eigenen Briefe, die er zurückbekam, einer von ſeiner Couſine, die ſich einkleiden laſſen wollte, ein anderer von der Superiorin, und noch einer von einem Jeſuiten, dem Gewiſſensrath des jungen Frauenzimmers,

enthalten war. Alle dieſe Briefe waren voll Myſtik und Ermahnungen, ſeiner Couſine nachzuahmen und den Abgrund dieſer Welt zu verlaſſen. Man rieth ihm, nicht mehr zu ſchreiben, weil er doch keine Antwort erhalten würde.

Jenen Beruf hatte ſie in ſich gefühlt, nachdem ſie die Blattern bekommen hatte, wodurch ihre Geſichtszüge ganz umgewandelt waren. Das junge Frauenzimmer hatte ein feuriges, heftiges und ſehr entſchiedenes Temperament. Sie hielt einen langen Kampf aus, wodurch ihre Geſundheit für den Reſt ihrer Tage gänzlich zerrüttet wurde. Als einer reichen Erbin ſetzten die Prieſter und Betſchweſtern ihr natürlicher Weiſe ſehr zu, und gaben der Lebhaftigkeit ihrer Leidenſchaften die Richtung auf die Religion. Ihre Andacht wurde überſpannt, und weil ſie das Leben einer bloßen Nonne zu unthätig fand, ſo ließ ſie ſich in dem Kloſter der barmherzigen Schweſtern in Bayeux einkleiden, um ſich dem Krankendienſte zu widmen. Aber nach einem halben Jahre wurde ſie ſelbſt von ſchweren Krankheiten ſo angegriffen, daß ſie ihr Noviziat aufgeben

mußte und mehrere Jahre in einer hinfälligen Geſundheit und übertriebener Andacht verlebte.

Durch dieſe unerwartete und unabänderliche Nachricht wurde er äußerſt betroffen; er vertraute ſeine Leiden dem ehrwürdigen Marquis d'Oſſün, der ſich zu ſeinem Alter und ſeiner Leidenſchaft herabließ, und ihn zu zerſtreuen und zu tröſten ſuchte. Nun faßte er den Entſchluß, ſich auf immer von ſeinem Vaterlande zu trennen und ſpaniſche Dienſte zu nehmen. Aber er wünſchte, mit einem höhern Grade in dieſelben zu treten, und irgend einen wichtigen Dienſt zu leiſten, wodurch der Hof bewogen würde, ſeine Bitte bald zu gewähren. Doch dieß ging ſo leicht nicht an, denn es war Friede.

Während des letzten Krieges hatte Spanien Portugal mit mehr als 50000 Mann angegriffen. Die Portugieſen, welche erſt zwei harte Geißel, ein ſchreckliches Erdbeben und eine Verſchwörung empfunden hatten, waren, obgleich ſie von dem Marquis de Pombal, einem der geſchickteſten Miniſter von Europa, den man den Richelieu im Süden nennen möchte, regiert wurden, gar nicht darauf

vorbereitet, einen ſolchen Angriff abzuhalten, dem ſie nur eine Armee von 17000 Mann und einige neu geworbene irländiſche Bataillons, welche die Engländer ihnen in der Eile zu Hülfe ſchickten, entgegenſtellen konnten. Die Eroberung von Portugal ſchien unausbleiblich. Indeſſen nahmen die Spanier nach einigen Monaten nur den ſchlecht vertheidigten Ort Almeida weg, wurden überall geſchlagen und zogen ſich, nachdem ſie 25000 Mann und ihre Ehre dabei verlohren hatten, wieder auf ihr Gebiet zurück.

Er hatte ſich, ſo viel als nur möglich, über dieſen Feldzug unterrichtet, und die genauern Umſtände deſſelben von den Officieren, die demſelben beigewohnt hatten, vorzüglich von den walloniſchen Garden, mit denen er in genauer Verbindung ſtand, erzählen laſſen. Er hatte oft gegen den Marquis d'Oſſün geäußert, daß er ihn einſt um die Erlaubniß, eine Reiſe nach Portugal zu machen, bitten würde, um dieſes hiſtoriſche Problem wenigſtens von Seiten ſeines militäriſchen Theils aufzulöſen; denn er zweifelte gar nicht, daß die Politik des Hofes auf die unerklärlichen

Unglücksfälle der Spanier Einfluß gehabt habe, und daß eigentlich in Madrid die ſpaniſche Armee zu Grunde gerichtet ſey. Er hatte ſogar ganz eigene Anmerkungen über dieſe ſträflichen Intriguen geſammlet, und eine Erzählung von dieſem kurzen und ſchimpflichen Feldzuge mit dem Vorſatze, ihn einſt auf dem Schauplatze ſelbſt zu ſtudieren, aufgeſetzt.

Mit Verdruß überhäuft, und mit dem Wunſche ſich zu zerſtreuen, war er mit dieſem Projekt gänzlich beſchäftigt. Eine neue Laufbahn öfnete ſich ſeiner Einbildungskraft, ein neues Volk, neue Verhältniſſe zu unterſuchen und zu ſtudieren. Er vertrauete dieſe Idee dem Marquis d'Oſſün, der ſie billigte, aber zugleich äußerte, da der Premier-Miniſter von Portugal ſehr argwöhniſch und im Stande wäre, ihm Ungelegenheit zu machen, ſo glaube er nicht, daß es ihm möglich ſeyn werde, hinter alle genauere Umſtände, deren er bedürfe, mit Sicherheit zu kommen, wenn er nicht portugieſiſche Dienſte ſuche, und Dümouriez gab demſelben ſein Wort, ſie nicht anzunehmen, wenn man ſeine Bitte auch gewähren ſollte.

Der Marquis d'Oſſün willigte ungerne ein, und ertheilte dem Dûc de Choiſeul Nachricht davon. Jhm gab er ein Empfehlungsſchreiben an den Grafen de St. Prieſt, franzöſiſchen Geſandten in Liſſabon, und etwas Geld. Von de Visme's nahm er ein Empfehlungsſchreiben mit, an deſſen Bruder Gerard de Visme's, Kaufmann in Liſſabon, einen ſehr liebenswürdigen und mit den Wiſſenſchaften vertrauten Mann, mit dem er ſich aufs engſte verband. Er reiſ'te ab nach Liſſabon, beſuchte die Ufer der Coa, an welcher Almeida liegt, kam von Coimbra wieder nach Spanien, verfolgte das rechte Ufer des Tajo, um die Märſche der Spanier auf Abrantes durch Kaſtelbranco, Villa Velha, Pennamacor kennen zu lernen, ging über Elvas wieder in Portugal hinein und über die große Landſtraße von Eſtremos und Armada nach Liſſabon, von da nach Porto, längs des Duero bis Miranda und Chaves, und ſo wieder zurück nach Liſſabon. Hier machte er dem Grafen de St. Prieſt ſeine Aufwartung. Der Brief des Marquis d'Oſſün war ſehr kalt und vorſichtig, weil er ſich nicht in Verlegenheit ſetzen wollte,

da er wußte, daß Dümouriez dem portugieſiſchen Miniſter ſeine Dienſte anbieten wollte.

Durch einen reiſenden Franzoſen übermachte er dem Marquis d'Oſſün eiu dickes Paket von Beobachtungen, die nur er allein entziffern konnte, mit einem bloßen Billet, worin er ihn bat, daſſelbe aufzubewahren und ihm bei ſeiner Rückkehr wieder zuzuſtellen. Dies that der Miniſter auch treulich, ohne es einmal geöffnet zu haben. Sehr bald ſchloß er ſich an die engliſchen, ſchottiſchen und ſchweizeriſchen Officiere an, deren eine große Zahl in portugieſiſchen Dienſten war. Bei dem Miniſter erhielt er verſchiedene Audienzen, ſchlug demſelben vor, eine Legion anzuwerben, worauf man, wie er wohl wußte, gar nicht achten würde, ſtudierte die Geſchichte und Geographie von Portugal, entwarf ein Syſtem zum Angriff und zur Vertheidigung für dieſes Land, machte noch einige Streifzüge, um ſeine Ideen zu berichtigen, und ſchickte noch zwei ziemlich ſtarke Pakete mit ſichern Gelegenheiten an den Marquis d'Oſſün.

Der Marquis d'Almodovar, ſpaniſcher Geſandte, und der Graf de St. Prieſt, vom

Scheine getäuſcht, nahmen ihn ſehr kalt auf, und ſchrieben zu ſeinem Nachtheile, der eiue an den Hof zu Madrid, der andere an den Marquis d'Oſſün und den Düc de Choiſeul. Er ſeiner Seits ging nicht weiter zu ihnen, und hielt ſich ganz zur Geſellſchaft der Engländer. Der Premier-Miniſter verweigerte ihm die portugieſiſchen Dienſte; dieß erwartete er um deſto mehr, weil grade damals zu Liſſabon eine traurige Begebenheit vorfiel, welche bewies, wie ſchlecht die Franzoſen bei dem Marquis de Pombal, der damals Graf d'Oyras hieß, angeſchrieben waren.

Dieſer Premier-Miniſter war ein grauſamer und argwöhniſcher Deſpot. Nach geendigtem Kriege hatte er ein Regiment fremder Grenadiere beibehalten, welches in Liſſabon in Garniſon lag. Dieſes Corps, welches faſt gänzlich aus franzöſiſchen Officieren und Soldaten beſtand, war vortreflich. Der Oberſte deſſelben war ein Franzoſe, Namens Peyferrier, mit dem Beinamen Graveron. In Frankreich hatte er unter den Musquetieren gedient, und war Adjudant des Grafen d'Herouville geweſen. Er war ein guter Soldat, und ziem-

lich beliebt bei Hofe. Die ſchottiſche Faktion, auf dieſen Oberſten und ſein Regiment eiferſüchtig, klagte ihn an, nachtheilig von dem Miniſter geſprochen zu haben. Dieß reichte hin, den unglücklichen Graveron zu ſtürzen. Der Graf d'Oyras ließ die Rechnungen des Regiments unterſuchen, und ihm den Prozeß machen. Sein Geſandter reklamirte ihn nicht, da er ihm doch wenigſtens das Leben hätte retten können. Er wurde durch einen Kriegsrath verurtheilt, erſchoſſen, und das Regiment abgedankt.

Nach einem Aufenthalt in Portugal von faſt einem Jahre, ging Dümouriez nach Madrid zurück, weil es ihm an Gelde fehlte, da er nicht an den Marquis d'Oſſün ſchreiben konnte, ihm etwas zu ſchicken. Er hatte von einem franzöſiſchen Kaufmann, einem verdienſtvollen Manne, und jetzt einem der reichſten Banquiers in Paris, Unterſtützung erhalten. Er nahm gar keine Papiere mit ſich, welche ſeine ungeheure Arbeit, die nur in Bemerkungen und Materialien beſtand, die er allein in Ordnung zu bringen im Stande war und vorausgeſchickt hatte, verrathen konnten.

Ein Kriegsſyſtem für und gegen Portugal abgerechnet, welches er aus denſelben zog, konnte er noch ein Werk daraus verfertigen, welches Eſſai ſur le Portugal en 1766 betitelt, zu Lauſanne gedruckt, und ſehr bekannt iſt. Dieſes Werk iſt voller Nachläſſigkeiten des Styls. Es enthält ſogar manche Irrthümer, und es fehlen darin verſchiedene genauere Umſtände; aber es iſt mit vieler Methode abgefaßt, und es wäre zu wünſchen, daß man über jeden Staat von Europa ein ähnliches Werk beſäße, und daß es alle Jahre erneuert würde. Es würde ſehr nützlich ſeyn, für das Betragen der Höfe, für das Gleichgewicht des gegenſeitigen Intereſſe, und denen, die das Ruder in Händen haben, manche Irrthümer und Fehler, welche Folgen irriger Vorſtellungen ſind, erſparen. Es würde ferner dem Reiſenden und Philoſophen ſehr nützlich ſeyn.

Bei ſeiner Ankunft in Madrid wurde er ſehr kalt aufgenommen. Man ſah ihn als einen leichtſinnigen Menſchen an, der in die Dienſte einer feindlichen Macht habe treten wollen. Selbſt der Marquis d'Oſſün behandelte ihn anfänglich mit ſcheinbarer Zurückhal-

tung. Er nahm alle ſeine Bemerkungen zur Hand, ſchloß ſich ein, und übergab nach vierzehn Tagen dem Geſandten ein Memoire, unter dem Titel: Syſtème d'attaque et de défenſe du Portugal. Er hatte es zweimal abgeſchrieben: einmal für den Marquis d'Oſſün, und einmal für den Dûc de Choiſeul. Dieſer letztern Abſchrift hatte er eine große Karte von dem Laufe des Tajo beigefügt, worauf die Märſche und Läger bemerkt waren. Der Marquis d'Oſſün erhielt von dem miniſter Befehl, eine Duplik dieſer Arbeit dem Madrider Hofe zu übergeben, damit ſie unterſucht würde, und dieſer ſich mit den Präliminarpunkten beſchäftigen könnte, z. B. der Errichtung eines Generalſtabes, ſolcher Arſenäle, die näher, als die cataloniſchen wären, der Hoſpitäler, Magazine u. ſ. w.

Der Geſandte übergab dieſes Memoire dem Könige von Spanien, welcher die Ernennung einer Commiſſion befahl, die aus drei Perſonen beſtand, nehmlich dem General-Kapitän, Grafen d'Aranda, und den General-Lieutenants Grafen Cagigal und Spinola. Ihr wurde aufgetragen, Bericht davon abzuſtat-

ten; aber dies brachte nicht die geringſte Verbeſſerung in den Einrichtungen des ſpaniſchen Kriegsweſens hervor. Der Marquis d'Oſſün wollte daraus wenigſtens Vortheil für ſeinen jungen Freund ziehen, und hielt für ihn um einen höhern Grad an. Man bot ihm die Stelle eines Oberſt-Lieutenants bei einem Corps von drei Bataillons, welches unter dem Namen der fremden Freiwilligen, geworben wurde, an. Dieſes Anerbieten rührte von der Intrigue des General Orelly her, der einen braven franzöſiſchen Officier, Namens Chateauveron, um dieſe Stelle bringen wollte. Dümouriez erfuhr dies, und ſchlug die Stelle aus. Er hatte damals ſich von den größern Geſellſchaften zurückgezogen, und ging nur mit einigen genauen Freunden um. In beſonders genauem Verhältniſſe ſtand er mit dem Düc de Crillon Mahon, mit deſſen Sohn, dem Grafen de Crillon, und mit dem Prinzen Emanuel von Salm-Salm, Oberſten des Regiments Brabant. Dieſer Prinz beſaß die achtungswürdigſten und liebenswürdigſten Eigenſchaften. Mit dieſem entwarf er den Plan, ein deutſches Regiment von Salm

zu errichten, aber er ſcheiterte. Alle drei trafen ſich einige Jahr nachher wieder in Frankreich, als Marechaux-de-Camp. Wären ſie doch immer in Spanien geblieben!

Er hatte ſich ſehr lebhaft in eine neue Herzensangelegenheit mit einem Frauenzimmer, welches nicht ſehr hübſch, aber voll Geiſt und Talent war, der Tochter eines Franzoſen, Namens Marquet, erſtem Architect des Königs, eingelaſſen. Sie hatte vorzüglich viel Gefühl und einen erhabenen Charakter. Sie war nicht reich, und wollte niemals zugeben, daß er die Thorheit begehen ſollte, und um ſie anhalten, welches er doch gerne wollte. Für ſie ſchrieb er zwei kleine Werke unter dem Titel: Leçons de géographie und Leçons d'hiſtoire et de philoſophie. Sie ſind ſo, wie ſeine andern Manuſcripte, die eine Beute der Anarchiſten geworden ſind, verlohren gegangen. Dieſes liebenswürdige Frauenzimmer opferte ſich ſelbſt auf. Als er nach Frankreich zurück gerufen wurde, begann ſie andächtig zu werden. Ihr Vater verheurathete ſie an einen Alcalde, oder Richter von Valladolid. Sie ſtarb bald nachher, und ſchrieb kurz vor

ihrem Tode noch einen Brief an ihren alten Freund, worin ſie zärtlichen Abſchied von ihm nahm.

Er brachte das Jahr 1767 in Spanien zu, und führte daſelbſt ein ſehr angenehmes Leben, Dank ſey es der Güte des Marquis d'Oſſün, der Liebenswürdigkeit ſeiner Freunde, und der Zärtlichkeit der Demoiſelle Marquet; aber noch immer war er ohne Brod. Er erfuhr, daß ſeine älteſte Schweſter durch ihre Verdienſte Aebtiſſin von Fervaques geworden, und daß die zweite an den Baron von Schönberg verheurathet wäre. Mit ſeinem Vater war er noch immer über den Fuß geſpannt, der ihm neue Vorwürfe über ſeine Herzensangelegenheiten in Spanien machte, ohne daß er jemals hat erfahren können, wie er davon hat unterrichtet ſeyn können. Doch ſah er daraus, daß der gute Vater ſich um ihn bekümmerte. Seit ſeiner Reiſe nach Portugal zeigte der Miniſter, ohne ſeine Gewogenheit gegen ihn zu vermindern, weniger Eifer, als jemals, ihn in Spanien zu einer Beförderung zu verhelfen, und antwortete allemal ſehr kalt, ſo oft er deswegen in ihn drang. Er hatte Urſache zu glau-

ben,

ben, es geſchehe aus Beſorgniß, er mögte ſeine Geliebte heirathen, ſo bald er eine Stelle bekäme. Dieſe Kälte veranlaßte ihn ſeiner-ſeits zu einer deſto größern Vorſicht gegen den grosmüthigen Miniſter. Er fürchtete deſ-ſen Güte zu mißbrauchen, und war wegen Geld ſehr in Verlegenheit; aber er arbeitete viel, hatte gute Freunde, ein liebenswürdiges Mädchen, und ſo floß die Zeit ſchnell hin.

Die Ereigniſſe in Corſica eröfneten ihm ohne ſein Wiſſen eine thätigere Laufbahn. Al-les was er dem Dúc de Choiſeul 1763 in ſei-nen Unterredungen und in ſeinem Memoire vorausgeſagt hatte, traf ein. Paoli, auf der einen Seite, die Genueſer und die Intrigan-ten auf der andern, hatten ihn betrogen; man that Flintenſchüſſe und übte Gewaltthätigkei-ten aus. Die Corſicaner, die einige kleine bewaffnete Schiffe hatten, hielten unſere Tar-tanen an. Paoli beſchützte die Deſertion un-ſerer Beſatzungen, man war im offenbaren Kriege. Der Dúc de Choiſeul, der ſich mit dem londoner Hof abgefunden hatte, errichtete einen zweiten Tractat mit den Genueſern, welche ihm Corſica verkauften, und dieſe Ero-

berung wurde beſchloſſen. Man ſchickte ſich an, die Beſatzungen dieſer Inſel mit zehn Bataillons und zwei Legionen zu verſtärken, und hoffte keinen Widerſtand zu finden. Das Memoire, welches Dümouriez im November 1763 übergeben hatte, wurde aus dem Staube hervorgeſucht und zu Rathe gezogen. Der Dûc de Choiſeul glaubte, vermöge ſeines edlen Characters und ſeiner natürlichen Billigkeit, dieſen Officier zurückrufen zu müſſen. Einſt an einem Morgen ließ der Marquis d'Oſſün ihn zu ſich rufen, und ſagte zu ihm: Ich habe es Ihnen wol vorhergeſagt, und nun ſehen Sie, daß ich Recht hatte, Sie abzuhalten in ſpaniſche Dienſte zu gehen. Hier iſt eine Ordre vom Dûc de Choiſeul, ſich zu ihm zu begeben; Sie müſſen morgen früh abreiſen. Sogleich eilte er zu ſeiner Geliebten, theilte ihr dieſe Nachricht mit, und verſprach, ihr getreu zu bleiben. — Nein, ſagte ſie zu ihm, folgen Sie Ihrem Schickſale, und ſehen Sie mich künftig nur als Ihre beſte Freundin an. Er ging wieder zum Geſandten, und erzählte ihm den Auftritt mit

Mlle Marquet. Der Miniſter war über eine ſo edle und ſeltne Aufopferung gerührt, ging noch denſelben Abend zu ihr, und verſicherte ihr ſeine Freundſchaft und ſeinen Schutz. Dümouriez lieh er noch dreißig Louisd'or. Dieſer reiſete den andern Tag ab, und verließ ungerne eine Stadt, wo er ein Jahr lang glücklich gelebt hatte. Seine Reiſe in Spanien war eine der angenehmſten ſeines Lebens, und er hat dort viele Freunde hinterlaſſen.

Fünftes Kapitel.

Corſicaniſcher Krieg. Feldzug von 1768.

Er langte zu Paris im December 1767 an. Sein Vater hatte ſich dort gänzlich niedergelaſſen. Da er ihn aber auf eine angenehme Art zu überraſchen wünſchte, und ihm, ſo bald er ſelbſt ſeine Beſtimmung wüßte, von dem, was der Miniſter für ihn gethan hätte, die Nachricht ſelbſt überbringen wollte; ſo nahm er ein Zimmer in einem unbekannten Viertel, ruhte ſich vier und zwanzig Stunden aus, denn er war in einer beſchwerlichen Jahrzeit zu Pferde von Madrid gekommen, und ging nach Verſailles. Der Duc de Choiſeul empfing ihn mit der größten Güte, und kündigte ihn an, daß, da der Krieg in Corſica vor ſich ginge, ſo halte er ſein Wort und habe den

König bewogen, ihn zum Generalquartier- meiſter dieſer Armee, die der Marquis de Chauvelin commandiren ſollte, zu ernennen. Er befahl ihm, ſich zu demſelben zu begeben und ihm ſein Memoire genauer auseinander- zuſetzen.

Hierauf ſagte er: nun können Sie Ihre Einrichtungen treffen und Ihre Equipage in Ordnung bringen. — Dümouriez faßte Zutrauen und antwortete: aber wovon, gnädiger Herr? Ich habe nichts als Schulden. Mein Va- ter iſt nicht bei guter Laune und krank. Seit vier Jahren bin ich auf Reiſen. Sie haben meine Arbeit über Portugal gut gefunden; Sie ſind ſo zufrieden geweſen mit mei- nem Memoire über Corſica, daß es ſcheint, Sie wollen, man ſoll nach demſelben verfahren. Ich habe in der Welt nichts, als einen Penſions- brief, der, Dank ſey es dem General- einnehmer, nicht mehr werth iſt, als ein Eichenblatt. Bereichern Sie mich nicht, aber bezahlen Sie mich, damit

ich dienen kann. Der Dûc de Choiſeul hatte ein gutes, großes und erhabenes Herz. — Wie viel biſt du denn ſchuldig, mein Sohn? — Funfzehn tauſend Livres. — Der Henker, das iſt viel. Laß ſehen, vier Jahre Penſion, macht 100 Louisd'or. Für die Reiſe und Arbeiten in Portugal 12000 Livres. Haben Sie an 18000 Livres genug? — Ja, gnädiger Herr. — Er zog die Schelle, es kam ein Secretair, der eine Anweiſung von 18000 Livres auf den Hofbanquier la Balûe ausfertigen mußte.

So ſehr ihm auch daran gelegen war, dem Befehl des Dûc zufolge, dem Marquis de Chauvelin ſeine Aufwartung zu machen, ſo ſehnte er ſich noch mehr, ſeinen Vater zu ſehen, und bat um die Erlaubniß dazu. — Wie, Sie haben ihn noch nicht geſehen? — Nein, wir ſtehen mit einander nicht gut, aber Sie ſöhnen uns immer mit einander aus. Der Dûc erlaubte ihm drei Tage; er eilte nach Paris, begab ſich zu dem Hofbanquier, hob ſein Geld, erſchien vor ſeinem Vater, der anfänglich eine ſtrenge Mine annehmen wollte, bat ihn um Verzeihung we-

gen alles des Kummers, den er ihm mögte verursacht haben, erzählte ihm ſeine Reiſen und daß er jetzt auf einem feſten und ehrenvollen Poſten ſtände, worauf er ihm nicht ferner zur Laſt ſeyn würde. Dann händigte er ihm ſein Geld ein und drang in ihn, die Schuld von Livorno *) wieder anzunehmen, übergab ihm ſein Schuldenregiſter, und überließ ihm die Bezahlung derſelben. Nun blieben ihm keine tauſend Thaler übrig. Er miethete ein kleines Zimmer nahe bei ihm, und bis zu ſeinem Tode ſind ſie immer Freunde geblieben.

Den nächſten Sonntag ging er wieder nach Verſailles mit ſeinem Vater, der, obgleich krank, ſich doch zuſammennahm, um dem Miniſter zu danken. Es war große Audienz, und durch ein glückliches Ohngefähr der Marechal de Briſſac gegenwärtig. Der Duc de Choiſeul hatte eine ſehr ſeltene, oder vielmehr für einen allmächtigen Miniſter heldenmüthige Handlung im Sinne. Er ging auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und ſagte ganz laut: Sie ſehen hier, meine Herrn, einen Officier, mit welchem ich mich vor

* on 800 Livres, nicht Louisd'or, wie S. 80 irrig ſteht.

vier Jahren aus Lebhaftigkeit miß-verſtand. Der König hat ihn zum Generalquartiermeiſter der Armee in Corſica ernannt; er iſt mit dem Lande genau bekannt und wird daſelbſt gute Dienſte leiſten. Jedermann machte Dümouriez Complimente, der über dieſen Edelmuth ſo ſehr erſtaunte, daß er nicht ein Wort zu ſagen wußte. Der Marechal de Briſſac, der ganz originale Einfälle hatte, ſagte ſehr witzig zu ihm: es ſcheint, du haſt mehr Kopf, wenn man dich beleidigt, als wenn man dich lobt.

Hierauf begab er ſich zum Marquis de Chauvelin, der vom Augenblick an ihm das größte Zutrauen bezeigte, und bis an ſeinen Tod die größte Freundſchaft für ihn hegte. Den andern Morgen hatte er eine lange Unterredung mit dem Dûc de Choiſeul über Portugal und Spanien. Nachdem dieſe Materie erſchöpft war, ſagte er zu demſelben: gnädiger Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit beweiſen ſoll; in dieſem Augenblick habe ich nur ein kleines Mittel dazu in Händen, ſchlagen Sie es nicht aus. Ich habe

die Anwartſchaft auf eine Compagnie bei der Cavallerie; man verkauft ſie für 12 bis 24000 Livres. Sie haben ſie mir nach der Taxe gegeben. Laſſen Sie mir meine 8000 Livres wieder geben und ertheilen Sie ſie dann wem Sie wollen. Der Dûc dankte ihm und ſagte: ich nehme die Anwartſchaft an, aber Sie ſollen Ihren Vortheil davon haben. Dûmouriez blieb bei ſeinem Vorſatze, zog ſeinen Abſchied als Capitain vom Regiment Penthievre aus der Taſche und nöthigte den Dûc, denſelben anzunehmen. Dieſer war ſehr gerührt über dieſes Betragen und legte demſelben einen höhern Werth bei als es verdiente.

Er reiſete nach Corſica im Mai 1768 ab. In Lyon wartete er länger als einen Monat auf die Ankunft ſeines Generals. Man glaubte, daß zu Toulon alles in Ordnung wäre, aber nichts war fertig. Er machte ſich umſtändlich bekannt mit allem was zur Einſchiffung einer Legion gehört, unter der Anweiſung eines ſehr geſchickten Hafencapitains, Namens Trûguet. Dies war für ihn ein ganz neuer Gegenſtand. Er betrieb faſt allein die Einſchiffung einer Legion, zehn Bataillons, der Pferde, Mauleſel,

Ochſen, Hoſpitäler, Lebensmittel und Fourage. Dies alles war erſt im Auguſt fertig. Sein General war zu Toulon angekommen und er fertig, ſich mit demſelben einzuſchiffen, als er ein dickes Paquet mit beſondern Ordern vom Miniſter erhielt.

Als der Graf d'Aranda, zufolge der Revolte zu Madrid 1766 die Jeſuiten aus Spanien trieb, ſo hatten ſich dieſelben, mehr als 4000 an der Zahl, auf Corſica niedergelaſſen und lebten von ihren mäßigen Penſionen. Man ging damit um, ſie gleichfalls aus Frankreich zu vertreiben; da nun Corſica franzöſiſch geworden war, ſo ging es nicht wohl an, jene unfruchtbare Colonie daſelbſt vegetiren zu laſſen. Der Seeminiſter, Duc de Praslin, hatte dem Schiffscapitain, Ritter de Veſnel, welcher die Corvette, die Schwalbe, commandirte, aufgetragen, ſie auf zwei und zwanzig Tartanen einzuſchiffen und im Kirchenſtaat ans Land zu ſetzen.

Ein Commiſſär vom Seeweſen, ein Officier vom Generalſtabe der Armee, ſollten die Ueberfahrt unter ihre Aufſicht nehmen. Der Duc de Choiſeul verlangte, daß man Dumou-

riez dieſes unangenehme Geſchäft auftragen ſollte. Er kam alſo mit dem Schiffscapitain und dem Commiſſar zuſammen. Man las die Ordre vom Dûc de Praslin und fand ſie barbariſch, indem man den Unglücklichen zu ihrer Nahrung nur eine Matroſen-Ration zugeſtand, und ungereimt, indem man, ohne auf die Beſchaffenheit der Inſel und auf die Verſchiedenheit der Fluthen und Winde Rückſicht zu nehmen, ihnen allen einen und denſelben Verſammlungsort anwies, nemlich Calvi, wodurch die Operation vielleicht zwei Monate verzögert und koſtbarer geworden wäre, als wenn man Vernunft und Menſchlichkeit gelten ließ.

Einverſtanden mit ſeinen Collegen ſchickte er einen Courier ab, und zeigte an, daß ſich unter dieſen Jeſuiten verſchiedene Perſonen, die mit Grands von Spanien nahe verwandt wären, unter andern der Bruder des Dûc de Grenada, der Pater Cordova, Bruder des Grafen Fuentes, ferner viele verehrungswürdige Greiſe befänden. Man würde dabei gewinnen, und den Unglücklichen eine Wohlthat erzeigen, wenn man Jedem dreißig Sous täg-

lich gäbe und ſie ſelbſt ihre Lebensmittel in Corſica kaufen ließe; der Ritter de Vesnel würde ſie weit ſicherer convoyiren, wenn er zwiſchen den Inſeln Capraya und Gorgona kreuze, als wenn er ſie zu Calvi erwarte. Am Hofe billigte man dieſe Einrichtungen. Er begab ſich nach Calvi, wo die größte Zahl der Mönche war, und verabredete alle Maasregeln zur Einſchiffung mit den Pater Cordova, einem Manne von vielen Verdienſten. Die Einrichtung war ſich in allen Häfen gleich. So entledigte er ſich dieſes Frohndienſtes und leiſtete zugleich den Jeſuiten einen Dienſt. Die ganze Sache hielt ihn nur vier Tage auf; den 1 Septbr. begab er ſich nach Baſtia.

Der Marquis de Chauvelin war ſehr froh, ihn wieder zu ſehn; er hatte für den übrigen Feldzug gar nicht mehr auf ihn gerechnet. Dieſer General, der im Kriege von 1741 unter dem Prinzen Conti ſehr brav gedient hatte, war ſein übriges Leben faſt immer auf Geſandſchaften, oder auch bei Ludwig XV, der viel von ihm hielt, geweſen. Er war des Krieges ungewohnt geworden und verſtand nichts mehr davon. Der Graf de Marbeuf,

der Generallieutenant geworden war, nachdem er vier Jahr in Corſica commandirt hatte, hatte gehoft, Befehlshaber der Armee zu werden, und ſuchte nun die Operationen ſeines Generals zu hintertreiben.

Dieſe Armee beſtand nur aus ſechszehn Bataillons und zwei Legionen. Jene die auf den Friedensfuß ſtanden und ihre Beurlaubten nicht einmal eingerufen hatten, beliefen ſich jedes nicht über 400 Mann. Jede Legion beſtand ungefähr aus 800 Mann, davon die Hälfte beritten war. Von dieſen ſechszehn Bataillons lagen ſechs in Calvi und Ajaccio. Man konnte ſie gar nicht mitrechnen, weil die ganze Inſel, die man bezwingen wollte, zwiſchen ihnen und der Armee lag. Man zog 400 Grenadier und Jäger aus ihnen, die ſehr ſpät ankamen. Die ganze Armee, welche agiren ſollte, beſtand alſo höchſtens aus 3000 Mann. Noch mußte man die Beſatzung von Baſtia, Capo Corſo, St. Fiorenzo und die Communication zwiſchen St. Fiorenzo und Baſtia davon abziehen; ſo blieben wirklich nicht 3000 Mann nach, ins Feld zu rücken. Die Officiers hatten weder Equipage noch Pferde.

Zum Transport der Lebensmittel waren nur 150 Mauleſel vorräthig. Einige Tage vor der Ankunft des General Chauvelin hatte Marbeuf den General Paoli gezwungen, ihm Capo Corſo und die Communication zu überlaſſen. Hier ſtand ein Theil der Truppen. Die Corſicaner waren ihnen neben über auf den Anhöhen von Nebbio, la Croze, Maillebois und San Antonio poſtirt. Sie machten eine beträchtliche Linie aus, und beſtanden ungefähr aus 15000 Mann, die ſich wohl verſchanzt hatten.

Herr von Chauvelin hatte einen Haufen junger Herrn vom Hofe mitgebracht, die voll Feuer waren und Corſica bald zu erobern dachten, um wieder nach dem Bal de l'opéra zurückzukehren. Das Lumpengeſindel, dieſe Bauern mit Jagdgewehren ohne Bajonett, in braunen Kitteln, ſollte ihnen keinen Widerſtand leiſten. Der General ließ ſich von ihnen verleiten. Den 3. September marſchirte man von Baſtia aus. Die Armee zog ins Feld im Angeſicht des Feindes. Sie war nicht ſtärker als 2600 Mann. Es wurde Kriegsrath ge-

halten und jedermann war für einen Angriff. Dümouriez nahm das Wort, und wagte es, das Gegentheil zu behaupten. Mein General, ſagte er, Sie werden angreifen und die Corſicaner zuverläſſig ſchlagen, und das iſt es, was ich eben fürchte. Alsdann werden Sie genöthigt ſeyn, ſich zu theilen und auszudehnen. Daraus werden zwei oder drei ſchwache Colonnen entſtehen, die die Corſicaner angreifen und eine nach der andern zurückdrängen werden, und Sie müſſen ſich dann in Ihre Plätze zurückziehen. Mehr wollte man gar nicht hören, man knirſchte vor Unwillen, und ein Gemürmel warf ihm ſchon ſeine Feigheit vor. Der General Marbeuf gebot Stille und ſagte mit boshafter Mine: laſſen Sie uns die Meinung des Herrn aushören. Was ſollen wir denn thun? — Man unterhalte die Gemeinſchaft der feſten Plätze; der General muß einen Officier an den Düc de Choiſeul ſchicken und noch acht vollzählige Bataillons und 800

Mauleſel fordern; denn der Proviantmeiſter wird Ihnen ſagen, daß er Ihre Armee nicht mit 150 Mauleſeln verſehn kann, zumal wenn ſie getheilt iſt. Man ſchicke uns die Beurlaubten und Rekruten, man gebe den Officieren Feldſold, und bis die Antwort vom Miniſter kommt, unterhandle man mit den Corſicanern, um einen Theil derſelben, der den Paoli verabſcheuet, zu trennen, und ſogar gegen ihn zu bewaffnen.

Dieſe Meinung ward einſtimmig verworfen, und man machte ſich fertig zum Angriff. Dümouriez war nicht ſehr bekannt in dieſer Armee, und hatte die Feigheit, deren ihn ſeine Meinung verdächtig machte, wieder gut zu machen. In der Schlachtordnung erhielt er ſeinen Poſten in der Colonne des Centrums, welche die drei großen Redouten de la Croce, de Maillebois, und St. Antonio angreifen ſollte. Sogleich ſtellte er ſich an die Spitze mit einem Sergeanten und zwölf Grenadieren vom Regiment Ronergue. Sie liefen aus allen Kräften, um unter die Büſchung des Berges

ges zu kommen; er unterſuchte die Beſchaffenheit des Bodens. Es waren aufeinandergehäufte Felſen, die man kaum mit Leitern erſteigen konnte, zwiſchen dickem Geſträuch. Sie drangen durch, und wurden dem Feuer der Corſicaner erſt in dem Augenblick ausgeſetzt, als ſie über die Mauer von rohen Steinen ohne Kalk ſprangen, womit der Wallgang des Berges eingeſchloſſen war. Ein einziger Grenadier wurde leicht verwundet. Dümouriez, der eine geſtickte Uniform anhatte, und nur mit einem beſchlagenen Rohr bewaffnet war, wurde, indem er in die Redoute ſprang, von dem corſicaniſchen Commandanten, der ſeine Leute wieder ſammeln wollte, angegriffen. Er ſchlug ihn mit dem Rohr queer übers Geſicht nieder, und nahm ihn gefangen. Die zwei oder dreihundert Corſen ergriffen die Flucht, und ſtürzten ſich über den Felſen herab. Die Grenadier ſtießen ungefähr zwanzig davon nieder. Die Colonne, welche dieſer Action in einer Entfernung von zweihundert Schritt zuſah, hörte nicht auf ihre Generale, kletterte und gelangte in die Redoute. Noch immer machte er die

Avantgarde mit ſeinen zwölf Helden, und kam in die zweite Redoute; nun aber folgte ihm die Colonne auf dem Fuße. Endlich, in weniger als einer Stunde, waren die drei Redouten erobert, und die Corſicaner, welche in ihrem Centrum geworfen waren, flohen von allen Seiten. Nun ſah er, daß der rechte Flügel der Feinde ſich noch in Fivriano hielt, und bewog den Oberſten d'Arcambal, vom Regiment Rouergue, eine Wendung links zu machen, um demſelben in die Flanke zu fallen. Hiemit endigte ſich das Gefecht. Die Corſicaner hatten ungefähr zweihundert Mann, und die Franzoſen funfzehn bis zwanzig verlohren. Als alles vorbei war, ging er in ein Haus, trank ein wenig Branntewein, aß ein Stück Commisbrod, welches ihm einer ſeiner braven Grenadiere gab, und ſchlief ein. Nach einer Stunde brachte man ihm ſein Pferd, und er begab ſich zu ſeinem General. Da die Corſicaner keine Canonen hatten, ſo hatte dieſer das Gefecht in der Nähe angeſehen, und oft zu denen, die um ihn waren, geſagt: „Sie ſollen ſehen, der kleine Mann wird ſich ſeiner Meinung wegen todtſchießen laſſen."

Als er ſich wieder einfand, drängte ſich alles zu dem Marquis de Chauvelin, der mehrmals mit Unruhe nach ihm gefragt hatte. Der General umarmte und überhäufte ihn mit Lobſprüchen. Hierauf ſagte er ganz laut zu demſelben: Mein General, ich wußte wohl, daß wir ſchlagen würden; nun bitte ich Sie inſtändigſt, es dabei bewenden zu laſſen, und die Bataillons und die Mauleſel ſchnell zu verlangen, denn Sie können nicht vorwärts marſchiren. Ich bin noch derſelben Meinung, und darf ſie behaupten, denn man kennt mich jetzt. Er kehrte zu ſeiner Colonne zurück, und der Marquis de Chauvelin befahl ihm, noch denſelben Abend zu ihm nach Baſtia zu kommen.

Bei der Armee befanden ſich drei verſtändige und ſehr unterrichtete Leute: der Brigadier Beauvoir, Commandant der Artillerie, Daumont, Marechal-de-Camp, Commandant der Ingenieure, und der Proviantmeiſter Delille, welcher den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, und militäriſch mehr davon verſtand, als die Officiere, welche im Kriegsrath

geſtimmt hatten. Sie waren mit Dümouriez einerlei Meinung, aber die beiden erſtern hatten es nicht gewagt, ihn zu unterſtützen, weil ſie durch die Hofleute überſtimmt waren. Während des Treffens hielten ſie ſich nahe bei dem General auf. Delille, der offen und frei war, kam wieder auf jene Meinung, ſetzte ſie auseinander, und zeigte, wie ſicher es wäre, ſie zu befolgen. Der Marquis de Chauvelin wurde überzeugt, wollte aber das Anſehn nicht haben, als ob er wankelmüthig ſey; überdieß war das Treffen einmal angegangen, und er wollte den Ausgang davon abwarten.

Dümouriez kam erſt um drei Uhr des Morgens in Baſtia an, weil ihn einige unvermeidliche Geſchäfte bei den Truppen aufgehalten hatten, und ging nach ſeinem Quartier. Er wollte den General, welchen er zu Bette glaubte, nicht im Schlafe ſtöhren, und bedurfte ſelbſt der Ruhe. Seine Leute ſagten ihm, daß verſchiedene Adjudanten nach ihm gefragt hätten. Er achtete nicht ſehr darauf, und, indem er ſich auskleidete, kam wieder ein Adjudant, welcher ihm meldete, daß er mit Ungeduld erwartet würde. Er fand den Ge-

neral im Bette, umgeben von jenen drei Männern, die ihn umgeſtimmt hatten. Der General kündigte ihm an, daß er nun ſeiner Meinung wäre; er ſolle jetzt nach Paris abreiſen. Nein, antwortete er, ich bin zu jung, zu unbekannt, niemand kann hier beſſer wirken, als Herr Delille. Der Dûc de Choiſeul ſchätzt ihn, er wird alles erhalten, was Sie nöthig haben, Bataillons, Mauleſel, Feldſold und Unterſtützung aller Art. Beauvoir und Daumont unterſtützten dieſen Vorſchlag. Delille war bereit abzureiſen, wollte aber dem Dûc de Choiſeul das Verzeichniß der Bedürfniſſe gerne fertig mitbringen, ſo, daß es nur unterſchrieben werden durfte. Delille, Dûmouriez und ein gewiſſer Tauzel, des Generals Secretair, ſchloſſen ſich zweimal vier und zwanzig Stunden ein, machten alle Berechnungen, und brachten alles in Ordnung. Delille reiſte ab, kam zu Paris an, erhielt alles, und kehrte nach drei Wochen wieder zurück. Im November langte alles an. Dûmouriez, von Arbeit und Ermüdung betäubt, ſchlief zwölf Stunden hinter einander.

Hierauf wurde ihm befohlen, den Fluß Guolo zu reçognosciren, welches uns nicht wenig Unglück zu Wege gebracht hat.

Nach dem Treffen vom fünften September hatte man die kleine Armee in zwei Corps getheilt. Das eine von sechs Bataillons und einer Legion, unter dem Befehl des Herrn von Marbeuf, blieb theils in einem Lager auf den Anhöhen von St. Antonio, theils cantonnirte es zu Fivriano und Biguglia. Das andere von vier Bataillons und einer Legion, unter dem Befehl des Marechal-de-Camp, Herrn de Grandmaiſon, kampirte anf den Anhöhen von St. Nicolao, von Ormetta und Oletta, an der Spitze des Nebbio. Dieſe Stellung war ſehr gut. Die beiden kleinen Corps unterſtützten ſich, ſie hatten den Vortheil der Anhöhe, waren nicht weit von den Städten Baſtia und St. Florenzo, und konnten ſo die Hülfe von Frankreich erwarten. Paoli hatte ſich hinter den Guolo zurückgezogen; aber ſeine einzelen Haufen dehnten ſich von dem Gebirge bis Bevinco, und von der Seeküſte bis an den Teich Ciurlino hin. Um ſein Lager von Notre Dame dell'Orto zu ſichern,

beſchloß Herr von Marbeuf drei Dörfer, welche den Guolo beſtreichen, Borgo, Vignale und Luccina zu beſetzen. Die Einwohner waren ſelbſt gekommen, und hatten den General gebeten, ihnen Truppen zu ſchikken. Die Corſicaner liebten die Freiheit, wir wollten ſie unterjochen, ſie legten uns Fallſtricke, und thaten Recht daran. Man detaſchirte einen Oberſt-Lieutenant, du Valès, mit 250 Mann, dieſe Dörfer zu beſetzen. Dümouriez bekam Befehl, ihre Quartiere dort zu beſorgen. Man gab ihm zwanzig Dragoner von der Legion Royale, und empfahl ihm, die Brücke über dem Guolo zu recognosciren, und eine Stelle zu einer Redoute zu bezeichnen, um ſich des Uebergangs über den Fluß zu verſichern.

Bei ihrer Ankunft zu Borgo, welches ungefähr drei Meilen vom Lager entfernt war, bemerkte er an den Einwohnern eine verlegne und geheimnißvolle Miene, beſonders an den Weibern. Er machte den Oberſt-Lieutenant darauf aufmerkſam, und da Paoli nur eine halbe Meile jenſeit des Guolo ſtand, ſo gab er ihm ſchriftliche Ordre, ſeinen ganzen Hau-

ſen in Borgo zuſammen zu halten, ohne die beiden andern Dörfer zu beſetzen. Jedoch kehrte er in zwei oder drei Häuſern ein; in dem einem fand er eine junge Frau, die ſehr erſchrocken war, mit zwei jungen Kindern. Dieſe liebkoſ'te er, und gab der Frau einen Thaler, die ihn mit Thränen bat, mit ſeinen Soldaten zu entfliehen, weil ſie ſonſt in der nächſten Nacht von den Corſicanern würden ermordet werden.

Das Dorf Borgo iſt eine Art von Citadelle auf der Spitze eines Zuckerhuts, auf welchem ſich eine verſchanzte Kirche und einige Häuſer mit Schießſcharten befinden. Darunter liegt das Dorf in Abſätzen längs des Berges. Die Ebene iſt mehr als 50 Fuß tiefer. Blos ein krumm umlaufender Weg mit einem gemauerten Geländer an der äußern Seite, führt ins Dorf. Dieſes Dorf iſt immer unglücklich für die Franzoſen geweſen. Der General-Lieutenant, Herr de Boiſſieux, hatte es 1739 beſetzen laſſen. Die Corſicaner belagerten es; er wollte es entſetzen, ward geſchlagen und ſtarb vor Verdruß in Baſtia.

Dümouriez hinterbrachte dem Oberſtlieutnant, was er von der Frau erfahren, und rieth ihm, es ſeinen Leuten zu verbergen, damit ſie nicht unruhig würden und ſich an den Bauern rächten. Sie verabredeten mit einander die Art, wie ſie ſich vertheidigen wollten, und er verſicherte ihm, daß er bald wieder Nachricht von ihm haben ſollte, begab ſich darauf wieder zu ſeinen 20 Dragonern in der Ebene, bei einem Hauſe Rivinco genannt, am Fuße des Berges bei Borgo. Dieſe ſämmtlichen Poſtirungen ſind auf den Charten von Corſica angemerkt.

Von Borgo nahm er ſechs bewaffnete Bauern mit ſich, und that, als wenn er das größte Vertrauen in ſie ſetzte. Es war 9 Uhr Morgens. Nachdem er ungefähr eine halbe Meile gemacht hatte, wobei er ſeine 20 Dragoner immer in einer langen Linie vertheilt hielt, ſtieß er auf ein kleines Gehölz, ungefähr 1000 Schritt von der Brücke über dem Guolo. Etwas weiter hinter ihm links war ein großer Meierhof, der Procojo Giuſtiniano hieß. In dem Hauſe konnten Corſicaner ſeyn. Er ſchickte daher einen Corporal

mit 4 Mann hin, und befahl ihm, wenn er Feinde träfe, wieder umzukehren, ſonſt aber im kurzen Trott grade auf das Holz zuzukommen, jedoch dem Fluſſe ſo nahe zu bleiben als möglich, damit man ihn ſehen könnte. Dies that denn der Unterofficier auch. Er ging nun mit ſeinen 16 Mann, die er noch übrig hatte, ins Gehölz, ließ 12 darin, mit dem Befehl, ſich oft und an verſchiedenen Stellen vor dem Gehölz zu zeigen, um glauben zu machen, ſie wären ſehr zahlreich, auch in einiger Entfernung 6 oder 7 Feuer anzuzünden. Dann verließ er mit dem Lieutenant, 4 Dragonern und 6 Bauern das Gehölz, und marſchirte grade auf die Brücke los. Die Corſicaner, ungefähr 30 oder 40 an der Zahl, hatten auf der Mitte der Brücke eine Art von Schilderhaus oder Capelle beſetzt. An der andern Seite in dem Pieve Caſinca iſt ein Dorf, von wo man allmählig zwiſchen Bäumen und Hecken nach der Brücke herabgeht. Hier ſtand die ganze Armee des Clemens Paoli, des Generals Bruder, ungefähr 5 bis 6000 Mann ſtark. Dieſe Armee rückte heraus, neugierig die franzöſiſchen Dragoner zu ſehen.

Die Corſicaner ließen ihn bis an die Brücke kommen, feuerten nicht, und verließen die Capelle. Er ſtellte eine Schildwache am Eingange der Brücke; der Lieutenant ſtellte drei andere, 200 Schritt von einander entfernt, kehrte nach dem Holze zurück, holte die 4 andern Dragoner und ſtellte ſo 16 Schildwachen aus, die ſich wohl eine Viertelmeile längs dem Fluſſe ausdehnten. Hierauf ſchickte er eilig ſeinen Bedienten, der gut beritten war, mit einem Billet an den Marquis de Chauvelin, zeigte ihm die Gefahr an, in welcher ſich Herr du Valès befand, und daß er ihm Befehl gegeben, ſeine Leute nicht zu trennen. Unterwegs gab der Bediente ein Billet an den Commandanten der Legion Royale ab, worin er ihm meldete, daß er mit 20 Dragonern die feindliche Armee in Reſpekt hielte, er möchte ihm ſchleunigſt noch 100 zu Hülfe ſchicken. Nach zwei Stunden ſah er eine große Bewegung unter den Corſicanern, die wieder ins Dorf zurückgingen, woraus auf einen Rückzug zu ſchließen war. Hiervon ließ er Herr du Valès durch einen Bauer benachrichtigen, und bat ihn um etwas zu eſſen für

ſeine Leute und Pferde. Zugleich rieth er ihm, einige Mann auf einen Hügel näher an Guolo zu poſtiren, von wo man ſie ſehen könnte, ſie aber ja nicht zu ſehr in Gefahr zu ſetzen und wohl auf ſeiner Huth zu ſeyn.

Eine Stunde nachher ward er gewahr, daß einige Leute mit einer weißen Fahne aus dem Dorfe kamen. Er ließ ſie ihre Waffen auf der Brücke niederlegen und zu ſich führen. Es waren Deputirte aus dem Diſtrict Caſinca; zwei von ihnen hießen Caſabianca. Er behielt ſie bei ſich und ſie ſagten aus: daß die Corſen, welche dieſen kleinen Haufen für die Avantgarde der franzöſiſchen Armee hielten, und glaubten, daß man ſie angreifen würde, ſich nach Tenda zurückgezogen hätten, und daß die Pievis von Caſinca und Campoloro ſie deputirt hätten, um ſich dem General Chauvelin zu unterwerfen. Er zog ſie nicht aus dem Irrthum; im Gegentheile befahl er dem Lieutenant, Ordre vom General Marbeuf zu holen, ob er die Deputation vor ſich laſſen wollte oder nicht, und bat ſie, ſich bei ihm die Zeit nicht lange währen zu laſſen, weil es wohl ſeyn könnte, daß der General mit ſeinen An-

ordnungen beſchäftigt, ſie lange warten ließe, beſonders wenn er es für nöthig hielte, erſt Verhaltungsbefehle vom Oberbefehlshaber zu erwarten, der erſt gegen Mittag von Baſtia abgehen würde. Der Lieutnant ging wieder ins Gehölz, und kam erſt gegen 5 Uhr Abends wieder, begleitet von 100 Dragonern, welche die Eſcorte ablöſeten, womit er die Geißel nach Baſtia brachte. Unterwegs ſahen ſie ſich beſtändig nach der Armee um. Er verſicherte ſie aber, daß ſie auf die Nachricht vom Rückzuge der Corſicaner, ihren Weg nach dem Gebirge genommen hätte.

Kaum waren die verwünſchten Deputirten angekommen, ſo wirbelten auch allen Franzoſen die Köpfe. — Dieſe Unterwerfung der beiden Pievis muß man ja annehmen, den erſten Schrecken muß man benutzen, die andern Pievis werden dieſem Exempel folgen, man muß keine Zeit damit verlieren, die Hülfe aus Frankreich zu erwarten, die uns gar nicht nöthig ſeyn wird. Dümourlez, der die Poſition bei Borgo ſchon ſehr gewagt fand, drang ſehr darauf, nicht weiter vorzu-

rücken; die Deputirten dagegen lagen dem General an, vorwärts zu marſchiren. Herr von Chauvelin ließ ſich wieder verleiten, und befahl dem Oberſtlieutenant du Valès, Lucciana und Vignale zu beſetzen. Den andern Morgen ließ man den Oberſten Arcambal mit 800 Mann abmarſchiren, Veſcovato und la Penta zu beſetzen, und Dümouriez, dem man es verwies, daß er auf eigenen Antrieb die erſte Beſtimmung des Herrn du Valès abgeändert habe, erfuhr die Kränkung, die Armee zertheilt zu ſehen, alle die Gefahren, die daraus entſtehen mußten, vorherzuſehen, und durch das unglückliche Recognoſciren die unſchuldige Urſache dieſer Fehler zu ſeyn.

Der Marquis de Marbeuf hatte ihm große Abneigung bezeugt. Er bat alſo den General, ihn bei einer andern Diviſion anzuſtellen, und zwar bei der des Generals Grandmaiſon, zu welchem er ſich in das Lager bei St. Nicolao verfügte. Vier Tage nachher erfuhr er, daß die Corſicaner 8 bis 9000 Mann im Diſtrict Caſinca verſammlet und den Poſten de la Pento angegriffen hätten; daß die Franzoſen nach einer tapfern Gegenwehr mit einem Ver-

luſte von 200 Mann Todten und Gefangenen vertrieben wären, daß ſie beide Pievis geräumt, wieder über den Guolo gegangen und ihr altes Lager von Notre Dame dell'Orto wieder bezogen, daß man den Oberſten, Grafen dû Lûde, mit der Infanterie von der Legion Royale und zwei Compagnien Grenadier, zuſammen ungefähr 500 Mann, in Borgo geworfen hätte, daß die Corſicaner über den Guolo gegangen wären und auf Borgo losgingen. Den Tag, nachdem dieſe Nachricht eingelaufen war, wurde das Lager von St. Nicolao von der ganzen corſicaniſchen Armee angegriffen. Der General Grandmaiſon zog ſich, nachdem er ſich den ganzen Tag gewehrt hatte, in das feſte Dorf Oletta, vor der Ebene des Nebbio zurück. Die Corſicaner verſäumten keine Zeit, und fingen ſogleich die Belagerung von Borgo an.

Bei ſeiner Rückkunft ins Hauptquartier fand Dûmouriez, daß dieſe Unfälle wenig Eindruck gemacht hatten, daß man die Belagerung von Borgo für eine Thorheit hielt, weil die Corſicaner weder Kanonen noch Bajonette führten, woran es dû Lûden nicht fehlte. Zwei

Tage hernach ward er beordert, einen Transport nach dem Dorfe zu bringen, mit 100 Mann Infanterie, 50 Reutern und 30 Grenadieren. Die Corſicaner, die zu Revinco waren, zogen ſich zurück, und er drang nach einem unbedeutenden Feuer durch, marſchirte zurück und ſtattete dem Marquis de Chauvelin Bericht ab, von dem was er geſehen hatte, nemlich: daß der Herr dů Lüde, der ſich zu ſchwach ſah, ſich bloß bei der Kirche und der verſchanzten Anhöhe des Dorfes, von welchem er nur einige Häuſer in Beſitz hatte, vertheidigte, um die Communication mit der Ebene zu erhalten; daß wenn die Corſicaner dies merkten, und nur eins von dieſen Häuſern forcirten, ſie ihn verdurſten laſſen könnten, weil er kein andres Waſſer hätte, als von einer Quelle, am Fuße des Berges, nahe bei Revinco. Herr de Chauvelin hörte dieſe Bemerkungen nur ſo obenhin an, und andere Projekte veranlaßten Důmouriez, nach Calvi zu reiſen. Unglücklicherweiſe war er der einzige Officier vom Generalſtabe, der in Borgo geweſen war, und ſeine Abweſenheit mußte von traurigen Folgen ſeyn.

In

In dem, dem Dûc de Choiſeul 1763 über-gebenen Memoire, hatte er vorzüglich auf zwei Dinge beſtanden. 1) Man ſollte mit den Oberhäuptern der gegen Paoli feindſeligen Factionen in Unterhandlungen treten, ja ſogar eine Parthei in Sold nehmen, um eine Diverſion zu machen, das franzöſiſche Blut zu ſchonen, und deſto eher zum Zweck zu kommen. 2) In Ajaccio ſollte man nur eine zureichende Beſatzung laſſen, weil von dieſer Seite wenig zu befürchten wäre; bei Calvi ſollte man 2 oder 3000 Mann verſammeln, um Balagna von hinten zu zu erobern, ſich an die Angriffscolonne bei Nebbio über Petralba lehnen, die Pievis Niolo und Roſtino, die es ſehr mit Paoli hielten, unterwerfen, und über Corte durch das Centrum marſchiren. Balagna iſt eine kleine Provinz, die fruchtbarer, ebener, bevölkerter und policirter als das ganze übrige Corſica iſt. Die Familie Fabiani zu Santa Reparata, dem anſehnlichſten Flecken der Provinz, war ſehr mächtig und an der Spitze der Gegner Paoli's. Unterhalb Santa Reparata iſt der Hafen Iſola Roſſa, wo ſich Paoli's kleine, aber ziemlich

läſtige Marine, aufhielt. Der Hafen liegt Frankreich grade gegenüber.

Der Marquis de Chauvelin hatte dieſen Plan angenommen, wobei er die Autorität des Marſchalls de Maillebois für ſich hatte, der nach denſelben Grundſätzen 1739 mit gutem Erfolge verfahren war. In dem Plane, den Delille ausgearbeitet hatte, um ihn dem Dûc de Choiſeul vorzulegen, war es auch ſo eingerichtet, daß 4 Bataillons und 300 Mauleſel ihren Weg nach Calvi nehmen ſollten.

Zufolge dieſes Plans ließ der Marquis de Chauvelin Dûmouriez gegen das Ende des Septembers nach Calvi abreiſen, um den Marſch dieſer Colonne zu befördern. Er gab ihm 100000 Livres mit, um corſicaniſche Compagnien zu Calvi und Balagna anzuwerben und zu beſolden, und eine Feluque von 13 Sechspfündern und 40 Mann Genueſern und Corſicanern, und noch zwei Fahrzeuge mit 15 bis 20 Mann und mit Steinſtücken auszurüſten. Denn obwohl wir eine Escadre von zwei Linienſchiffen, zwei Fregatten, ſechs Schebecken und einigen Feluquen hatten, ſo war doch zu wenig Einverſtändniß zwiſchen der Land-

armee und der Marine, als daß wir dieſe klei- nen Fahrzeuge, die von dem Chef d'Escadre unabhängig waren, hätten entbehren können. Zugleich beorderte er den Grafen de Narbonne-Frizlar, ſich von Ajaccio nach Calvi zu be- geben, um dieſe Colonne zu commandiren, und zwei Bataillons, alle Grenadiers und Jäger mit ſich zu nehmen. Dieſer Graf de Narbonne hatte ſich im 7jährigen Kriege aus- gezeichnet, und ſich den rühmlichen Beinamen Frizlar erworben. Wenig Tage nach ſeiner Ankunft zu Calvi, begab er ſich nach Baſtia, um ſich mit dem Marquis de Chauvelin münd- lich zu verabreden.

Während Dümouriez thätig war, alles zur Eröfnung des Feldzuges in Balagna vorzube- reiten, und den Grafen de Narbonne mit den Truppen aus Frankreich erwareete, hatten die Corſicaner die Belagerung von Borgo fortge- ſetzt. 400 Mann aus dem Diſtrict Arco, die ein Ludwigsritter, Namens Grimaldi, ein gu- ter Officier, der aus franzöſiſchen Dienſten ge- treten war, anführte, hatten ſich eines Hau- ſes im Dorfe bemächtigt, welches dü Lüde nur mit einem Unterlieutenant und 20 Mann be-

ſetzt hielt, obgleich ihm daſſelbe allein die Communication mit dem Waſſer und der Ebene erhielt. Hier verſchanzten ſie ſich förmlich; in den nahe gelegenen Häuſern waren noch ungefähr 3000 Corſicaner poſtirt. Dû Lûde war auf dem Punkte ſich zu ergeben, weil es ihm an Waſſer fehlte. Dies errieth man durch die Signale, welche er gab; denn die Communication mit ihm war ganz aufgehoben. Nun war Herr de Chauvelin in der Nothwendigkeit, die ganze Armee daran zu wagen, um die Beſatzung von Borgo zu retten.

Er beorderte den General Grandmaiſon, über die Anhöhen von Ottale zu marſchiren, und den Feind vom Gebirge her anzugreifen. Dieſe Diviſion machte ungefähr 1000 Mann aus. Er ſelbſt marſchirte durch die Ebene an der Spitze der andern Diviſion, die er in zwei Corps theilte; ſie beſtand aus nicht mehr als 900 Mann. Herr de Marbeuf ſollte ſich links gegen das Dorf ſchwenken, Herr de Narbonne das Centrum anfallen, und dû Lûde wollte mit ſeiner ganzen Beſatzung einen Ausfall thun. Grandmaiſons Diviſion blieb aus. Die zwei Angriffe in der Ebene geſchahen mit

der größten Heftigkeit. Die beiden Colonnen kamen bis ins Centrum des Dorfes, wo ſie von unſichtbaren Feinden, die ſicher zielten, beſchoſſen wurden. Dü Lüde ließ eine Compagnie Jäger vom Regiment Languedoc ausrücken, wovon nur ein Mann zurückkam. Die Franzoſen zogen ſich zurück, ließen 300 Todte im Dorfe, und Herr de Marbeuf bekam eine Schußwunde. Die Corſicaner verloren keinen Mann dabei, und den folgenden Tag ergab ſich ihnen Herr dü Lüde mit der ganzen Infanterie und den Fahnen der Legion Royale und vier Kanonen. Der Marquis de Chauvelin zog ſich ganz beſtürzt nach Baſtia zurück, ſchrieb eiligſt nach Toulon, die Beſtimmung der acht Bataillons abzuändern, die jetzt kaum hinreichten, um die feſten Plätze, Capo Corſo und die Communication zu decken. Man befand ſich alſo auf demſelben Punkte, wo man den Feldzug angefangen hatte, ausgenommen, daß die Corſicaner 6 bis 700 Gefangene in ihrer Gewalt, und wir überdieß noch 4 bis 500 Mann an Todten verloren hatten, und daß Paoli's Credit, ſo wie der Muth ſeiner Leute durch den glücklichen Fortgang geſtiegen war.

Das war der Ausgang des Angriffs vom 5. September, den Dümouriez wohl voraus geſagt hatte; aber er glaubte nicht, daß er ſo traurig werden ſollte. Er vermuthete, daß man nun den Plan mit Balagna aufgeben werde. An den Herrn de Chauvelin hatte er viel Anhänglichkeit; deswegen ſchiffte er ſich ſogleich ein, und begab ſich nach Baſtia, wo er denſelben krank im Bette fand. Auf den Geſichtern der zahlreichen Anhänger des Herrn de Marbeuf, der bis in den Himmel erhoben wurde und nur leicht verwundet war, ſah man die Freude gemahlt. Da er den General de Chauvelin ganz muthlos fand, ſo ermunterte er ihn, das Bette zu verlaſſen, um nicht den zweiten Theil des Herrn de Boiſſieux zu machen und ſogleich nach Paris abzureiſen, um da nicht ein wichtigeres Treffen als bei Borgo zu verlieren. Daſſelbe rieth ihm Delille, der vor einigen Tagen angekommen war. Er reiſete ab, indem er Dümouriez ſeiner Freundſchaft und Dankbarkeit verſicherte, und ihm beſonders auftrug, die Unterhandlung mit den in Sold zu nehmenden Corſen fortzuſetzen, damit er bei ſeiner Rückkunft eine Hülfe mehr hätte,

worauf er rechnen konnte. Die jungen Hofleute reiſeten ſämmtlich mit ihm ab, um ihn zu verkleinern; er hatte ſich keinen andern Fehler vorzuwerfen, als ſeine zu große Nachgiebigkeit und Folgſamkeit gegen ſie. Es gelang ihnen auch, ihn um ſein Commando zu bringen, und ohne die Milde des Königs wäre er völlig in Ungnade gefallen.

Gleich nach ſeiner Abreiſe erfand der Herr de Marbeuf, der ad interim ſeine Stelle vertrat, und ſein Nachfolger zu werden hofte, ein hölliſches Mittel, um ſeine Fehler durch den Erfolg deſto auffallender zu machen. Er berief einen Kriegsrath, ſetzte alles auseinander, was die Armee gelitten hätte, die Nothwendigkeit ſicherer Winterquartiere, die Gefahr, welche ihnen von Seiten eines Feindes drohete, den ein glücklicher Erfolg kühn gemacht hätte, und zum Ueberfall und Neckereien im Kriege beſonders geſchickt wäre, und von den Einwohnern, die ihre Gäſte treulos behandeln würden. Er drang ſehr darauf, Paoli zu einem Waffenſtillſtand zu bringrn, den er in den trübſeligen Umſtänden, worin man die Armee durch den mißlungenen Feldzug

verſetzt hätte, für durchaus nothwendig hielt. Alles war der Meinung des Generals. Nur Herr von Narbonne beobachtete ein mißbilligendes Stillſchweigen. Da ſtand Dümouriez auf und proteſtirte gegen den Waffenſtillſtand, den er Feigheit nannte:

„Ganz Europa richtet in dieſem Augen„blicke die Augen auf uns, da unſer Verluſt „durch 8 vollſtändige und mit Muth erfüllte „Bataillons erſetzt wird, und wir uns den „Schimpf anthun, um einen Waffenſtillſtand „anzuſuchen. Sind es nicht noch dieſelben „Bauern, die wir noch vor einem Monate „ſo ſehr verachteten, die immer uns nahe ge„weſen ſind? Haben unſere Unglücksfälle, „die wir uns ſelbſt zu verdanken haben, Paoli'n „Generale, Canoniere und Tactik verſchaft? „Hätten wir mit glücklichem Erfolge gefochten, „ſo würde es der Grosmuth einer großen Na„tion geziemen, dem durch einen ehrgeizigen „Anführer irregeleiteten Volke einen Waffen„ſtillſtand zuzugeſtehen, um dem Blutvergießen „zu wehren, und den Corſicanern Zeit zu laſ„ſen, ſich zu beſinnen; aber es iſt uns nicht „erlaubt, die Befreiung unſerer Fahnen, Ca-

„nonen, Cameraden, die Paoli'n in die Hände „gefallen ſind, zu verſchieben. Wer gibt uns „denn auch das Recht, über einen ſo wichti„gen Punkt zu berathſchlagen? Die hier com„mandirenden Generale ſind es nur einſtwei„len. Unſer Oberfeldherr iſt in Paris; bei „ſeiner Abreiſe hat er ſeine Befehle zurückge„laſſen, wir haben keine Befugniß, etwas an „denſelben zu ändern, weil die Umſtände ſich „ſeit ſeiner Abreiſe nicht geändert haben."

Herr de Narbonne unterſtützte dieſen Vortrag mit militäriſchen Gründen. Der Kriegsrath wurde ſehr ſtürmiſch; Marbeufs Vorſchlag ging mit einer großen Stimmenmehrheit durch. Narbonne und Dümouriez legten ihre Proteſtation ſchriftlich nieder und reiſeten nach Calvi ab. Um ſich niches vorzuwerfen zu haben, wagte Dümouriez noch einen letzten Verſuch bei dem General Marbeuf. Er ging zu demſelben und ſtellte ihm vor: der Miniſter werde unfehlbar den Waffenſtillſtand, als ein öffentliches Geſtändniß unſerer Niederlage und unſerer Furchtſamkeit mißbilligen, und fügte hinzu, er habe noch einen Grund, ihn zu bitten, dieſen Schritt nicht zu thun, nem-

lich die offenbare Unterhandlung mit Paoli's Feinden. Der Waffenſtillſtand würde ſie der offenbaren Rache dieſes Generals ausſetzen und von jenen für eine Treuloſigkeit gehalten werden.

Der General hörte ihn kalt an und antwortete: Es hat nicht viel daran gefehlt, ſo hätte ich Sie arretiren laſſen und nach Frankreich zurückgeſchickt; aber ich verſichere Ihnen, ich werde an den Dûc de Choiſeul gegen Sie ſchreiben. — Und ich werde gegen den Waffenſtillſtand ſchreiben. — Nach vier Tagen ward derſelbe wirklich geſchloſſen. Marbeuf ließ ſich ganz und gar von einer gewiſſen Madame Vareze leiten. Dieſe war gar nicht jung mehr, ſondern ſchon 1739 des Marechal de Contades und nachher Paoli's Maitreſſe geweſen.

Sobald Dûmouriez in Calvi ankam, ſtattete er dem Dûc de Choiſeul und dem Marquis de Chauvelin von allem was vorgefallen war, Bericht ab. Hierauf meldete er Paoli, daß er als Officier von der franzöſiſchen Armee den Waffenſtillſtand halten würde; da

aber die Corſicaner nicht mit in denſelben begriffen wären, ſo würde er Kraft ſeiner perſönlichen Verbindungen mit ihnen, den Krieg an ihrer Spitze fortſetzen. Herr de Narbonne gab ſeinem Betragen Beifall. Im Januar 1769 verſuchte er es, den Hafen Iſola Roſſa durch Einverſtändniß zu überrumpeln. Man ſollte ihn einen Thurm auf einem kleinen beſonders gelegenen Werder, am Eingange des Hafens, der davon den Namen hat, überliefern. Sechs Canonen befanden ſich im Thurm ſelbſt, ſechs andere am Landungsplatze, und vier und vierzig Batterieſtücke im Innern der Rhede. Es war ein doppeltes Einverſtändniß. Der Capitain, welcher ſein Thor überliefern ſollte, verrieth ſeine Verwandten, und hatte Paoli einen Wink davon gegeben. 4000 Mann paßten in aller Stille auf, diejenigen, welche im Vertrauen auf das Einverſtändniß ſich einfinden würden, zu ermorden. Dümouriez ſchiffte ſich bei ſehr ſchönem Wetter den 12. Januar Abends ein. Außer ſeiner Feluque hatte er noch 150 Corſicaner in fünf Fiſcherbarquen bei ſich, commandirt von Cagioſſi, dem Anführer der Expedition, einem braven

Manne, und Oheim des Verräthers, der ſich Capoecchia nannte. Man ließ ſie ans Land ſteigen, ſogleich ſtreckte ein Hagel von Canonenſchüſſen mit alten Eiſen, und von Musquetenfeuer die Hälſte todt hin, und Dümouriez hatte viel Mühe, den Reſt zu retten. Er erreichte mit einem Boot die Feluque wieder, legte ſich mitten auf die Rhede, und unterhielt mit ſeinem Sechspfünder ein ſo lebhaftes Feuer gegen die Batterien, daß die Corſen, welche ſchlechte Canoniere waren, davon liefen. Hätte er 3 oder 400 Mann bei ſich gehabt, ſo wäre der Ort doch erobert worden. Während der Canonade zogen ſich ſeine Fahrzeuge nach Calvi zurück. Zur Vergeltung nahm er zwei Tage nachher den Thurm von Giralotte, auf der Weſtküſte der Inſel, weg.

Die Unternehmung war gewagt, aber ſehr wichtig. Er hatte dem Dûc de Choiſeul vorläufige Nachricht davon gegeben, und ihm geſchrieben: „Von hundert Coups-de-Main, „wie der, den ich jetzt wage, verunglücken fünf „und neunzig, und doch muß man ſich nicht „abſchrecken laſſen. Ich werde den Hafen „Iſola Roſſa, der mit 50 Canonen und mit

„zahlreichen Truppen beſetzt iſt, mit 150 Mann „in fünf Fiſcherbarquen angreifen. Wenn Ca„pocchia uns nicht betrügt, ſo brauche ich kei„nen Flintenſchuß zu thun, und habe ich den „Felſen erſt einmal, ſo ſoll ganz Corſica mich „nicht daraus vertreiben. Geht es gut, ſo „brauchen Sie für dieſen Feldzug keine Es„cadre auszurüſten, und dabei werden wenig„ſtens ſechs Millionen erſpart. Betrügt Ca„pocchio uns, ſo fällt alles Uebel auf die Cor„ſicaner, denn bei dieſer kleinen Ausrüſtung, „die noch nicht einen Sous außerordentliche „Koſten macht, befindet ſich kein einziger fran„zöſiſcher Soldat. Im letztern Falle, auf den „man allerdings gefaßt ſeyn muß, iſt es ein „kleiner Spaß der Corſicaner, die ſich gar „nicht zu ſchämen haben, daß ihnen ein An„griff mißlungen iſt, der im Monat October „der ganzen franzöſiſchen Escadre und dem „Regiment Royal Rouſſillon verunglückte. „Gelingt mir mein Vorhaben nicht, ſo wer„den Sie ganze Stöße gegen mich erhalten; „aber beurtheilen Sie mich nicht nach dem Er„folge, ſondern nach der Erfindung und Wich„tigkeit der Unternehmung.“

Herr von Marbeuf ſchrieb auch wirklich gegen ihn, und ſchilderte ihn als einen gefähr⸗lichen Narren. Alle Officiere, ausgenommen der Herr von Narbonne, ereiferten ſich über eine ſolche Verwegenheit. Selbſt auf den Dúc de Choiſeul machte dieß einen übeln Eindruck, und ungeachtet Herr von Narbonne an ihn ſchrieb, ſo ließ er den Unglücklichen doch eine Kränkung erfahren. Vierzehn Tage nachher promovirte er vier Regiments⸗Quartiermeiſter. Drei wurden Oberſten, und Dúmouriez erhielt ein Patent als Oberſtlieutenant. Er gab es wieder zurück, und ſchrieb an den Miniſter: dieſe Erhöhung, die ihm zu jeder andern Zeit eine Ehre geweſen ſeyn würde, wäre unter dieſen Umſtänden eine Strafe für ihn; er möchte auch an ſeine Stelle, die er nicht mehr bekleiden könnte, wenn er ſich ſchlecht verhal⸗ten hätte, einen andern ernennen; er bäte nur um die Erlaubniß, dieſen Krieg als Frei⸗williger mitmachen zu dürfen; er wolle ihn in der Folge von der Wahrheit überzeugen, oder ſein Glück anderswo ſuchen. Der Dúc war weder geneigt ihm Genugthuung zu leiſten, noch ſeine Dimiſſion anzunehmen. Der Mar⸗

quis de Chauvelin erhielt den Auftrag, mit ihm zu unterhandeln. Er aber wollte weder das Patent als Oberſtlieutenant annehmen, noch ſich eine Vergütung, anfangs von 3000, nachher von 6000 Livres, die man ihm anbot, gefallen laſſen, und behielt ſeine Stelle mit vieler Unzufriedenheit. Uebrigens war Marbeufs Triumph nichts weniger, als vollſtändig. Ungeachtet des Waffenſtillſtandes, hatten die Corſicaner eine ſehr gut eingeleitete Verſchwörung angezettelt. Alle Quartiere der Franzoſen ſollten auf einmal angegriffen und ſechs Bataillons, welche in Oletta überwinterten, von ihren Wirthen ermordet werden. Aus dem Blutbade zu Oletta ward nichts, aber der allgemeine Angriff ging vor ſich. Ein Bataillon vom Regiment la Mark ward überfallen, und in Patrimonio aufgehoben. Nachher ward es wieder befreiet, und der Krieg ging wieder ſeinen Lauf, ungeachtet der ſchönen Maasregeln des Herrn de Marbeuf.

Sechstes Kapitel.

Corſicaniſcher Krieg. Feldzug von 1769.

Man hatte den Feldzug von 1768 mit ſo viel Leichtſinn angefangen, mit ſo viel Unverſtand geführt und ſo ſchimflich geendigt, daß der Dûc de Choiſeul Frankreichs Ruhm und ſeine eigne Sicherheit auf dem Spiel ſtehen ſah, wenn er die Eroberung von Corſica nicht durch hinreichende Mittel im folgenden Feldzuge vollendete. Zu den 22 Bataillons, woraus die Armee beſtand, fügte er noch 20 andere, noch 2 Legionen und 1200 Mauleſel. Das Commando dieſer Armee, welche alle Kräfte der Corſicaner zu ihrer Vertheidigung überwog, wurde dem General-Lieutenant, Grafen de Vaux, anvertrauet.

Sobald

Sobald die Nachricht von dieſer Ernennung nach Corſica kam, gerieth alles in Bewegung. Dümouriez'n verdroß es, daß man dieſe Macht nicht dem Marquis de Chauvelin anvertraut hatte, damit dieſer im Stande wäre, ſeine Unfälle wieder gut zu machen, die doch eigentlich in der Einrichtung des Miniſters gegründet waren, der es ihm an hinreichenden Hülfsmitteln hatte fehlen laſſen. Marbeuf ſah den ganzen Zweck, den ſein Ehrgeiz vier Jahre lang verfolgt hatte, vereitelt. Die Corſicaner kannten und fürchteten die Talente des Grafen de Vaux. Die Armee war ohne Kriegszucht, und diente ſchlecht; dieſer General hatte den Ruf der größten Strenge vor ſich. Die, welche unter ihm gedient hatten, ſo wohl in Thionville, als bei der Armee und in Göttingen, ſchilderten ihn als einen harten und ſtrengen Mann; auch war er es wirklich, aber ein gefühlvolles, gerechtes und ſelbſt wohlwollendes Herz war hinter ſeinem ſtummen und abſchreckenden Aeußern verborgen. Er hatte im Jahr 1739 den corſicaniſchen Krieg als Major beim Regiment Auvergne mitgemacht, wobei ihm die rechte Hand durch einen

Flintenſchuß eines Bauern bei Sartenna gelähmt war. 1769 war ſeine erſte Frage, ob dieſer Menſch noch lebte. Der arme Schelm verbarg ſich. Herr de Vaux war ſo glücklich, ihn aufzufinden, und man glaubte, er würde ihn hängen laſſen. Mehr todt, als lebendig, hob er dieſen Menſchen auf, der ſich ihm zu Füßen geworfen hatte, zog ihn zur Tafel, erkundigte ſich, ob er Kinder habe, ſchenkte ihm Geld, und ſorgte für ſeine Familie. Zwanzig Züge der Art, bloß im corſicaniſchen Kriege, haben ſeinen Feinden Bewunderung abgenöthigt. Er war ein ſehr geſchickter Mann, ſprach wenig und mit Mühe, unter vier Augen aber hatte er viel Liebenswürdiges. Seine Tugenden und ſein Aeußeres waren zu altfränkiſch, als daß die leichtſinnigen Menſchen, welche um ihn waren, und aus denen er wenig machte, ſie zu würdigen gewußt hätten.

Dieſer General langte im Frühjahr an. Alle Generalsperſonen und der Generalſtab waren beordert, ſich bei ſeiner Landung zu St. Fiorenzo einzufinden. Nachdem er ſie mit einem ſehr ernſten Blick angeſehen hatte, ſagte

er zu ihnen: „Meine Herrn! der König hat „mir befohlen, Ihnen ſeine Unzufriedenheit „über die Armee zu bezeugen. Verſchiedene „Officiere ſind ſo feige geweſen, auf dem ih„nen anvertrauten Poſten Capitulationen zu „unterzeichnen. Für die Zukunft verbiete ich „jedem detaſchirten Officier, ſich der Feder und „Dinte zu bedienen. Vorzüglich mißfällig iſt „dem König der Waffenſtillſtand geweſen; dieß „iſt ein Schandfleck in unſern Fahnen, ich „hoffe, wir werden ihn austilgen. Se. Ma„jeſtät iſt ſehr ungehalten über die Officiere, „welche in dem Kriegsrathe ſaßen, die beiden „ausgenommen, welche muthig genug waren, „zu proteſtiren. Hernach haben Sie ſich durch „einen Tractat einſchläfern laſſen, und viel „fehlte nicht daran, ſo wären Sie ſämmtlich „ermordet. Wie iſt es möglich, daß man „nach einem vierjährigen Aufenthalt unter „den Corſicanern, noch nicht weiß, daß man „ihnen nicht trauen darf? Man hat eine „wahrhaft militäriſche Unternehmung gewagt, „ſie iſt mißluugen, das iſt Kriegsglück. Mir „iſt befohlen, Herrn Dümouriez der Zufrie„denheit des Königs zu verſichern.“

Nach dieſer Anrede ſchmeichelte Herr von Marbeuf Dümouriez'n ſehr, und bewies ihm von der Zeit an viele Achtung. Zwei Tage nachher berief der Graf de Vaux ihn zu ſich, und ſagte: „Ich habe Ihren Operationsplan „für Balagna geleſen; er war gut bei ſehr „ſchwachen Hülfsmitteln. Da ich aber deren „mehr habe, als ich bedarf, ſo will ich Herrn „Narbonne mit zwölf Bataillons zum Angriff „von Ajaccio aus abſchicken. Ich behalte denn „noch dreißig, um ihm die engen Päſſe von „Bourgognano und Vico zu öfnen. Sie wün„ſchen wahrſcheinlich unter ihm zu dienen, aber „Sie ſollen bei mir bleiben. Ich weiß, daß „Sie das Patent als Oberſt-Lieutenant aus„geſchlagen haben, und unter den Umſtänden „mit Recht; aber der Düc de Choiſeul hat „es übel genommen, daß Sie das Geld nicht „annehmen wollen, und meint, Sie wären zu „ſtolz." — „Mein Herr General, wenn Sie „die Verweigerung des Patents billigen, ſo „müſſen Sie es um deſto eher gut finden, daß „ich das Geld ausſchlug; ich hätte es vielleicht „genommen, wenn ich reich wäre; aber ich „bin arm, und nun kann ich es nicht anneh-

„men.“ — „Nun, meinetwegen,“ verſetzte der Graf lächelnd.

Er hielt ſchriftlich für ihn um die Stelle eines Oberſten an, und erhielt ſie ſechs Wochen nachher. Dieſer General war ein ſehr eigenſinniger Kopf, und konnte nicht leiden, daß man ihn viel fragte oder widerſprach. In der Geſchichte und Erdbeſchreibung war er ſehr bewandert, und man konnte ihm keinen größern Gefallen thun, als das Geſpräch auf dieſe Gegenſtände zu leiten. Es war eigentlich ſeine ſchwache Seite, die Dümouriez oft benutzte, um ihm die Zunge zu löſen. Dann war ſein Geſpräch ſehr lehrreich, und zuweilen ſogar erhaben.

Auf den erſten Märſchen gab dies zu einem ſonderbaren Auftritt zwiſchen ihnen Veranlaſſung. Der Graf de Vaux hatte ſeinen vertrauten Freund, den alten General-Lieutenant von den Ingenieurs, Bourcet, als Volontair bei ſich. Dieſes war ein ſehr verdienter Officier, der ein ſehr gelehrtes Werk über den Alpenkrieg geſchrieben hat. Die Armee war in zwei Colonnen getheilt, jede von 12 Bataillons, und marſchirte en Front, die eine

über St. Nicolao, die andere über St. Antonio. Herr von Narbonne operirte mit zehn Bataillons von Ajaccio gegen Vico. Herr von Marbeuf drängte ſich mit zehn Bataillons über die Ebnen von Mariana, um längs des Tavignano in die Höhe zu marſchiren. Dieſe vier Corps bedrohten Corte. Der Baron de Viomesnil ſollte ſich mit der Legion Lothringen und einigen Detaſchements längs der Küſte durch die Ebne Aleria nach Porto Vecchio ziehen. Die franzöſiſche Beſatzung in Bonifacio und einige Detaſchements, die in dem Meerbuſen Valinco ans Land geſtiegen waren, ſollten über Sartenna marſchiren. Dieſer weitläuftige Plan umfaßte ganz Corſica; bei den großen Hülfsmitteln, die wir beſaßen, war er auch unfehlbar; aber er machte uns zu ſicher, und war Urſache, daß manche kleine Umſtände vernachläßiget wurden, wodurch die Vertheidigung der Corſicaner mehr Glanz erhielt, als ſie billig ſollte.

Die beiden Colonnen des Centrums marſchirten immer neben einander, und wurden zuweilen durch die engen Wege genöthigt, ſich in eine zu vereinigen. Die Avantgarden und

Grenadier thaten viele Flintenſchüſſe, aber die Colonnen kriegten keinen Feind zu Geſichte; ſelbſt nicht bei dem kleinen Scharmützel bei Ponte nuovo. Es giebt, wenn man von Lento aus über die Guolobrücke gegangen iſt, einen Centralpunct, um in die hohe Ebene von Corſica zu kommen, die man als das Gewölbe oder den Schlüſſel des Landes anſehen kann. Dieſe ziemlich weitläuftige Ebene befindet ſich auf einem Berge, und iſt blos mit einem kleinen Kaſtaniengehölz beſetzt. In der Mitte ſtehet eine alte mauriſche Moſchee, jetzt St. Peters Capelle genannt. Der Marechal de Termes hat ſich einmal dadurch, daß er hier Poſto faßte, Corſica unterwürfig gemacht, weil man von dieſer Stelle aus vier Thäler beſtreichet.

Auf dieſem vortreflichen Poſten hatten ſich die Corſen 8 bis 9000 Mann ſtark, nachdem ſie die Guolobrücke und das Dorf Valla an dem Flüſſe tapfer vertheidigt hatten, zurückgezogen. Es war erſt neun Uhr Morgens. Die Freiwilligen von Soubiſe bei der Avantgarde der rechten Colonne konnten, da ſie ſchon dieſen Berg vorübermarſchirt waren, bis in das

Thal Meroſaglia dringen, woſelbſt eine Abtei iſt, in der Paoli ſich ausruhete. Dümouriez war bei der Avantgarde der linken Colonne mit 800 Freiwilligen von der Armee, die der Graf Viomesnil, ein jüngerer Bruder desjenigen, der auf Porto Vecchio marſchirte, commandirte. Die Dörfer hatten ſie ſchon im Rücken, und ſich in drei kleine Colonnen getheilt, und folgten der corſicaniſchen Arrieregarde mit Flintenfeuer. Seine Pferde hatte er im Dorfe Valle gelaſſen, weil man nur zu Fuß den Berg erſteigen konnte. Er gelangte auf die Höhe, und weil er die Corſicaner im Holz und um die Capelle in Schlachtordnung geſtellt fand, ſo ſchrieb er ein Billet an Herrn de Vaux, worin er ihm meldete, daß wenn er die Grenadierbataillons anrücken ließe, die Volontairs zu unterſtützen und die Legion Soubiſe ſich auf Meroſaglia ſchwenkte, ſo könne er in zwei Stunden, wegen der Wichtigkeit des Poſtens bei der Capelle St. Peter, Herr von Corſica ſeyn; er wolle unterdeſſen den Angriff thun. Ein Officier überbrachte dieſes Billet.

Während man auf Antwort wartete, mußte man doch etwas thun. Blieb man auf der Höhe, ohne vorzurücken, ſtehen, ſo ſetzte man ſich einem überlegnen Feuer aus; ſtieg man wieder herab, ſo lief man Gefahr, verfolgt zu werden. Viomesnil machte ſogleich ſeine Diſpoſition; er ſtellte ſeine drei Colonnen zwei Mann hoch in Schlachtordnung, verbot auch nur einen Schuß zu thun, gab das Zeichen zum Angriff, und ſo rückte man faſt im vollen Laufe auf die Corſicaner los, die ſchnell linksum machten, und ſich in das kleine Kaſtaniengehölz am andern Ende der Ebene zurückzogen. Selbſt hier hielten ſich nicht 1000 Mann, die übrigen flohen in die Thäler. Nun ſchrieb er ein zweites Billet an den General, und meldete ihm, daß er nun die St. Peters Kapelle im Beſitz und nur drei Mann dabei verloren habe. Ein zweiter Officier überbrachte dieſes Billet.

Alle jungen Hofleute und Adjudanten, die ein ſtarkes Feuer hörten, hatten ſich eiligſt verſammelt. Ein Adjudant vom General kommt mit der Ordre, ſich zurückzuziehen; dies war die Antwort auf das erſte Billet. In

der Zwiſchenzeit erhält Herr de Vaux das zweite Billet, und bildet ſich ein, man müſſe ſeine erſte Ordre ſchon erhalten haben, folglich ſey das Ungehorſam. Es kommt ein zweiter Adjudant mit der beſondern Ordre an Dümouriez, ſich ſogleich mit allem, was nicht zu den Freiwilligen gehört, in dem Dorfe Valle einzufinden. Viomesnil erhielt ſchriftliche Ordre, den Berg zu verlaſſen und ſich auf Valle zurückzuziehen. Dümouriez ahndete gleich ein Mißverſtändniß, und eilte zu gehorchen, weil er hofte, noch ſo viel Zeit zu haben, Viomesnils Ordre berichtigen zu können, dem er rieth, ſich Zeit zu laſſen. Eilends ſtieg er den Berg hinab, traf am Eingange des Dorfes den General-Major der Armee, der ihm Arreſt ankündigte und einen Quartierzettel nebſt einem Führer zur Begleitung gab.

Er war von Hunger und Ermüdung äußerſt angegriffen, die Beine waren ihm geſchwollen, blutig und unterlaufen. Unterwegs kehrte er bei dem General Bourcet ein, bat denſelben um etwas zu eſſen, und erkundigte ſich, warum er von ſeinem Poſten abgerufen und wie die Adjudanten in Arreſt geſchickt würde.

Bourcet gab ihm Licht darüber. Hierauf erklärte er aber, daß er die erſte Ordre erſt nach der Einnahme der Capelle und nach der Abfertigung des zweiten Officiers erhalten hätte. Auf der Charte bewies er ihm die Wichtigkeit des eroberten Poſten, und wie thörigt es wäre, denſelben wieder zu räumen; ferner, daß die Corſen den Rückzug der Freiwilligen beunruhigen und ihnen viele Leute tödten, in großen Haufen ſich wieder im Gehölze, welches das Lager umgibt und beſtreichet, ſetzen würden; er bezeigte auch ſeine Verwunderung darüber, daß man um 9 Uhr Morgens erſt zwei Meilen gemacht hätte, und in einem, von ſehr engen Gehölzen eingeſchloſſenen, und unter einer ſo gefährlichen von den Corſicanern beſetzten Anhöhe, liegenden Grunde, campirte.

Der General Bourcet, von der Wahrheit dieſer Gründe betroffen, eilte zum Herrn de Vaux. Er hingegen begab ſich nach geſtilltem Hunger in ſein Quartier, warf ſich auf ein Bund Stroh und ſchlief ein. Kurz darauf erſchien ein Adjudant mit der Ordre, ihn zum General zu bringen. Herr de Vaux hatte

eine Charte vor ſich, und befahl ihm mit ziemlich ernſthafter Mine, ihm die Urſachen auseinanderzuſetzen, warum er ohne Befehl die Freiwilligen ſo weit geführt hätte. Dies that er, und ſetzte hinzu, er habe geglaubt, daß die Colonne ihm folge, und nicht wiſſen können, daß man bei Valle campiren würde. Nun nahm der General eine heitere Mine an und ſagte: es thut mir leid, daß ich Sie habe arretiren laſſen; aber daran ſind die jungen Herrn Schuld, die ſich unnützer Weiſe wollen todtſchießen laſſen. Bourcet hat mich überzeugt, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß dieſer Poſten von äußerſter Wichtigkeit iſt. Sie ſind ſchrecklich matt. Fühlen Sie ſich noch wohl ſtark genug, mit einem Bataillon Grenadier wieder bergan zu gehen und den Poſten wegzunehmen? La Sobole iſt marſchfertig. Dies war ein braver Oberſtlieutnant, der mit ſeinem Grenadierbataillon commandirt war.

Er antwortete: ungeachtet ſeiner Ermattung könne er ſeinem General doch nichts ab-

ſchlagen; es wären aber fünf volle Stunden verloren gegangen und jetzt zu ſpät, einen neuen Angriff zu thun; Viomesnil wäre ſeiner Ordre zufolge, im vollen Rückzuge begriffen, uud müßte ſchon den halben Weg zurückgelegt haben. Laſobole müſſe ſich nach einer gewiſſen Stelle hinbegeben, die er ihm beſtimmen wolle, daſelbſt Viomesnil erwarten und Feldwache mit ihm halten, um das Lager zu decken, welches, Trotz dieſer Vorſicht, noch denſelben Abend beunruhigt werden würde. Wenn er es ausdrücklich verlange, ſo wolle er Laſobole begleiten; da aber der Officier, der das zweite Billet gebracht hatte, noch da wäre, ſo könne dieſer ſehr wohl ſein Wegweiſer seyn; wollte der General ihn dieſer Arbeit überheben, ſo wolle er ſich die Kamaſchen abnehmen und ſeine Beine verbinden laſſen. Er erhielt die gebetene Erlaubniß. Viomesnil verlor bei ſeinem Rückzuge 60 bis 80 Mann; die Corſicaner ſchlichen ſich in die Gehölze, griffen das Lager an, wo man den Generalmarſch ſchlug und die ganze Nacht unter dem Gewehr blieb.

Den andern Morgen wurden die Corſicaner bald vertrieben. Als Dümouriez bei dem

Herrn de Vaux kam, ſeine Verhaltungsbefehle zu holen, ließ dieſer ihn in ſein Cabinet treten, und ſagte zu ihm in Gegenwart des Herrn de Bourcet: „Sie können wohl „denken, daß ich dem Miniſter Ihren „Arreſt gemeldet habe, ſehen Sie „hier den Anhang, welchen ich dazu „gemacht habe.“ Dieſer war ein Geſtändniß ſeines Unrechts, und eine Lobrede auf die Kenntniſſe und Talente dieſes Officiers. Jetzt erſt wurde er gezwungen, die Vergütung an Gelde anzunehmen, die er bis dahin ausgeſchlagen hatte.

Der Reſt dieſes Feldzuges war nur eine Promenade, wenn man das Gefecht bei Pontenuovo ausnehmen will, wo die Corſicaner die Freiwilligen bei der Armee überfielen, die Grenadier, welche ihnen zu Hülfe kamen, zurückwarfen, und nur durch die große Ueberlegenheit an Mannſchaft und an Waffen zurückgetrieben wurden. Sie waren nur 1500 Mann ſtark; mehr als ein Drittheil blieben, deren viele ertranken. Ihrer Seits war es wirklich ein kühner Streich.

Dümouriez ſchloß die Capitulation auf dem Schloſſe zu Corte, in welchem ſich ſiebenzehn Trunkenbolde eingeſchloſſen hatten und Feuer anzulegen drohten. Der Graf de Vaux wünſchte die Papiere und Möbel zu retten. Dümouriez begab ſich in das Schloß auf das mißliche Wort dieſer Banditen, zahlte einem jeden 10 Louisd'or und ließ ſie laufen. So wurde für 170 Louisd'or alles gerettet. Zur Belohnung gab ihm der General ungefähr 100 Bände aus Paoli's Bibliothek, die unter fünf oder ſechs Perſonen getheilt wurde.

Sie war ſehr auserleſen, ein jedes Buch zeigte, daß ſie einem Manne von Genie und einem großen Politiker gehörte. Paoli hat ſich berühmt gemacht durch die Tapferkeit, mit der er die öffentliche Freiheit von Corſica, freilich etwas auf Koſten der individuellen, verfocht. Im Anfange der Revolution haben ihm die Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ihre Ausſchweifungen haben ihn abwendig gemacht, und jetzt iſt er außer dem Geſetz (hors de la loi). Durch dieſen Ausdruck wird die Proſcription derjenigen, die ſich nur gegen die Anarchie empören, wie das mit

Paoli und vielen andern der Fall iſt, ſehr ſchlecht bezeichnet. Der Oberſt Guibert, und der Intendant der Armee, Chardon, bekamen einen Theil der Bibliothek.

Guibert hat eine zu glänzende, obgleich kurze Rolle geſpielt, als daß er nicht eine Stelle in dieſen Memoiren finden ſollte. Sein Vater, der als Gouverneur und Generallieutenant der Invaliden ſtarb, und Dümouriez's Vater, waren ſehr vertraute Freunde. Die Laufbahn der beiden Söhne war ſich ſehr gleich. Sie waren zu gleicher Zeit Oberſten und Brigadiers und Marechaux-de-Camp; deſſen ohngeachtet ſind ſie immer gute Freunde geweſen, und nie trennte die Eiferſucht ihre Verbindung. Guibert hat mehr geſchienen, Dümouriez mehr gehandelt. Der eine lebte zu Paris, war reich, und wurde geſucht; der andere war beſtändig in der Provinz, hatte Mangel und lebte eingezogen. Guibert genoß glänzende, Dümouriez ſolidere Vergnügungen. Er pflegte oft zu ſeinem Freunde zu ſagen: Wir ſind die beiden Mäuſe in der Fabel; du biſt die Stadtmaus, ich die Feldmaus. Guibert, der im corſicaniſchen

Kriege

Kriege noch ſehr jung war, befand ſich unter dem Gefolge des Herrn de Vaux, und ließ ſich das ſehr merken. Dûmouriez führte die Ordre ſeines Generals aus, und genoß nicht einmal ſein Zutrauen. Guibert hat um die Ehre der Academie geworben; Dûmouriez hat die Kunſt zu ſchreiben und zu reden immer nur als den Transportwagen der Ideen angeſehen, und ſich deswegen nie um literariſchen Ruhm bemühet. Guibert hat ein Werk über den Krieg geſchrieben, deſſen Vorrede ein erhabenes hors d'oeuvre iſt, welches man einem jeden andern Werke vordrucken könnte. Seine Tactik iſt ſehr critiſirt worden. Der erſte Theil iſt oberflächlich, der zweite erhaben. Nicht einem jeden Krieger iſt es gegeben, ſie zu faſſen. Guiberten wurden alle Phantaſien, Genüſſe, Mühſeligkeiten und Abſpannungen einer ausgeſuchten Reizbarkeit zu Theil. Als ein guter Freund, guter Ehemann, guter Vater, geliebt in ſeinem Hauſe und von allen die ihn genau kannten, wurde er ein Opfer ſeiner läppiſchen Auſſenſeite. Als Sohn eines achtungswerthen Vaters, der aber höchſtens nur Edelmann war, wollte er mit den Hof-

leuten gleichen Schritt halten; er mußte alſo, um zu ihrer Höhe zu gelangen, ſeinen eignen Weg gehen. Durch ſeine militäriſchen Einrichtungen zog er ſich viele Feinde zu, weil er alles abändern wollte, und er hat die Revolution vorbereitet, weil er die Armee unwillig machte. Endlich ſtarb er in der Blüthe ſeines Alters, von ſeiner Eigenliebe verzehrt, im Anfange der Revolution. Faſt mögte man ſagen, daß ſein Tod das einzige Glück in ſeinem Leben war.

Nach der Einnahme von Corte gab es keinen Widerſtand mehr. Zwei Monate vorher hatte Dümouriez die traurige Nachricht von dem Tode ſeines Vaters erhalten; aber erſt im Lager von Bogognano, als er erfuhr, daß Paoli ſich in Porto Vecchio eingeſchifft hatte, um nach England zu gehen, glaubte er von der Erlaubniß abzureiſen, die er von ſeinem General erhielt, Gebrauch machen zu dürfen, um ſich mit ſeiner Schweſter über die Erbſchaft auseinanderzuſetzen. Der Krieg war geendigt, und Corſica unterjocht. Er ſchiffte ſich zu Baſtia ein, und reiſete gegen Ende des Auguſts ab, nachdem er grade ein Jahr

auf dieſer Inſel zugebracht und zwei ſehr angreifende aber, ſehr lehrreiche Feldzüge gemacht hatte.

Paoli zeigte in dieſem Kriege viel Genie und einen großen Character. Hätte er militäriſche Talente gehabt, und ſeine Nation zu der Art von Kriege, wozu ſie vorzüglich geſchickt iſt, zu brauchen gewußt, ſo hätte er 1768 unſere kleine Armee ganz zu Grunde gerichtet, und uns 1769 weit mehr Schaden zugefügt.

Die Corſicaner haben einen Muth gezeigt, der alle Achtung verdient. Es iſt zum Erſtaunen, daß dieſe Handvoll Inſulaner ohne Artillerie, ohne feſte Plätze, ohne Magazine und ohne Geld, die franzöſiſche Nation, welche damals mit keinem andern Feinde zu thun hatte, während zweier Feldzuge beſchäftigte. Die Freiheit verdoppelt den Muth und die Kräfte des Menſchen. Wären die Corſicaner nicht unter ſich uneinig geweſen, hätte ihr Anführer ihr Vertrauen ſo ſehr beſeſſen, als er deſſen werth war, und hätte dieſer ſich zwei oder drei kriegsverſtändige Lieutenants, die ein Syſtem zur Vertheidigung zu entwerfen verſtan-

den, verſchaffen können, ſo ließe ſich noch fragen, ob ſie wären bezwungen worden. Man hätte freilich alle Seeplätze beſeſſen, und ihnen die Gemeinſchaft mit der übrigen Welt ganz abgeſchnitten; aber in ihren unzugänglichen Gebirgen hätten ſie dem Golde und den Waffen Frankreichs trotzen, und ſich ſo lange halten können, bis ihnen durch einen Krieg zwiſchen den großen Mächten, eine Thür zu auswärtiger Unterſtützung geöfnet wäre.

Man konnte dieſen Nomaden ihre Ziegen, Caſtanien und das Waſſer ihrer Bäche nicht nehmen; dieſe einfachen Nahrungsmittel waren für ſie hinreichend. Ihr ganzer Reichthum beſtand in einer ſchlechten Münze mit einem Mohrenkopfe. Paoli ſetzte einen Sechslivres Thaler auf 240 Sous *), und mit ungefähr 30000 Livres an baarem Gelde von dieſer geringhaltigen Scheidemünze, beſtritten ſie ihren ganzen Umſatz. Es fehlte ihnen weder an Waffen, noch an Munition. Ihre Kleider verfertigten ſie ſich aus einem groben braunen Tuch, von dem Haar oder der Wolle ihrer Heerden.

*) Er verdoppelte alſo den Werth deſſelben. A. d. U.

Die Corſicaner ſind voll Muth, Geiſt und derjenigen Reſignation, die den Menſchen erhöhet; aber ſie haben ein National-Laſter, welches ihrem Glücke allemal hinderlich ſeyn wird, nemlich den Haß und die Rachſucht. Seit undenklichen Zeiten iſt ihnen dieſes Laſter eigenthümlich. Seneka warf es ihnen ſchon vor 1800 Jahren in dem bekannten Spruche vor: Unſer erſtes Geſetz iſt die Rache. (prima eſt ulciſci lex). Und wirklich iſt es ihr erſtes Geſetz, oder vielmehr, kein göttliches oder menſchliches Geſetz kann einen Corſicaner abhalten, ſich zu rächen.

Jetzt, 17[illegible], gehören die Corſicaner niemanden. Sie können wirklich frei werden. Mögten ſie dieſe ſchreckliche Leidenſchaft im Zaume zn halten wiſſen, mögten ſie ſich keinen fremden Herrn geben, ſo können ſie wirklich glücklich ſeyn. Die Corſicaner haben keine natürliche Verbindung, keine Aehnlichkeit mit irgend einer europäiſchen Nation; folglich werden ſie immer ungelehrige Unterthanen ſeyn, und das Joch eines fremden Volks ſchwerlich tragen. Sie ſind ſo, wie alle urſprünglichen Völker, ſelbſt die freieſten Wilden in Amerika,

zu einer ariſtokratiſchen Regierung geneigt. Sie bedürfen eines Oberherrn, der ſie regiert, und einer ſehr einfachen Verfaſſung. Sie ſind religiös, gaſtfrei, großmüthig, ſtolz; ſie haben alle Keime großer Tugenden in ſich. Sie verdienen glücklich zu ſeyn, und ſie werden es ſeyn, wenn ſie nur die Umſtände zu nützen wiſſen. Nicht die Größe des Gebiets, ſondern Tugend macht die Republiken mächtig. Sie beſitzen einen Centralpunkt im mittelländiſchen Meere, von der Wichtigkeit, daß alle Seemächte lüſtern darnach ſeyn, und ſich wechſelsweiſe bewachen werden, damit ſich keine deſſelben bemächtige, und eben dies iſt die Grundfeſte ihrer Sicherheit. Paoli allein kann dieſen glorreichen Plan ausführen; er beſitzt Erfahrungen im Kriege gegen die Franzoſen, hat zwanzig Jahre lang in England nachdenken lernen, wirkliche Verpflichtungen, und hat für ſeine perſönliche Sicherheit zu ſorgen. Nur einen Fehler hat er, zum Leidweſen aller die ihn zu dieſer edlen Unternehmung tüchtig halten, nemlich ſein Alter.

Die Corſicaner haben von dem Feldzuge im Jahre 1768 alle Ehre eingeerndtet. Wir

haben geſehen, daß der franzöſiſche Dünkel Herrn de Chauvelin dahin brachte, ſeine kleine Armee zu theilen, die allenthalben zu ohnmächtig war. Die Corſicaner nutzten dieſes ſchleunigſt und mit Einſicht, aber ſie unterließen einen weit wichtigern Streich auszuführen, welches in ihrer Macht ſtand. Wenn ſie, ſtatt die Franzoſen bei Penta und Veſcovato anzugreifen, an dieſen beiden Orten nur einen falſchen Angriff gemacht hätten, und grade auf Borgo, Lucciana und Vignale losgegangen wären, wo 250 Mann, die gar nicht auf ihrer Huth waren, in einer Entfernung von drittehalb Meilen von dem ſehr geſchwächten Lager dell' Orto und drei Meilen von dem Corps in Caſinca, lagen: ſo hätten ſie jene drei Poſten ohne Schwierigkeit aufgehoben. Die 800 Mann in Caſinca unter Arcambals Commando, wären völlig abgeſchnitten, aufgerieben oder gefangen worden. Chauvelin hätte höchſtens ſo viel übrig behalten, um die feſten Plätze zu beſetzen, er hätte ſich ſogar genöthigt geſehen, die Communication mit Patrimonio aufzugeben; Paoli hätte dann offenen Weg nach Capo Corſo gehabt und die

Franzoſen in den Seeplätzen eingeſchloſſen ge⸗halten, grade wie die Genueſer vor dem Trac⸗tat. Alsdann hätte er bedeutenden Beiſtand erhalten, denn England und alle italieniſchen Mächte unterſtützten ihn unter der Hand.

Wenn er ferner bei dem Angriffe auf das Lager bei St. Nicolao, von Forio und Pe⸗tralbo aus, ein Corps in die Ebene von Neb⸗bio hätte eindringen laſſen, ſo hätte er St. Fiorenzo, welches ganz offen und nur mit 250 Mann beſetzt war, überrumpeln können. Dieſer Ort war von Magazinen und Kran⸗ken vollgepfropft. Vier Meilen davon ſtand die Diviſion des Generals Grandmaiſon, die ganz abgeſchnitten geweſen wäre. Aber ohne auf das zu ſehen, was er nicht that, und was vielleicht nicht von ihm abhing, war alles was er unternahm, ſehr kühn, gut ausgeſonnen, und wurde mit Feinheit und Genauigkeit aus⸗geführt. Die Verſchwörung von Oletta, die Salicetti ausführen ſollte, mißlang nur durch ein für die Franzoſen glückliches Ohngefähr. Die Aufhebung eines ganzen Bataillons in Patrimonio war ein Ueberfall in den Winter⸗quartieren, den ſich die größten Generale zur Ehre rechnen würden.

Im Feldzuge 1769 verließ ihn der Muth nicht, Trotz der großen gegen ihn vereinigten Macht. Das verwegene und verzweifelte Gefecht von 1500 Corſicanern gegen die franzöſiſche Armee bei Pontenuovo, zeigte, zu welchen Erwartungen dieſe Nation berechtiget. In dieſem Feldzuge hätte er uns mehr in den Rücken fallen, und mit unſern Maulthieren und Transporten Krieg führen müſſen. Alle Coups dieſer Art, die er wagte, ſind ihm geglückt; er hätte ſie öftrer wiederholen, und ſein Hauptkriegsſyſtem daraus machen ſollen; ſo hätte er uns vielleicht gezwungen, uns aus Mangel an Lebensmitteln zurückzuziehen; und hätte er noch die Regenzeit erreicht, ſo wäre ſeine Freiheit vielleicht für den Feldzug noch gerettet worden, und das wäre viel geweſen. Alsdann nemlich hätten ſich die fremden Mächte ins Mittel ſchlagen können, oder durch die Intriguen am franzöſiſchen Hofe wäre wenigſtens der Düc de Choiſeul geſtürzt, wodurch die Sachen ein ganz andres Anſehen bekommen hätten. Daher muß man den Umſtänden und den Hinderniſſen, die Paoli bei ſeiner eignen Nation antraf, wahrſcheinlich nicht die

Fehler, ſondern die Unvollſtändigkeit ſeiner Vertheidigung zuſchreiben, da er Genie genug beſaß, ſich keines dieſer zuſammentreſſenden Ereigniſſe entgehen zu laſſen. Das was er that, wird auf immer für ihn und dieſe außerordentliche Nation ein rühmliches Andenken in der Geſchichte erhalten.

Die Eroberung von Corſica iſt eine unverzeihliche Ungerechtigkeit des franzöſiſchen Hofes. Die Genueſer hatten kein Recht zum Verkauf, und die Franzoſen kein Recht zum Ankauf, weder eines Bodens, von welchem jene ſeit dreißig Jahren vertrieben waren, noch einer Nation, die ſich ſeitdem frei gemacht hatte. Der Dúc de Choiſeul ließ den König von Frankreich ſehr ſtreitige Rechte und einen böſen Proceß, der ſehr koſtbar wurde, erhandeln. Ohne das Blut der Völker zu rechnen, welches bei politiſchen Berechnungen leider gar ſelten in Anſchlag gebracht wird, ſind dieſe beiden Feldzüge Veranlaſſung oder doch Vorwand zu einer außerordentlichen Ausgabe von mehr als achtzig Millionen geweſen, und das um eine Inſel zu erobern, die ungeachtet aller Erpreſſungen der gierigſten Fiſcali-

tät, doch allezeit 600000 Livres mehr für ihre Adminiſtration koſtete, als ſie eintrug. Colonien, Privilegien, alles iſt fehlgeſchlagen, und hat die Corſen abwendig gemacht, denen man Feſſeln aller Art anlegte, die ſie bei ihrem freien Geiſte, bei ihren einfachen und faſt wilden Sitten empörten.

Herr de Chauvelin hatte zu der Eroberung nicht hinreichende Truppen; aber man hatte ihm bei ſeiner Armee ein Parlament, einen Intendanten, Pachtungsbeamte, Zollbediente, Commiſſärs des Seeweſens, zur Einrichtung der Claſſen des Seedienſtes und der Fiſchereien, Beamten bei den Domainen, und alle Unterbediente zu einem vollſtändigen Gouvernement mitgegeben. Denn man machte aus Corſica ein großes Gouvernement, wobei ſo, wie bei allen andern franzöſiſchen, die erſte Bedingung war, daß der Gouverneur 60000 Livres Einkünfte, mit dem Verbot, ſich jemals dort ſehen zu laſſen, haben ſollte. So viel bezahlte man ungefähr dem Herrn de Marbeuf nach dem Kriege, wofür er denn ſchlecht genug regierte; eben ſo viel einem Intendanten, der das Land ausſog.

Hätte der Dûc de Choiſeul, ſtatt ſich durch die Verſchlagenheit der Genueſer und die ränkevolle Habſucht derer die ihn umgaben, die Dûmouriez 1763 ihm entdeckte, irre führen zu laſſen, jenen Plan angenommen, den Tractat mit Genua, ohne den Schein ihn zu brechen, fallen laſſen, und durch heimlichen Vorſchub die Bildung des Volks zur Republik begünſtigt: ſo hätte er ſich durch dieſe neue Macht einen nützlichen Bundesgenoſſen verſchaft, die vortreflichen Häfen deſſelben nützen können; es hätte nicht vier Millionen gekoſtet, und Frankreich wäre in weit ſichererm Beſitz von Corſica geweſen, als nach der Eroberung, wodurch es nur ein ſehr läſtiges Beſitzthum erlangte.

Herr de Lomellini, obgleich er ein Mann von großer Denkungsart war, ſagte einmal zu Dûmouriez, bei deſſen Aufenthalt in Genua, es wäre ein großes Glück, wenn man im Mittelpuncte von Corſica eine weite Oeffnung machen und es ins Meer ſenken könnte. Seine Meinung war, es würde ſeinen Beſitzern allemal viel Unruhe verurſachen und oft Kriege veranlaſſen. Herr de Lomellini

hatte Unrecht, weil er von der Idee einer fremden unumſchränkten Oberherrſchaft ausging. Weil nun aber die Gefahr nicht zu verhindern war, und man die Inſel doch nicht vom Erdboden vertilgen konnte, ſo durfte man nur einen vernünftigen Schritt thun und das Volk ſeiner Liebe zur Freiheit überlaſſen. Dann hätten alle europäiſchen Nationen an den Producten ſeines vortreflichen Bodens, an ſeinen guten Häfen und zahlreichen Meerbuſen, womit die Natur es umgeben hat, Theil genommen.

Die nemlichen Vorzüge ſind noch vorhanden und werden es immer ſeyn. Möchten die europäiſchen Mächte, durch den erſtaunenswürdigen Geiſt der Revolution, der dieſen ſchönen Theil unſerer Erde beunruhigt, aufgeklärt, doch einſehen, daß ihr wahrer Vortheil in der Mäßigung beſtehet; möchten ſie Corſica nicht blos in Ruhe laſſen, ſondern auch die Unabhängigkeit deſſelben gegen Frankreich und gegen jede andere Macht, welche ſich Anmaßungen gegen dieſe koſtbare Inſel erlauben könnte, beſchützen, damit das corſicaniſche Volk ſich ſelbſt eine dauerhafte und

ſeinem freien Geiſte angemeſſene Verfaſſung geben und durch eine vernünftige Regierung das einzige Laſter verbeſſern könne, welches ſeine guten Eigenſchaften verdunkelt und ſein Glück hindert.

Siebentes Kapitel.

Krieg in Polen. 1770.

Dümouriez langte in Frankreich an, mit dem damaligen Dûc de Lauzun und Neffen des Dûc de Choiſeul, dem unglücklichen Biron, welcher dem Könige den umſtändlichen Bericht von der Eroberung von Corſica überbrachte. Der Hof befand ſich eben zu Compiegne, wo ein Luſtlager zur Uebung des Dauphins und ſeiner Brüder errichtet war. Hier ſah' er, wie der alte König ſich ſelbſt herabwürdigte, und im Angeſicht ſeiner Armee, den Hut unter dem Arm, neben einem prächtigen Phaeton, worin die dû Barry ſich brüſtete, ſtand. Er hatte mit dieſer Creatur wohl zwanzigmal in Paris gegeſſen; ſie wäre ihm feil geweſen, hätte er Geld genug gehabt, ſie zu bezahlen;

ja ſie war für ganz Frankreich zu haben gewesen. Erröthend über seinen König, seufzend über sein Vaterland, sprach er darüber mit dem Dúc de Choiſeul, der ihm hatte Pferde geben und Adjudantendienſte thun laſſen. Nun, was geht dich das an? antwortete der Miniſter aufgeräumt; der König muß eine Mätreſſe haben, aber dieſe Spitzbübin macht mir viel zu ſchaffen. D'Aiguillon und Meaupeou haben ſich hinter ſie geſteckt. Die dû Barry, die ſeine Ankunft erfahren hatte, und ſah, daß er nicht kam, ſie anzubeten, wie ganz Frankreich that, ließ ihm deswegen Vorwürfe machen, und ohngeachtet ſie eben nicht rachſüchtig war, ſo trug ſie nachher doch das ihrige gern dazu bei, ihn in die Baſtille zu bringen.

An ſeinem Vater hatte er einen vertrauten Freund verloren; in ſeinem Oheim, bei welchen er in Verſailles wohnte, fand er ihn wieder. Dieſer ſanfte, tugendhafte Mann, liebte ihn wie ſeinen Sohn. Er räumte ihm Zimmer ein, außer welcher er ſich noch ein Logis in Paris miethete, wohin er eine Reiſe

machte,

machte, um mit der Frau von Schomberg ab⸗
zuſchließen. Sein Antheil an dem Nachlaß des
Vaters belief ſich ohngefähr auf 70000 Livres,
wovon er beinahe 3000 L. jährlicher Renten
zog. Für die Dienſte ſeines Vaters und für
die ſeinigen ließ ihm der Dúc de Choiſeul
3000 L. Penſion geben und ſein Gehalt von
500 L. monatlich als Regimentsquartiermeiſter
bei der corſicaniſchen Armee wurde ihm bis
1770 ausgezahlt. Den Winter brachte er in
Paris in der Geſellſchaft liebenswürdiger Ge⸗
lehrten, z. B. Faviers, Crebillons, Collets,
Guiberts und verſchiedener andrer zu. Man
verſammelte ſich bei einer ehemaligen Freundin
und Geſellſchafterin der dů Barry, einer ge⸗
wiſſen Demoiſelle le Grand, die es aber nicht
ſo weit gebracht hatte, als jene, weil ſie für
Verſailles zu viel Verſtand beſaß; eine wahre
Ninon Lenclos. Sie ſtarb früh, und bis an
ihren Tod ſtand er mit ihr in der zärtlichſten
Verbindung. Ganz hatte er ſeine Couſine noch
nicht aufgegeben, ſondern ſich vorgenommen,
ſie in Caen zu beſuchen. Aber von der großen
Andacht, worin ſie, wie er erfuhr, ihr Leben
zubrachte, abgeſchreckt, verſchob er die Reiſe
bis aufs nächſte Frühjahr.

Grade in dieſen Zeitpunct fällt ſeine enge Verbindung mit dem Grafen Broglio, die ſehr wichtige Folgen hatte. Dieſer große Mann hatte viel und richtige Einſichten in die öffentlichen, aber nie in ſeine Privatangelegenheiten, denn er ließ ſich von Ehrgeitz, Eigennutz und Zorn, drei Leidenſchaften, die ihn beſtändig beherrſchten, blenden. Er verſtand den Krieg recht gut, war aber nicht ſo glücklich, als ſein Bruder, der Marſchall; bei den Truppen war er auch nicht beliebt. Er ward ſehr frühe zu Geſandtſchaften gebraucht, aber dieſe Laufbahn verſperrten ihm ſeine zahlreichen Feinde ſehr bald. Er glaubte beinahe gar nicht befördert zu ſeyn, obgleich er Generallieutenant und Gouverneur einer Provinz war, denn ſein Ehrgeitz wollte immer höher hinaus. Mit 200000 Livres Renten hielt er ſich für arm, denn ſein Geitz begehrte mehr. Er bewarb ſich um alle Miniſterſtellen, und erhielt nie eine. Er beſaß das geheime Zutrauen Ludwigs XV, und wurde doch unaufhörlich von demſelben öffentlich angefahren. Seine Leidenſchaften und die Unruhe ſeines Geiſtes wirkten indeſſen nur gegen ihn ſelbſt und wurden durch

große Tugenden aufgewogen. Er war brav, ſtrenge in ſeinen Sitten, ein guter Gatte, Vater, Bruder, Freund und Bürger.

Ludwig XV, dieſer äußerſt falſche und ſchwache König, hatte in ſeiner langen Regierung nichts gelernt, als Verachtung und Mißtrauen gegen alles was ihn umgab, zu hegen. Der Character des Grafen war zu feſt, als daß er ihn deswegen an ſich gezogen hätte, aber er nützte ihn von einer geheimen Seite, die lange Zeit den Miniſtern Schrecken und Verzweifelung einjagte. Er unterhielt mit ihm eine geheime Correſpondenz, vertraute ihm ſchriftlich alle Angelegenheiten an, und fragte ihn um Rath, aber nie um demſelben zu folgen, ſondern um ſeinen Miniſtern Vorwürfe machen zu können, wenn die Sachen eine ungünſtige Wendung nahmen. Ludwig war, um nicht compromittirt zu werden, ſo vorſichtig, ſich ſeine Billets wieder zurückgeben zu laſſen. Der Graf Broglio hatte ſehr geſunden Verſtand, war dabei aber ſehr unwiſſend. Er war ſchon zu alt um zu ſtudieren, und ſeine zu große Thätigkeit als Hofmann hätte ihm auch keine Zeit dazu übrig gelaſſen. Der Marquis

de Voyer, ein Mann beinahe von demſelben Schlage und Leidenſchaften, aber dabei höchſt unmoraliſch und ohne allen Hehl ausſchweifend, wußte darum, und hatte ihm gerathen, Favier bei dem politiſchen Theil dieſer Correſpondenz zu gebrauchen. Favier zog Dümouriez mit dazu, und von einer andern Seite fand ſich Guibert, deſſen Vater dem Marſchall Broglio ſein Glück zu danken hatte, auch mit ein.

Im Anfange des Jahrs 1770 ließ der Dûc de Choiſeul Dümouriez zu ſich rufen, und ſagte zu ihm: er wolle ihn nach Pohlen ſchicken, er habe ſchon verſchiedene Miniſter bei den Conföderirten von Bar gehalten, die Pohlen hätten ihm von einer großen Conföderation und großen Hülfsmitteln Nachricht gegeben, ſie würden die Garantie Frankreichs, verſchiedenen Tractaten zufolge, reclamiren, der wiener Hof, der dieſelbe Garantie geleiſtet habe, ſchiene ſehr kalt gegen ihre Angelegenheiten zu ſeyn, da er erſt eben einen verderblichen Krieg geendigt habe, und ſich keinen Weitläuftigkeiten ausſetzen wolle; nun wünſche er genau zu wiſſen, was man ſich wohl von

den Unternehmungen der Pohlen verſprechen könne, ehe man ſich auf etwas gewiſſes einließe.

Dûmouriez hörte ihm aufmerkſam zu, und antwortete ihm hierauf: Es wäre ſehr vernünftig, jemand nach Pohlen zu ſchicken, um richtige Erkundigung einzuziehen, ehe man ſich zu etwas verbindlich machte; er danke ihm, daß er ihm bei einer ſo wichtigen Miſſion den Vorzug gebe, er nehme ſie mit Begierde an und werde ſie aufs Beſte ausrichten; aber er wiſſe faſt gar nichts von der Geſchichte, Geographie, Verfaſſung, dem Intereſſe und den verworrenen Angelegenheiten Pohlens; wer ſich einer ſolchen Miſſion unterzöge, ohne ſich vorläufige Kenntniß davon zu verſchaffen, der wäre ein Windbeutel, der hinterginge ihn; er bäte ihn daher um die Erlaubniß, ehe er abreiſen müſſe, Pohlen drei Monate lang zu ſtudiren, und um einen Befehl, ihm ſowohl aus der Regiſtratur, als dem Büreau des erſten Commis, dem die polniſchen Angelegenheiten übertragen wären, alle Papiere, die er verlangen würde, und die auf das, was in Pohlen ſeit 1764, dem Zeitpunkte der Wahl

des Königs Poniatowski, vorgefallen wäre, Beziehung hätten, auszuliefern. So würde man Zeit gewinnen, die Ankunft der Deputirten, die die Conföderirten an ihn abſchicken würden, zu erwarten. Der Miniſter fand dieſe Bemerkungen richtig, und fertigte ſogleich einen eigenhändigen Befehl an Herrn Gerard, erſten Commis im Departement du Nord, aus, Dümouriez'n alle Papiere von den Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und Pohlen ſeit 1764 mitzutheilen.

Da dem Düc de Choiſeul ſeine Verbindung mit dem Grafen Broglio, den er haßte, bekannt war; ſo fragte er ihn, ob er es nicht für gut hielte, daß er ſich von dieſem Herrn diejenigen Nachrichten über Pohlen geben ließe, die derſelbe als ehemaliger Geſandter in Pohlen geben könnte, und erhielt dazu die Erlaubniß, obgleich mit einer Miene voll Widerwillen. Er kehrte nach Paris zurück, kaufte ſich alle Charten und Bücher über Pohlen, die er nur bekommen konnte, und fing an daſſelbe zu ſtudieren, ehe er ſich den Kopf mit den weitläuftigem Unterhandlungen verwirrte, die ſein Gedächtniß doch nur mit diplomati-

ſchem Wuſt angefüllt hätten, worauf er nie viel hielt, weil man mehrentheils dabei auf Widerſprüche ſtößt und oft zu falſchen Vorſtellungen veranlaßt wird. Die Reſultate, d. h. die Actenſtücke der geſchloſſenen Unterhandlungen, findet man in den Zeitungen, und wenn es nur das große Intereſſe der Völker, und nicht die Ränke der Höfe betrift, ſo ſind ſie ſchon hinreichend. So lügenhaft alſo die Zeitungen auch über die Thatſachen ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch in Abſicht der Grundſätze der Politik ein beſſeres Hülfsmittel, als man glaubt. Bei dieſer Gelegenheit bewog er auch den Dûc de Choiſeul, den ſchönen Atlas von Pohlen von Rizzi-Zannoni zu bezahlen, dem er dazu Vorſchuß leiſtete.

Zu dieſer Arbeit über Pohlen beſtimmte er ſechs Stunden täglich. Aus der Bibliothek des Königs ließ er ſich alle Bücher kommen, die ihm fehlten. Favier, den Grafen Broglio und den Marquis de Chauvelin zog er zu Rathe. Auch trat er bei dieſer Gelegenheit in Verbindung mit dem gelehrten Abbé de Mably, der ſo, wie J. J. Rouſſeau und andre Publiciſten, einen Entwurf zu einer

Staatsverwaltung von Pohlen gemacht hatte. Aber er fand nur ſpeculative und auf die Lage der Sachen unanwendbare Arbeiten. Dieſe metaphyſiſchen Politiker ſind es, die mißverſtanden und übertrieben von dem Leichtſinne der Franzoſen, die ſchreckliche Revolution veranlaßt haben, welche dieſes unglückliche Reich ſchändlich zu Grunde richtet.

Nun glaubte er noch den letzten Schritt bei ſeiner Couſine thun zu müſſen. Er war die unſchuldige Urſache geweſen, daß ſie eingeſperrt war. Ihre Andacht ſchrieb er auf die Rechnung der Langeweile im Kloſter, auf das Feuer ihrer Lebhaftigkeit und auf ihr gefühlvolles Herz. Denn Andacht iſt Liebe. Er war frei, aber bei mäßigen Bedürfniſſen konnte er ſeine Couſine recht gut unterhalten. Zwar kannte er die Härte und den Egoismus ſeiner Tante, aber er zweifelte nicht, daß ſie endlich würde gelernt haben, ſich zu mäßigen. Der Verluſt ihrer Schönheit und ihre Kränklichkeit ſchienen ihm noch ein Beweggrund mehr, ſich wieder mit ihr zu verbinden. Er war im Begriff, eine große Reiſe anzutreten, und konnte ihr die wider ſeinen Willen verur-

ſachten Leiden nicht beſſer vergüten, als durch Ueberlaſſung ſeines Namens und mittelmäßigen Vermögens. Nachdem er ſich ſeinem Oheim, der damit nicht zufrieden war, und dem ganzen Plan für romanhaft hielt, anvertraut hatte, ſchrieb er ihr, daß die Vorſehung, die ihr die nöthige Kraft zu dem Stande, in welchen ſie getreten wäre, verweigert hätte, ihr jetzt die Laufbahn ihres Lebens vorzeichne; er biete ihr ſeine Hand an, er werde ſie in Abſicht ihrer Lebensart und Meinungen gar nicht einſchränken, und bitte um entſcheidende Antwort. Dirſe Antwort kam und fing ſich mit folgenden Worten an: Zu den Füßen meines Crucifixes ſchreibe ich Ihnen. Das Uebrige war in demſelben Geſchmack; ſie ermahnte ihn, dieſer Welt zu entſagen. Kurz ſie war ganz abſchlägig. Nun glaubte er ſich aller Verpflichtungen entbunden, und dachte nicht weiter daran.

Die Höfe von Verſailles und Wien waren durch ein ſehr enges Bündniß, ein Werk des Düc de Choiſeul, mit einander vereinigt. Er wollte dieſes Band durch eine Vermählung des Dauphins mit Marie Antoinette, der

Tochter der erhabenen und ehrwürdigen Maria Thereſia, noch feſter knüpfen. Durch dieſes Bündniß ſchmeichelte er ſich, ſeinem wankenden Credit eine neue Stütze zu verſchaffen. Er hoffte, die Aufrichtigkeit, Schönheit und die Reitze dieſer jungen Prinzeſſin ſollten den Ton an einem ausgearteten Hofe umſchaffen. Er irrte ſich. Die liebenswürdige Dauphine wurde von den Franzoſen und ihrem Gemahl angebetet; aber das Wohlwollen eines alten ausſchweifenden Königs erhielt ſie erſt dadurch, daß ſie ſeiner unwürdigen Maitreſſe Zutritt zu ihrer Geſellſchaft erlaubte. Der Dùc de Choiſeul, ſtatt dadurch eine Stütze zu gewinnen, fiel nur um deſto eher. Der Dauphin, Ludwigs XVI Vater, hatte dieſen Miniſter nicht leiden können. Sein Sohn, der damalige Dauphin, konnte ihn wegen ſeines Stolzes nicht leiden, und die Unbeſcheidenheit ſeiner Schweſter, der Dùcheſſe de Grammont, beſchleunigte ſeinen Fall, der ſich gegen das Ende dieſes Jahrs ereignete.

Die unglückliche Dauphine kam unter den traurigſten Vorbedeutungen nach Frankreich. Mehr als 600 Menſchen wurden bei ihrem

Einzuge in Paris erdrückt. Sie hat zwanzig Jahre in einem Strudel von elenden Vergnügungen und wirklichen Leiden zugebracht. Die Verläumdung hat ihre kleinen Fehler vergrößert, denn Fehler hat ſie oft begangen, aber nie Verbrechen. Sie hat lange Zeit ihre Macht gemißbraucht, um durch ihre Verſchwendung Undankbare zu ſchaffen, aber nie hat ſie durch ihre Strenge Menſchen unglücklich gemacht. So leichtſinnig und unbedachtſam ſie im Glücke war, ſo zeigte ſie doch in einem grenzenloſen Unglücke eine heldenmüthige Seelengröße. Ungeheuer haben an ihr die Strafe der größten Verbrecher vollzogen und alle ihre Flecken ausgetilgt; die Nachwelt wird ſie als das unglücklichſte und muthigſte Weib anſehen, welches je eine Krone trug.

Dümouriez war der Meinung, daß die Feierlichkeiten, die man zu dieſer unglücklichen Vermählung in Verſailles und Paris anſtellte, ihn zum Nachtheil ſeiner angefangenen Arbeit in einen Wirbel von Zerſtreuungen ziehen würden. Er miethete ſich daher ein kleines Haus zu Meudon, und bezog es mit dem Ritter de Taulès, ſeinem vertrauten Freunde, einem

Manne voll Muth, Geiſt und Talent, dem eine große Arbeit über das Bündniß mit der Eidgenoſſenſchaft aufgetragen war. Dahin nahm er die Depeſchen aller franzöſiſchen Agenten in Pohlen ſeit 1764 mit, und brachte ſeine Zeit in der freiwilligen Entſagung jener Vergnügungen mit dem Ritter de Taulès zu, der ihm ſehr nützlich wurde, weil er die Conföderation zu Bar, wohin er von dem Dūc de Choiſeul im verwichenen Jahre abgeſchickt war, erſt verlaſſen hatte.

Seine ganze dreimonatliche Arbeit faßte er in einem Memoire von zwanzig Seiten zuſammen, wovon das Reſultat war: der Einfluß Frankreichs müſſe ſich fürs erſte bloß dahin einſchränken, die einzelnen polniſchen Conföderationen, die von einander unabhängig, ohne Einverſtändniß und ſelbſt feindſelig gegen einander geſinnt wären, in eine einzige zuſammenzuſchmelzen. Erreichte man dieſen großen Zweck, ſo wäre er der Meinung, man müſſe durch Subſidien, Officiere, Ingenieurs und Artilleriſten die kriegeriſchen Unternehmungen der Pohlen unter der Bedingung unterſtützen, daß ſie ſich an ein regelmäßiges Kriegsſyſtem

gewöhnten, ſo daß ihre Bewegungen ſich an die Operationen der türkiſchen Armee anſchlöſſen, die ſich ſehr brav in der Moldau hielt.

Dieſen einfachen Plan legte er dem Düc de Choiſeul vor und ſetzte noch hinzu, da Pohlen 300 Meilen von Paris entfernt wäre, ſo würde man zu viel Zeit verlieren, wenn man einen bloßen Agenten abſchickte, ohne die Vollmacht, den Plan, wenn er es thunlich fände, ſogleich auszuführen. Er erinnerte ihn, ſehr vorſichtig in der Wahl desjenigen zu ſeyn, den er zur Ausführung einer ſo wichtigen und in ihrem ganzeu Umfange ſo weitläuftigen Miſſion tüchtig hielte; er müſſe von den Einſichten, der Rechtſchaffenheit und Klugheit deſſelben überzeugt ſeyn, ſein völliges Vertrauen in ihn ſetzen, ihm unbedingte Vollmacht und das Geld, was er verlangen würde, geben. Der Düc war mit allem zufrieden und ſagte: er habe ſchon gewählt, er möge ſich nur zur Abreiſe fertig machen, und beſtimmte ihm 12000 Livres zur Reiſe und 3000 Livres monatlichen Gehalt.

Wenige Tage nachher kam der Graf Wielhorski mit ſeiner Gemahlin, einer Schweſter

des Grafen Oginski, an, in der Abſicht als geheimer Miniſter der Confoͤderation am franzoͤſiſchen Hofe zu reſidiren; ein Mann voll Patriotismus, Verdienſte und Kenntniſſe. Er billigte nicht nur Duͤmouriez's Plan, ſondern war auch mit ihm einerlei Meinung uͤber die Vereinigung aller beſondern Confoͤderationen zu einer allgemeinen. Damit die Thaͤtigkeit dieſes politiſchen Corps durch die ruſſiſchen Truppen nicht moͤchte geſtoͤrt werden, ſo wurde ausgemacht, daß der adminiſtrirende und geſetzgebende Theil deſſelben ſeine Sitzungen zu Eperies in Ober-Hungarn halten und der franzoͤſiſche Geſandte daſelbſt reſidieren ſollte. Der bevollmaͤchtigte Miniſter am wiener Hofe, Herr Duͤrand, bekam Ordre, die Erlaubniß zu dieſen Verſammlungen auszuwirken, und als alles in Richtigkeit war, reiſete Duͤmouriez im Julius 1770 nach Eperies ab.

Bei ſeinem Abſchiede von dem Duͤc de Choiſeul hatte er noch eine vertraute Unterredung mit ihm, worin derſelbe ihm ein Geheimniß von großer Wichtigkeit entdeckte. Im Anfange des Jahrs 1761 war jener ins Miniſterium getreten. Das uͤberlegene Genie Friedrichs des

Greßen und die Seemacht der Engländer, hatten die Häuſer Oeſterrreich und Bourbon in eine Reihe von Unglücksfällen geſtürzt, denen auf keine Weiſe Einhalt zu thun war, und er ſchien das Ruder des franzöſiſchen Staats nur übernommen zu haben, um einen ungleichen und ſchimpflichen Frieden zu unterzeichnen. Ein neunjähriges glänzendes Miniſterium hatte ihm das Zutrauen aller europäiſchen Mächte erworben, und dieſen Einfluß wollte er nützen, um Frankreich in eine ehrenvolle Lage zu verſetzen.

Der Hof zu Madrid hatte einen Streit mit dem londoner Hofe über die Ranzion der Inſel Manilla, die jener nicht bezahlen wollte, über den Schleichhandel der Engländer nach der Hondurasbai und nach Campeche, über deren Niederlaſſungen auf der Inſel Ruattan und auf der Mosquitoküſte, und über den Beſitz der Malouinen. Herr von Choiſeul hatte 1763 von Toulon aus einen Schiffsbaumeiſter, Namens Gautier, um Schiffe zu bauen, Lootſen von der oſtindiſchen Compagnie zur Beförderung der Schifffahrt im Canal de la Sonde und zur Eröfnung einer Gemein-

ſchaft zwiſchen den ſpaniſchen Niederlaſſungen im ſtillen Meere und unſern indiſchen Colonien, einen Artillerie-Oberſten, Namens Roſtaing, und den berühmten Mariz zur Anlegung von Stückgießereien und zum Bohren der Kanonen, einer neuen Erfindung des Letztern, nach Spanien geſchickt.

Herrn von Vergennes hatte er ſchon im vorigen Jahre aufgetragen, die Pforte zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen. Unzufrieden über die Einwendungen dieſes Miniſters, obgleich derſelbe ſeinen Auftrag ausgerichtet hatte, gab er ihm den Grafen de St. Prieſt zum Nachfolger, um den Krieg mit mehrerm Ernſt zu betreiben. Höchſt ſonderbar iſt es, daß dieſer, vermöge des Wechſellaufs der Intrigue, die an den Höfen allemal der Politik untergeſchoben wird, in der Folge den Alexandersorden von der ruſſiſchen Kaiſerin erhielt, weil er den Frieden befördert hatte.

Während er ſo den Krieg auswärtig betrieb, arbeitete er eben ſo thätig daran, die franzöſiſche Marine wieder herzuſtellen und die Colonien in gehörigen Stand zu ſetzen. Den Beſitz von Corſica ſah er als ein Mittel an,

ſich

ſich der Oberherrſchaft im mittelländiſchen Meere zu verſichern. La Roziere, ein ſehr geſchickter Officier vom Generalſtabe, mußte mit dem Grafen Broglio an einem großen Landungsplan in England arbeiten. Dem letztern ſchmeichelte er mit der Hofnung, ihm oder ſeinem Bruder das Commando dieſer Landung zu geben, um beide für ſich zu gewinnen. In der Armee hatte er eine neue Tactik eingeführt, verſtärkte ſie unvermerkt, und hatte ſeine Maasregeln genommen, ſie ſchleunig vollzählig zu machen.

In der polniſchen Conföderation ſahe er ein Mittel, ein Feuer in Norden anzuzünden, um Rußland zu beunruhigen; gediehen die polniſchen Angelegenheiten zu einiger Feſtigkeit, ſo konnte dieſe Diverſion der wahrſcheinlichen Uebermacht Rußlands über die Türken das Gleichgewicht halten; hielt etwa der König von Preußen die Diverſion für wichtig genug, um ſich hineinzumiſchen, ſo hofte er den wiener Hof zur Vertheidigung der Pohlen zu bewegen; hernach konnte er auch den ſächſiſchen, durch die Ausſicht, wieder zur Krone zu gelangen, mit hineinziehen. Er ſuchte Schwe-

den aufzubringen, und bereitete die Revolution, welche 1772 ausbrach, vor. Kurz, ſein Plan war 1771 alle Federn ſpringen zu laſſen, weil er ſich beſſer zum Kriege vorbereitet glaubte, als die Engländer, und darin hatte er Recht.

Dieſen Plan enthüllte er ſo nachdrücklich als einleuchtend. Dümouriez entdeckte noch einen andern perſönlichen Antrieb, wovon gar nicht die Rede geweſen war. Der Düc de Choiſeul mußte je eher je lieber den König in einen Krieg verwickeln, um ſich gegen den Düc d'Aiguillon und den Kanzler Maupeou zu halten, die den ausſchweifenden Monarchen von ihm entfernt hatten, indem ſie denſelben zur niedrigſten Völlerei verleiteten. Derjenige Beweggrund, welchen der Düc de Choiſeul geſtand, den Schimpf eines nachtheiligen Friedens auszutilgen, war ſehr ehrenvoll; aber eben ſo gut hätte er auch ſeinen perſönlichen Bewegungsgrund geſtehen dürfen. Denn es war ein Verdienſt um Frankreich, dieſe niedrige Intrigue, die den König entehrte, zu zerſtöhren.

Dümouriez antwortete ihm: „Ihr Entwurf iſt groß, und ich werde mich glücklich

„ſchätzen, wenn ich Ihnen dabei nützlich wer„den kann. Mit meinem Plane ſcheinen Sie „zufrieden; ſehn Sie ihn als eine Chimäre „an, denn ich glaube nicht an Teleſcope, die „300 Meilen weit reichen. Ich gehe nach „Eperies, ich werde im Großen, ſehr im „Großen arbeiten. Wenn von den Leuten dort „eine gute Diverſion zu hoffen iſt, ſo werde „ich bleiben; tragen Sie alsdann kein Beden„ken, mir alles was ich bedarf, zu ſchicken; „iſt dort aber nichts auszurichten, ſo ſchwöre „ich Ihnen, ich werde binnen einem Monat „zurückkommen. Verſprechen Sie mir, mich „in dem Falle bei der Expedition nach Eng„land zu gebrauchen.“

Nun ſo reiſen Sie denn gleich ab, antwortete ihm der Düc, ich gebe Ihnen keine Inſtruction. — Ja das möchte Ihnen auch ſo leicht nicht werden, verſetzte er lebhaft, Sie wiſſen eben ſo wenig als ich, was dort zu thun iſt. Ueber dieſen Einfall mußte der Düc, der in dieſem Augenblick außerordentlich liebenswürdig war, herzlich lachen. Es war das letztemal, daß ſie ſich ſahen, obgleich er ihm bis an ſeinen Tod ergeben blieb.

Keiner der Miniſter nach ihm iſt ihm gleichgekommen. Er beſaß einen außerordentlich durchdringenden und richtigen Verſtand. Die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, artete zuweilen in Flüchtigkeit aus. Er war ſehr gutmüthig und keineswegs rachſüchtig. Gegen die, welche um ihn waren, hatte er zu viel Nachgiebigkeit, beſonders gegen ſeine Schweſter; ja man behauptet, er habe ſie zu ſehr geliebt. Als er erfuhr, daß man ihn in der Geſellſchaft bei Mademoiſelle le Grand Ptolomäus genannt hatte, lachte er darüber. Er war ſehr verſchwenderiſch. Um ihm ein Compliment zu machen, hatte man Süllh's Bild neben dem ſeinigen auf die Tabaksdoſen geſetzt. Als die berühmte Opernſängerin, Mlle Arnoux, ſehr witzig hiebei bemerkte, daß dies die Einnahme und Ausgabe bedeutete: ſo ließ er ſie zu ſich kommen, um mit ihr über den beißenden Einfall zu lachen. Einen gewiſſen de Lille, den Verfaſſer der berüchtigten Couplets les noëls de la cour, worin er hart mitgenommen wurde, überhäufte er mit Wohlthaten. Kurz, ſeine Tugenden, ſein Verſtand, ſeine Fehler, ſelbſt ſeine Laſter, waren

liebenswürdig. Er hätte die Monarchie entweder in guter Ordnung vorfinden, oder auch ſelbſt König ſeyn müſſen, ſo würden die Franzoſen keine ſchwarzgallichten Thoren, nicht die Cannibalen von Europa geworden ſeyn.

Auf ſeiner Reiſe ſtellte Dümouriez tiefe Betrachtungen über das, was ihm Choiſeul anvertrauet hatte, an, und ſann auf alle Arten von Mitteln, ſich in den übernommenen Aufträgen nützlich zu bezeigen. Er hatte ſich freilich zu nichts förmlich anheiſchig gemacht, aber es würde ihm empfindlich geweſen ſeyn, bei ſeiner Zurückkunft nicht etwas verſucht zu haben. Die Furcht, ſich durch die Begierde zu handeln blenden zu laſſen, auf der einen, und ſeines Zwecks zu verfehlen, auf der andern Seite, machten ihn ſowohl gegen die Hofnung, als gegen die Muthloſigkeit vorſichtig.

In Strasburg erfuhr er zufällig beim Marſchall de Contades, daß der ſo eben zum Adminiſtrator des Kurfürſtenthums ernannte Prinz Xavier von Sachſen eine weiſe Sparſamkeit in allen Theilen der Verwaltung einführte, um die erſchöpften Finanzen dieſes

kleinen Staats wieder in Ordnung zu bringen, und daher eine groſse Reform bei der ſächſiſchen Armee zu machen geſonnen wäre. Sein Bruder Karl, ein braver Prinz, der ſich im ſiebenjährigen Kriege ſehr gut gehalten hatte, war von ſeinem Bruder, König Auguſt III von Pohlen, zum Herzog von Kurland ernannt worden; aber er hatte nur den Titel, denn Rußland hatte Birons Familie in dies Herzogthum wieder eingeſetzt. Er war vermählt mit einer Kraſinska, der Nichte des Grafen Kraſinski, Marſchall der Barer Conföderation, und des Biſchofs von Kaminiec, eines ſehr eifrigen Conföderirten. Dümouriez nahm ſich die Freiheit, an dieſen Prinzen zu ſchreiben, er habe ihm wichtige Nachrichten über Pohlen mitzutheilen; da es ihm nicht möglich wäre, einen Umweg über Dresden zu machen, ſo bäte er Se. königl. Hoheit ſo gütig zu ſeyn, ihm in München, wo er den 2ten Auguſt eintreffen und ſich nicht lange aufhalten würde, eine Unterredung zu erlauben.

Er kam den 1ſten Auguſt zu München an, begab ſich zu dem franzöſiſchen Miniſter, Grafen von Follard, und bat denſelben, kraft ei-

nes Briefes vom Dûc de Choiſeul, ihn den folgenden Tag dem Kurfürſten vorzuſtellen. Sie fuhren beide nach Nymphenburg, wo ſie den Herzog von Kurland fanden, der ſich der Abrede gemäß pünktlich eingefunden hatte. Er führte ihn ſogleich in ein Cabinet, wohin ſich auch der Kurfürſt und der Herzog Karl begaben. Er entdeckte ihnen ſeinen Auftrag, und ſagte: Der Graf Wielhorski habe von Seiten der Pohlen verſprochen, alle Mißvergnügten in eine Conföderation zu vereinigen, er ſelbſt werde bei derſelben zu Eperies reſidiren, und wenn ſie ſich überreden laſſen wollte, ſo ſollte der erſte Schritt, den ſie thäten, ſeyn, ihn als Herzog von Kurland anzuerkennen, und als ſolchen zur Stellung des Contingents von 2000 Mann zu Fuß und 500 Mann zu Pferde, welche das Herzogthum der Republik im Kriege liefern muß, aufzufordern; dagegen müſſe er ſich verbindlich machen, die Conföderation als die rechtmäßig verſammelte Repräſentation der Republik anzuerkennen, im Fall des Krieges Subſidien verſprechen, die 6000 abgedankten Sachſen als kurländiſches Contingent ſtellen, und ſich erbieten, perſön-

lich in dieſem Kriege zu dienen. Dies letztere aber brauche er nicht eher zu thun, um ſich nicht zu compromittiren, als bis er eine Armee hätte, die ſeiner würdig wäre. Im Fall er dieſe Bedingungen annähme, verſprach er ihm, daß Frankreich die Koſten zur Aufbringung des Contingents bezahlen, und die Sachſen während des ganzen Krieges unterhalten ſollte.

Die Ueberraſchung dieſer beiden erhabenen Perſonen war ſehr groß. Der Herzog ging alle Verbindungen ein, und wollte ſogleich ſchreiben; aber Dümouriez rieth ihm, das nicht zu thun, weil das ganze Projekt bis dahin nur ſein Einfall wäre. Er brachte acht Tage ſehr angenehm an dieſem liebenswürdigen Hofe zu, wo er Louis de Visınes, einen ſeiner alten ſpaniſchen Freunde, antraf, der daſelbſt als bevollmächtigter engliſcher Miniſter reſidirte, und hernach als ſolcher in Petersburg ſtarb. Dieſer ſuchte hinter ſeine Geſchäfte in München zu kommen, und warum er ſo gut aufgenommen wäre. Er vertraute ihm, daß er zur türkiſchen Armee ginge, und die Erlaubniß, ein Corps Baiern anzuwerben,

ſuche, welches jener ſogleich ſeinem Hofe meldete. Er beſah das münchner Zeughaus, und kaufte ſelbſt von dem Kurfürſten 22000 Flinten auf Bedingung. Dem Grafen von Follard trug er auf, dieſelben, ſobald er die Einwilligung des Dūc de Choiſeul bekäme, auf der Inn einſchiffen zu laſſen, ſie ihm auf der Donau bis Buda zu ſchicken, wo er er ſie in Empfang nehmen wollte, und ſie dem Kurfürſten zu bezahlen. Sein ganzes Betragen meldete er dem Miniſter.

Hierauf kam er nach Wien, und fand zwei polniſche Deputirte, die ihm von den zu Eperies verſammelten Conföderirten entgegengeſchickt waren, einer von Pohlen, Namens Sarnacki, der andere von Lithauen, Namens Domainski. Herr Dūrand ſtellte ihn dem Fürſten Kaunitz und der Kaiſerin vor. Mit dem römiſchen König, Joſeph II, hatte er eine Unterhaltung im Naturalien-Cabinet. Dūrand war ein ſehr ſteifer Diplomatiker, ein ſehr ehrlicher Mann, aber äußerſt kalt und ohne Gewandheit. Er verlangte, Dūmouriez ſollte ihm ſeine Inſtructionen zeigen; dieſer antwortete: er habe keine; jener wurde miß-

trauiſch, und hatte ſelbſt von Gerard die Inſtruction, das Geheimniß dieſer Miſſion auszuforſchen. Denn der Dúc de Choiſeul hatte dieſen nicht damit bekannt gemacht, damit er nicht für die Penſionen Sorge tragen möchte, die der franzöſiſche Hof, wie man glaubte, an die vertrauten Pohlen auszahlte, deren verſchiedene ſeit zehn Jahren geſtorben waren, andere aber, z. E. die Generale Mokronowski und Birzinski, es öffentlich mit Rußland hielten.

Der gute Dúrand verſicherte ihm, er könne ſeine Reiſe ohne neue Ordre gar nicht fortſetzen; er verſicherte ihm dagegen, er werde ſie allerdings fortſetzen. Um indeſſen den höflichen Mann zufrieden zu ſtellen, ſo ſchlug er ihm vor, der Vergeſſenheit des Dúc de Choiſeul hülfreiche Hand zu leiſten, und ſelbſt eine Inſtruction aufzuſetzen. Den andern Tag überreichte Durand ihm eine, die alſo anfing: Da die Jahrszeit, welche auf die Erndte folgt, diejenige iſt, welche die günſtigſte iſt u. ſ. w. Mehr las er nicht davon, und reiſte nach fünf Tagen, die er durch dieſe kleinen Chikanen aufgehalten

war, ab. Die beiden Deputirten in ihrem polniſchen Aufzuge waren ihm läſtig, aber er konnte nicht umhin, die Reiſe mit ihnen zu machen. Sie ſprachen nichts als Latein, und Dümouriez hat, im Ganzen genommen, den Krieg auf lateiniſch mitgemacht, weil er mit der Conföderation in keiner andern Sprache unterhandeln konnte. Sie hatten zwei bis dreihundert Flinten, eben ſo viel Paar Piſtolen und Säbel gekauft. Man ſchiffte ſich auf der Donau bis Peſth ein, wo ſie einen Correſpondenten hatten, deſſen Namen er ſich merkte und an den Herrn Follard ſchrieb, um ſich deſſelben, wenns nöthig wäre, bei der Verſendung der 22000 baierſchen Flinten zu bedienen.

Die Reiſe währte bis gegen Ende des Auguſts. In Eperies fand er den Grafen von Pac, General-Marſchall der lithauiſchen Conföderation, der die Stelle eines Marſchalls der General-Conföderation vertrat, weil der Graf von Kraſinski mit der Conföderation von Bar, die durch jene zu Eperies nur repräſentirt wurde, ſich bei der türkiſchen Armee befand. Eben ſo vertrat der Fürſt Sapieha,

Groſsfeldherr von Lithauen, in Eperies die Stelle des Grafen Potocki, Groſsfeldherrn der Conföderation von Bar, die als General-Conföderation anerkannt war.

Die Conföderations-Marſchälle ſind die bürgerlichen oder geſetzgebenden, die Groſsfeldherrn die militäriſchen Oberhäupter. Conföderationen ſind ein Aufſtand gegen den Miſsbrauch der Gewalt. Sie ſind der Verfaſſung zufolge rechtmäſsig. Sie haben ihre Statuten, Formen und Rechte. Der König wird allemal, wenn ſie nicht gegen ihn gerichtet ſind, gebeten, denſelben beizutreten. Schlägt er es ab, ſo erſtreckt ſich ihre geſetzmäſsige Gewalt ſogar über ihn, wenn nemlich die Conföderation vollſtändig iſt, das heiſst, wenn ſie aus allen oder dem gröſsten Theil der Woywodſchaften von Groſs- und Klein-Pohlen und Lithauen beſtehet. Diejenige Parthei, gegen welche eine ſolche Conföderation gerichtet iſt, ſetzt ihr alsdann gewöhnlich eine andere entgegen. Jede erklärt die andere für geſetzwidrig, und nach vieler Unordnung von beiden Seiten, gleicht ein der Republik an Macht überlegner Mittler (ſeit langer Zeit iſt dies

Rußland) ſie mit einander aus, und macht ſich für ſeine Mühe auf Koſten der Republik bezahlt. Alle Acten einer Confoͤderation müſſen in Pohlen oder im Großherzogthum Lithauen ausgefertigt, und in einem Grod, d. h. in der Schreiberei eines Gerichtsbezirks bekannt gemacht, oder wenigſtens inſinuirt werden. Die Confoͤderation zu Eperies konnte daher ihre Acten oder Edicte nicht anders rechtskräftig machen, als indem ſie dieſelben in der Schreiberei eines polniſchen Gerichtsbezirks regiſtriren ließ. Nun wurden ſie angeſehen, als ob ſie in Pohlen herausgekommen wären. Als ſich dieſe General-Confoͤderation in Eperies verſammlete, erklärte der Hof zu Warſchau dieſelbe wegen ihres Aufenthalts in einem fremden Lande für ungeſetzmäßig, und ſuchte ihr eine andere Confoͤderation, die aber nicht zu Stande kam, entgegenzuſtellen.

Der Graf von Pac liebte die Vergnügungen; er war ſehr liebenswürdig und leichtſinnig. Er hatte mehr Ehrgeitz als Macht, mehr Kühnheit als Muth. Er beſaß Beredſamkeit, ein in Pohlen wegen der Uebung auf

den Reichstagen ſehr gewöhnliches Verdienſt. Der einzige Mann von Kopf war der Groß-ſecretair der Conföderation, Bohucz aus Lithauen. Der Fürſt Radzivil war ein dummes Vieh, aber der vornehmſte Herr in ganz Pohlen. Der Graf Zamoski, ein Bruder des Großkanzlers, war ein ſchwacher ſehr einfältiger, aber ſehr ehrlicher alter Mann. Noch waren da zwei oder drei junge Potocki. Die übrigen beſtanden aus Marſchällen und Feldherrn der verſchiedenen Woiwodſchaften. Auſſer dieſen erwartete man noch einige Andre, um die Conföderation vollſtändig zu machen. Der Biſchof von Kaminiec und der Krongroßſchatzmeiſter, Graf von Wetzel, wurden auch erwartet.

Das Studium des Characters aller dieſer Oberhäupter machte Dümouriez'n nicht viel Mühe. Ihre Sitten waren aſiatiſch. Ein erſtaunlicher Aufwand, thörichte Verſchwendung, übertriebene Gaſtereien, die den größten Theil des Tages wegnahmen, Pharaoſpiel und Tanz; das waren ihre Beſchäftigungen. Sie waren der Meinung, der franzöſiſche Geſandte brächte ihnen Schätze mit, und erſtaun-

ten ſehr, als dieſer ihnen ſagte er ſey ohne Geld gekommen und vermuthe, daß es ihnen, nach ihrer Lebensart zu rechnen, an nichts fehle. Er glaubte wirklich, er werde wieder nach Frankreich zurückreiſen müſſen, geſtand es Bochucz frei heraus und verbarg ihm keineswegs ſeinen Unwillen über die Fahrläßigkeit dieſer Menſchen, die ſo große Zwecke hätten, deren Güter größtentheils verwüſtet und deren Verwandten in Sibirien wären. Er war der Meinung, der franzöſiſche Hof müſſe wenigſtens nicht ſo einfältig ſeyn, Penſionen an Leute auszuzahlen, die einen ſo ſchlechten Gebrauch davon machten. Er ſchrieb dem Dúc de Choiſeul, mit der Zahlung der einzelnen Penſionen einzuhalten und die Liſten davon zu zerreißen Der Miniſter ertheilte ſogleich Befehl, einzuhalten, worüber Gerard vollends ungehalten wurde.

War er gleich anfangs unzufrieden über die politiſche Repräſentation Pohlens, ſo verlohr er gar den Muth bei dem Anblick der militäriſchen Verfaſſung. Die Briefe des Biſchofs von Kaminiec an den franzöſiſchen Hof, ſprachen von großer Macht und großen Sie-

gen. Die Deputirten in Wien hatten Dümouriez durch ihre Uebertreibungen in dieſer Meinung beſtärkt. Nach ihren Liſten belief ſich die geſammte Macht auf 40000 Mann. Durch vieles Nachfragen bei den franzöſiſchen Officieren, die unter ihnen dienten, und die er zu ſich berief, erfuhr er endlich, ihr ganzer Kriegs-Staat beſtünde 1) ans 3 bis 5000 Mann in Groß-Pohlen, die wohl unterhalten und von einem guten Officier, dem General Zaremba, commandirt wurden. Auf dieſen konnte man ſich aber nicht verlaſſen, denn er hatte ſich ſchon mit dem Könige von Preuſſen verglichen, und trat auch 1772 in deſſen Dienſte. 2) Aus 2000 Mann zu Pferde, die unter dem Commando eines braven Coſaken, Namens Sawa, herumſtreiften. Dieſes Corps wurde zerſtreut, und Sawa blieb bald darauf. 3) 3 bis 4000 Mann zu Pferde, unter dem Commando des braven und guten Partheigängers, Pulawski, der aber die General-Conföderation, aus Haß gegen den Grafen Potocki, welcher ſeinen Vater im Gefängniſſe hatte umkommen laſſen, nicht anerkennen wollte. 4) Aus ungefähr 3500 Mann unter

dem

dem Befehl des Grafen Miaczinski, eines braven Officiers, der in der Folge mit vieler Gelehrigkeit diente. 5) Aus ungefähr 12 bis 1500 Mann, unter dem Commando eines gewiſſen Walewski, eines tüchtigen und feinen Mannes, der hernach Frieden mit dem Könige machte, und dafür Caſtellan von Crakau wurde. 6) Aus drei kleinen herumſtreifenden Haufen, einem von 700 Mann, unter dem Marſchall Czernichew, einem von 300 Mann unter einem gewiſſen Mazowiecki, und einem von 400 Lithauern unter Orzewsko.

Alles zuſammengerechnet waren 16 bis 17000 Mann unter acht bis zehn Anführern, die von einander unabhängig, ohne Einverſtändniß, mißtrauiſch gegen einander waren, ja die zuweilen ſich unter einander herumſchlugen, oder ſich wenigſtens die Truppen gegenſeitig abſpenſtig machten. Die Cavallerie, die ganz aus Adlichen beſtand, welche einander gleich waren, ohne Kriegszucht, ohne Gehorſam, ſchlecht bewaffnet und beritten, konnte den regulairen ruſſiſchen Truppen ſchlechterdings keinen Widerſtand leiſten, und ſtand ſogar den irregulairen Coſaken nach. Da war kein feſter

Platz, kein Stück grobes Geſchütz, nicht ein Mann Fußvolk.

Als er eben alle Hofnung aufgab, aus dieſem Chaos etwas vernünftiges zu machen, erſchien zu Eperies eine ſehr berühmte Frau, die einſt in Sachſen und am Hofe des vorigen Königs von Pohlen eine große Rolle geſpielt hatte, und jetzt die Seele der Conföderation war, nemlich die Gräfin Mniczek. Am beſten konnte man ſie mit der Armida vergleichen, aber die Conföderirten waren nicht Taſſo's Helden. Sie war eine Tochter des berüchtigten Grafen Brühl, und hatte den ſehr reichen Senator und Feldherrn von Großpohlen Mniczek zum Gemahl. Unter ihrem Vater hatte ſie Pohlen regiert; den jetzigen König haßte ſie, und wie man ſagte, aus Verdruß, daß es ihr nicht gelungen war, ihn zu verführen und zu regieren. Sie war noch ſchön, obgleich nicht mehr jung; aber ſie hatte einen umfaſſenden gebildeten Geiſt, ein erhabnes, großmüthiges und gefühlvolles Herz, kein Talent fehlte ihr, ſie ſprach mehrere Sprachen fertig, kannte das Intereſſe und die Angelegenheiten ihrer Parthei aus dem Grunde,

und noch beſſer die verſchiedenen Charaktere; alle Partheien beteten ſie an. Ein Laſter verdarb alle dieſe erhabnen Eigenſchaften: ſie war tückiſch und ränkevoll.

Dieſe Dame fachte ſeine Hofnungen von neuem an, denn er hatte ihr frei herausgeſtanden, daß er im Begriff ſey, alles im Stiche zu laſſen. Der Biſchof von Kaminiec, aus dem ſie übrigens wenig machte, langte, während dieſes vorfiel, an; er war mit dem Grafen von Wetzel zerfallen. Sie ſöhnte beide mit einander aus. Pulawski ließ ſie kommen, und nöthigte ihn, die Conföderation anzuerkennen, und ſeiner Rache gegen die Potocki's zu entſagen, oder wenigſtens bis nach dem Kriege aufzuſchieben; ſie hintertrieb eine gefährliche Intrigue eines gewiſſen Cozakowski, der den Fürſten Radzivil von der Parthei abwendig machen wollte; die Liebe Miaczinski's und des jungen Fürſten Sapieha zu ihrer Tochter, nützte ſie, um beide den Befehlen, die Dümouriez ihnen gab, oder durch den Kriegsrath überreichen ließ, gehorſam zu machen. Kurz, ſie leiſtete uns unzählige Dienſte, und kehrte erſt dann zu ihrem Gemahl zurück, als ſie

die Conföderation zur Annahme und Ausführung von Dümouriez's Plan bewogen hatte.

Dieſe Plane enthielten ein politiſches Syſtem, denn dieſe Maſſe mußte eine Art von Regierungsform haben, um mit Erfolg handeln zu können. Die geſetzgebende Gewalt überließ er der Conföderation, aber die ausübende wurde vier Ausſchüſſen übertragen, nemlich einem für die Juſtiz, einem für die Finanzen, einem für die auswärtigen Angelegenheiten, und einem für das Kriegsweſen. Jeder dieſer Ausſchüſſe, deſſen Statuten er abfaßte, beſtand aus ſeinem Secretair und ſechs Mitgliedern, zwei aus jedem Theile der Republik. Der Großmarſchall der Conföderation war Präſident in jedem Ausſchuſſe, und der Großſecretair hatte die Oberaufſicht. Alle vierzehn Tage ſollte der Großmarſchall der Verſammlung von den Entſcheidungen und den Angelegenheiten eines jeden Ausſchuſſes oder Departements Bericht abſtatten. Den Secretair ausgenommen, ſollten die ſämmtlichen Mitglieder alle halbe Jahr neu gewählt werden.

Der Fürſt Radzivil ſollte als außerordentlicher Geſandte an die Pforte abgehen und

mit ihm der Graf Czernichew als ordentlicher Geſandter. Der General Sboieski und ein junger Potocki, Caſtellan von Strezek, gingen als Geſandte nach Wien. Ein Graf Dzirbieski wurde zu dem Herzoge von Kurland geſandt, um demſelben die Anerkennung ſeiner Würde zu überbringen, und im Namen der confödeirten Republik die Stellung ſeines Contingents zu verlangen.

Der Juſtizausſchuß ſollte der allgemeinen Verſammlung Entwürfe zu Geſetzen für die Sicherheit des Eigenthums, gegen die Gewaltthätigkeiten der Truppen und die Urtheile über Empörung, welche entweder mit dem Tode oder auch mit Einziehung der Güter beſtraft werden mußte, vorlegen.

Der Finanzausſchuß ſollte einen Vorſchlag und Entwürfe zu Geſetzen über die Hebung der alten und die Einführung neuer Auflagen, die Einziehung der Domainen, die Verwaltung der erledigten oder eingezogenen Woiwodſchaften, Caſtellaneien, Staroſteien, kurz, über alle Theile der öffentlichen Einnahme und Ausgabe einreichen.

Der Kriegsausſchuß ſollte Geſetze zur Organiſation, Bezahlung und Kriegszucht der Armee vorlegen.

Das Wichtigſte aber, was man durchaus haben mußte, war die Abſchaffung des *liberum veto*, dieſes weſentlichen Fehlers in der polniſchen Conſtitution; worauf man aber einen großen Werth zu ſetzen ſchien. Dümouriez erhielt die einſtweilige Aufhebung deſſelben faſt ohne Mühe.

Die Acte der Vereinigung mit der General-Conföderation in einen Körper, welche die Häupter der Conföderation zu Bar auch für die ihrigen anerkannte, wurde dieſen bei der türkiſchen Armee, wo ſie ſich aufhielten, überbracht. Der Herzog Karl von Kurland antwortete der zu München genommenen Abrede gemäß, und machte Anſtalten, die ſächſiſchen Truppen anzuwerben, um ſein Contingent zu ſtellen.

Sobald Dümouriez'n dieſer Plan gelungen war, überſandte er dem Dúc de Choiſeul gegen das Ende Decembers den genauern Bericht davon, und bat denſelben, ihm zum Anfang eine Subſidie von 60000 Livres mo-

natlich, vom 1. Auguſt an gerechnet, zu über- machen, wobei er ihm zugleich anzeigte, daß dieſe Subſidie vom nächſten Januar an weit beträchtlicher ſeyn müſſe, wenn anders der Leichtſinn der Pohlen den ganzen Plan nicht rückgängig machte, und erhielt mit umgehen- der Poſt 300000 Livres in Wechſeln auf Wien für die fünf letzten Monate des Jahrs 1770. Zugleich bezeugte man ihm Zufriedenheit mit ſeinem Betragen.

Herr Dürand, dem ſich der Miniſter nicht anvertrauet hatte, fand das alles viel zu groß, machte zu allen Depeſchen Zuſätze, und befahl ihm ſogar, alle kleine pohlniſche Comman- dos nach Pokutien zu ziehen, um der ruſſi- ſchen Armee, die am Pruth ſtand, in den Rücken zu kommen, und einen Verſuch zu machen, ihre Magazine in Podolien und längs des Dniepers zu zerſtöhren. Dieſe Wagſtücke waren aber für die militäriſchen Talente der Pohlen viel zu hoch.

Dümouriez hatte einen viel weitläuftigern Entwurf zum Kriege gemacht, den er mit Zu- verſicht den verſtändigen Kriegern, die dieſe Lebensbeſchreibung leſen werden, zur Beur-

theilung übergiebt. Die Ruſſen hatten ganz Pohlen, deſſen Ausdehnung zu der Zeit noch einmal ſo groß war als Frankreich, mit 20 bis 25000 Mann beſetzt, die der Generallieutenant Weymarn und nachher der Generallieutenant Bibikow commandirte. Sie waren in kleine Commandos getheilt, die hinter den Pohlen herliefen wie die Raubvögel hinter den Tauben. Der Generalmajor Suwarow, der ſich in dem letzten Kriege gegen die Türken ſo ſehr auszeichnete, hatte die ſtärkſte Armee von ungefähr 4 bis 5000 Mann. Ein Drittheil der ruſſiſchen beſtand in irregulairen Truppen zu Pferde. Die Hälfte eines jeden der beiden andern Drittel war gute Infanterie. Der Oberſte Drewitz, den ſeine Grauſamkeiten und Räubereien furchtbarer machten, als ſeine Talente, war das Schrecken Pohlens. Der Generallieutenant Eſſen ſchloß die Arrieregarde des Marſchall Romanzow, und ſtand mit 10 bis 12000 Mann in der Woiwodſchaft Kiow, in der Ukraine und Podolien. Das vornehmſte Magazin der Ruſſen war zu Polonna.

Dümouriez ſuchte gleich anfänglich ſich feſte Plätze und Artillerie zu verſchaffen und Infanterie zu errichten. Er hatte von dem Dûc de Choiſeul 60 Officiers aller Art, 6 Ingenieurs, 10 Officiers von der Artillerie, 12 Unterofficiers von derſelben und eben ſo viel von den Handwerkern und 20 gute Conſtabel verlangt. Der erſte Transport von denſelben, die ihm Herr Dürand zuſchickte, war ſicherlich der Kern franzöſiſcher Abentheurer. Indeſſen dienten ſie gut, und die mehrſten ſind nach Frankreich mit einem höhern Grade zurückgekehrt. Dann kamen wieder 2 Ingenieurs, 2 Artillerieöfficiers, 8 Unterofficiers und 8 Conſtabel nebſt 30 abgedankten Officieren, theils von der Cavallerie, theils von der Infanterie. Das alles kam nach und nach, und konnte auch nicht geſchwind kommen; in ſeinem Plane war aber der nahe Winter mit berechnet.

Er überredete Pulawski, die Feſtung Czenſtochowa an der ſchleſiſchen Grenze zu überrumpeln. Dies gelang, und nun errichtete dieſer ein Corps Infanterie von 400 Mann, und legte es als Beſatzung hinein. In dem

Orte fand man 40 Kanonen vor. Er ſchrieb ihm, er ſolle 30 davon im Orte, die 10 leichteſten auf Feldlaveten legen und Munitionskarren dazu machen laſſen. Zu dieſer Arbeit ſchickte er ihm einen franzöſiſchen Officier. Drewitz griff Czenſtochowa an, wurde zurückgetrieben und geſchlagen, und die Pohlen lernten nun den Nutzen feſter Plätze kennen. Unterdeſſen ließ er 300 Mann durch Miaczinski, den er gegen die ungariſche Grenze hatte anrücken laſſen, anwerben, und eben ſo viel von Walewski, der an der Grenze des Herzogthums Teſchen ſtand. In Ungarn kaufte er einige Kanonen, und entdeckte deren wohl funfzig bei verſchiedenen pohlniſchen Herrn, die ſie verſteckt hielten, und ließ Kugeln für alle dieſe verſchiedenen Caliber gießen. Hierauf wählte er ein altes Schloß, Namens Landscron, an dem karpathiſchen Gebirge, welches die Ebne der Woiwodſchaft Krakau beſtrich, und legte ſelbſt 300 Mann Infanterie hinein, unter dem Commando zweier franzöſiſcher Officier, Labadie und la Serre, und machte ſeinen Waffenplatz daraus. Als man eben im Begriff war, es zu befeſtigen, erſchien

der General Suwarow, der die Wichtigkeit einer ſolchen Befeſtigung, nur ſechs Meilen von Krakau entfernt, einſah, griff das Schloß mit Wuth an, und wurde von der Beſatzung zurückgeſchlagen. Gegen das Ende des Angriffs eilte Miaczinski mit ſeiner Reuterei herbei, verfolgte ihn auf ſeinem Rückzuge, und ſetzte nachher die Arbeiten mit fort. Dieſer Auftritt vermehrte das Zutrauen der Pohlen zu den feſten Plätzen vollends. Sie hatten deren ſchon zwei, den Ruſſen fehlte es zu den Erforderniſſen zu einer Belagerung, ſie ſahen Infanterie und Artillerie entſtehen, und fingen nun an, den Krieg mit weniger Streiferei zu führen. Er befahl, verſchiedene Bataillons Infanterie anzuwerben, und um die Werbung zu erleichtern, zog er einen Cordon von franzöſiſchen und deutſchen Officieren längs der Gränze, um aus den kaiſerlichen und preußiſchen Deſerteurs ſich zu recrutiren, und gegen das Ende des Jahres hatte man theils in Landscron, theils in Biala, theils in den Dörfern des karpathiſchen Gebirges, 1800 Mann ziemlich gute Infanterie. In Schleſien und Ungarn kaufte er Flinten. Von der Bevölke-

rung der Woiwodſchaften Crakau und Sendo-mir ließ er ſich die Liſten geben, und berech-nete, daß man wohl 25 bis 30000 Menſchen ausheben könnte. Die Pohlen willigten nur mit großen Widerwillen in die Bewaffnung der Landleute, die ſie lieber in der Leibeigen-ſchaft laſſen wollten; endlich gaben ſie der Noth-wendigkeit nach. Hierauf ſchrieb er an den Dûc de Choiſeul, ihm Ordres und Gelder zu überſchicken. An den Grafen von Follard ſchrieb er, ihm jetzt die 22000 Gewehre zuzu-ſchicken, und ſchaffte noch beinahe eben ſo viele an.

Der Operationsplan für den Feldzug von 1771 war folgender: Er rechnete wenigſtens auf 4000 Mann guter ſächſiſcher Infanterie als kurländiſches Contingent. Mehr als 2000 Mann, mehrentheils Deſerteurs, hatte er ge-worben. Dieſen wollte er ſogleich 12000 Mann aus der Woiwodſchaft Sendomir einverleiben. Das Regiment Dragoner von der Krone war ganz zu ihm geſtoßen; er rechnete auch auf 1000 Mann ſächſiſcher Cavallerie. Er wollte nur Miaczinski's und Waleski's Cavallerie, Orzewsko's Lithauer und Czernichew's Corps

bei ſich behalten, welche zuſammen genommen eine Reuterei von mehr als 8000 Mann unter guten Anführern ausmachten.

Er wollte Zaremba's Corps bei Poſen und Sawa's Corps an der Nieder-Weichſel ſtehen laſſen, um Warſchau zu bedrohen; und den General Weymarn in Reſpect zu erhalten, Pulawski, deſſen Corps bis zu 10000 Mann anwachſen konnte, ohne Infanterie nach den Grenzen von Podolien ſchicken, um die ruſſiſchen Magazine zu beunruhigen.

Einem gewiſſen Putkammer, der Deputirter von Samogitien war, hatte er an den Grafen Oginski abgefertigt, welcher Befehlshaber der lithauiſchen Armee, die aus 8000 Mann regulärer Truppen beſtand, und den tartariſchen Corps von Bielak und Kuzilski war.

Während er mit der Armee von Kleinpohlen, welche, die Sachſen mitgerechnet, wenigſtens 20000 Mann zu Fuß und 8000 zu Pferde ſtark ſeyn ſollte, gegen Sendomir vorrücken würde, nachdem er zuvor Krakau eingenommen hätte; ſollte Oginski mit dem Aufſtande einen Anfang machen. Die Conföderation,

welche ſogleich ihren Sitz in der kleinen Stadt Landscron nehmen ſollte, um den Chikanen über die Geſetzmäßigkeit ihrer Acten überhoben zu ſeyn, hatte ſchon den Pospolite Ruszenie, d. h. den allgemeinen Aufgebot an den Adel, fertig, mit dem Zuſatz: daß derſelbe zu dem General Oginski in Lithauen ſtoßen ſollte, der mit dieſer irregulären aber ſehr zahlreichen Armee, die Pinsk zu ihrem Sammelplatz hatte, drohen ſollte, gegen Warſchau zu marſchiren.

Wenn nun die Armee von Kleinpohlen eine gute Stellung bei Sendomir am Zuſammenfluß der Weichſel und Sau genommen hätte, ſo ſollte der General Oginski Befehl erhalten, mit ſtarken Märſchen durch Smolensk zu gehen, daſelbſt über den Dnieper zu ſetzen, und den Weg nach Moskau zu nehmen. Die ganze ruſſiſche Armee ſtand theils in der Moldau und an den aſiatiſchen Grenzen, theils in Liefland und in Pohlen, und kein einziges Regiment war nahe genug, Oginski zu hindern, bis in den Mittelpunct von Moscowien vorzudringen. Dann hätten die Ruſſen den Krieg vor ihrer eignen Thür

gehabt, und die Conföderation wäre während dieſes Streifzuges der Bezahlung, des Unterhalts und der Verproviantirung dieſer großen irregulären Armee überhoben geweſen.

Pohlen hatte Dümouriez ſich ſelbſt mit der regulären beſoldeten Armee vorbehalten, die ſehr bald durch die ganze Armee der Republik, welche nur auf Gelegenheit zu deſertiren wartete, verſtärkt worden wäre. Der General Weymarn hatte zwei wichtige Puncte in Obacht zu nehmen. Er mußte erſtlich Warſchau und die Perſon des Königs ſchützen, um Kurlands Einfluß auf die Nation zu erhalten; und zweitens (dies war vermuthlich die Hauptſache) mußte er die ruſſiſchen Magazine in Podolien decken.

Dümouriez hatte ſich der Feſtung Zamosc verſichert, obgleich er ſie aus Mangel an Infanterie nicht beſetzen konnte. Weymarn konnte nur eins von beiden thun, entweder alle ſeine Truppen bei Warſchau zuſammenziehen, um ſich gegen die Pohlen zu wehren, die auf dieſe Hauptſtadt losgehen würden, oder dieſe Stadt räumen, und den König mitnehmen, ſich auf Kiow zurückziehen, und mit dem General

Eſſen vereinigen. Im erſten Falle wäre Dümouriez auf Podolien losgegangen, um die Magazine zu zerſtöhren. Im zweiten Falle aber wäre er nach Warſchau marſchirt, um daſelbſt die Conföderation einzuſetzen. Aus dieſer großen Bewegung wäre nothwendigerweiſe eine Veränderung des Kriegsſchauplatzes entſtanden. Romanzow hätte nicht in der Moldau bleiben können, da er einen Einfall in Moscowien und einen großen Krieg in Pohlen vor ſich ſah. Er hatte ſich dahin zurückgezogen, und die Türken, die in dieſem ganzen Feldzuge noch ſehr ſtark waren, wären ihm auf dem Fuße gefolgt.

Frankreich durfte nur die Beſoldung des ſächſiſchen Contingents daran wenden, ſo iſt zu vermuthen, daß durch dieſe ungeheure Veränderung der Lage der pohlniſchen Republik große Bewegung im Norden verurſacht und daraus ein allgemeiner Krieg entſtanden wäre, ſo wie es der Düc de Choiſeul, der über die Engländer herfallen wollte, wünſchte. Der Erfolg dieſes großen Plans hing von ſeiner Exiſtenz als Miniſter ab; er fiel den 24ſten December in Ungnade, und nun mußte man

alles

alles aufgeben. Der dü Barry war es vorbehalten, dieſen Major-Domus zu ſtürzen, und das Schickſal des europäiſchen Norden und vielleicht des ganzen Europa hing an der ſchimpflichen Leidenſchaft eines ſechszigjährigen Königs von Frankreich für eine öffentliche Hure, welche von der Vorſehung beſtimmt war, zwei und zwanzig Jahre nachher unter der Guillotine zu ſterben. Es war im November, nach ſeiner Rückkehr von Landscron, als er dem Düc de Choiſeul den ganzen Plan in einer Depeſche, die er ihm durch einen Officier überſchickte, mittheilte. Schon war er über die Correſpondenz mit dieſem Miniſter unzufrieden; denn er ſchrieb ihm nur unbeſtimmte officielle Briefe, worin er ihm rieth, Frankreich nicht zu compromittiren, und die Pohlen machen zu laſſen, was ſie wollten. Er war damals einzig und allein damit beſchäftigt, Intrigue durch Intrigue zu hintertreiben, und dieſe Bemühung, die an allen Höfen die Hälfte der Zeit und Dreiviertheil der moraliſchen Kräfte der Miniſter wegzehrt, ſchadet den weſentlichern Angelegenheiten allemal.

Noch ein Umſtand hatte dazu beigetragen, die Correſpondenz abzukühlen. Als der warſchauer Hof, vom ruſſiſchen Geſandten gegängelt, ſah, daß die Conföderation von Bar allgemein wurde, ſo ſuchte er eine andere dagegen zu errichten, und ein geſetzmäßiges Corps zu bilden, welches im Stande wäre, die Republik zu repräſentiren. Da nun dieſes Projekt nicht gelingen wollte, ſo kam man auf den Einfall, den König der Conföderation zu Eperies beitreten zu laſſen. Auf dieſe Weiſe hatte man einſt die Conföderation zu Radom, und eben ſo 1792, die von Targowicz, kraftlos gemacht.

Den erſten Wink davon bekam man aus Verſailles durch den Grafen Wielshorski, der darüber um deſtomehr erſtaunt war, da Gerard dieſen Beitritt öffentlich in Schutz nahm, und zu ihm geſagt hatte, er möchte der Conföderation rathen, ihre Einwilligung dazu zu geben. Auf dieſe Art wären die Conföderirten den Ruſſen ausgeliefert worden. Denn wenn der König zu ihnen überging, ſo konnten ſie nicht länger in einem fremden Lande bleiben, ſondern mußten zu ihm kommen, und hatten

dabei weder einen ſichern Ort des Aufenthalts, noch eine Armee. Wenn ſie nach der Annahme ſeines Beitritts zu ihm berufen wären, und ſich geweigert hätten zu kommen, ſo hätte er mit den falſchen Brüdern, die alsdann auf ſeine Seite getreten wären, die conföderirte Republik repräſentirt; ihre Geſetzmäßigkeit wäre weggefallen, und Flüchtlinge und Rebellen aus ihnen geworden. Kurz, hätten ſie ſich den Beitritt gefallen laſſen, ſo wäre ein Waffenſtillſtand die Folge davon geweſen; und die Türken, welche, um Pohlen die Garantie zu leiſten, Rußland den Krieg erklärt hättrn, würden ſie als Verräther angeſehen haben; dabei hätte man Kraſinski, Potocki und 3000 Pohlen, die ſich bei der Armee des Großvezirs befanden, der Rache derſelben ausgeſetzt.

Die Conföderation hatte, ſo wie jede große Verſammlung, ihre Friedensſtörer und Verräther. Der General Mokronowski, ein ſehr gefährlicher Mann, langte von Wien an. Er war von Paris gekommen und hatte Herrn Dürand Gerards Vorſchlag überbracht, welcher denſelben auch annahm und Dümouriez'n

ſchrieb, er ſolle ſeinen Credit anwenden, um den Vorſchlag des königlichen Beitritts zu unterſtützen. Dieſer ſah das Gefährliche davon zu deutlich ein, als daß er ſo treulos hätte ſeyn ſollen. Alles, wozu er ſich entſchließen konnte, war, im Falle er öffentlich über dieſen Punct um Rath gefragt würde, zu antworten: die Pohlen allein wären im Stande, über den Vortheil oder Schaden eines ſo mißlichen Schrittes zu entſcheiden.

In den geheimen Unterredungen mit Bohucz und Pac aber rieth er, alles anzuwenden, damit dieſer Vorſchlag durchfiele. Der General Mokronowski war ein Mann von vielem Kopf, und dabei ſehr einſchmeichelnd. Ehe der Vorſchlag in der Verſammlung ſelbſt vorgetragen wurde, hielt ers für nöthig, ſich eiue ſichere Zahl von Anhängern zu verſchaffen, und gewann auch wirklich viele Stimmen. Dümouriez gerieth auf den Einfall, ihm einen wichtigern Antagoniſten entgegenzuſetzen. Er ſchrieb an die Frau von Mniczek: jetzt bedürfe er ihrer, alles wäre verlohren, wenn ſie nicht binnen drei Tagen käme. Die Dame, über einen ſolchen Brief erſtaunt, und voll Be-

gierde, eine Gefahr kennen zu lernen, die den franzöſiſchen Miniſter nöthigte, ihr ſo beunruhigend zu ſchreiben, erſchien dreißig Stunden darauf. Er ertheilte ihr Licht über die ganzen Angelegenheiten, und ſie arbeitete aus allen Kräften den Inſinuationen des Grafen Mokronowski entgegen.

Doch, das hätte nicht viel geholfen, und der König wäre gewiß zum Haupt der Confoderation ernannt worden, hätte Bohucz nicht einen eben ſo fein ausgeſonnenen, als kühnen Streich gewagt. Er arbeitete eine Rede aus, worin er alle Beſchwerden der Pohlen gegen die unrechtmäßige Wahl des Königs und gegen ſeine gänzliche Unterwürfigkeit unter Rußland darlegte. Er klagte ihn an, daß er ſich von dem ruſſiſchen Geſandten regieren ließe, und als die Urſache alles Unglücks des Vaterlands, welchem man nicht anders Grenzen ſetzen könnte, als durch ſeine Abſetzung von dem uſurpirten Throne. Zugleich ſetzte er die Erledigungsacte auf, und ließ ſich von dieſer Arbeit gegen niemand etwas merken.

Bohucz regierte damals die Verſammluug ganz unumſchränkt. Eine männliche Figur,

großer Muth, ein ſchönes Organ, reiner Styl, eine feurige Beredſamkeit, eine Gabe, beiſſend zu widerlegen, wenn ſeine Meinung angefochten wurde, machten ihn zum Orakel der Conföderation. Man wollte den Beitritt des Königs den folgenden Tag aufs Tapet bringen. Nach Verhandlung der gewöhnlichen Angelegenheiten forderte Bohucz ſie zur Aufmerkſamkeit auf, und kündigte ihnen an, er wolle ihnen jetzt eine wichtige Ausarbeitung vorleſen, worüber ſie noch vor aufgehobener Sitzung einen entſcheidenden Entſchluß faſſen müßten. Nun las er ihnen ſeine Rede mit Feuer vor, und ſetzte noch manche Gründe, die aus den Einwürfen, welche man ihm machte, hergenommen waren, hinzu. Dieſer unerwartete Streich ſchlug die Anhänger des Königs zu Boden, ſo, daß es keiner wagte, den Antrag, welcher erſt den andern Tag gethan werden ſollte, zum Vorſchein zu bringen, und einſtimmig ward der Thron für erledigt, und Stanislaus für abgeſetzt erklärt. Ich war ſo feſt überzeugt, ſetzte Bohucz hinzu, daß euer Patriotismus euch einſtimmig zu dieſem Entſchluß bringen würde, daß ich ſchon vorläufig die

Interregnumsacte aufgeſetzt habe. Hierauf las er ihnen die vortreflich ausgearbeitete Acte ſchnell vor. Sie wurde angenommen, und ſogleich unterzeichnet, ohne daß auch nur ein Mitglied es gewagt hätte, ſich dem allgemeinen Enthuſiasmus zu widerſetzen. So viel vermag ein beredter Mann über Verſammlungen! Seit Bohucz kann man nur von Mirabeau und Fox ähnliche Züge erzählen.

Ein ſo außerordentlicher Beſchluß eines von keiner Macht, wenigſtens nicht öffentlich anerkannten, repräſentativen Corps, wurde an allen Höfen getadelt. Man wollte gar nicht bedenken, daß die Gefahren der Conföderirten dadurch um nichts vergrößert wurden, daß derſelbe den Verrätheren und Intriguen, womit ſie umgeben waren, ein Ende machte, und daß er, wenn die Türken oder ſie Glück hatten, zu einer heroiſchen That wurde. Der franzöſiſche Hof mißbilligte ihn ſehr, und da man ſich nicht einbilden konnte, daß ein ſo kühner Schritt in Gegenwart eines Geſandten, ohne deſſen Wiſſen und Willen geſchehen ſeyn könnte, ſo ließ Gerard den Dûc de Choiſeul einen offnen Brief unterzeichnen, (den Dû-

mouriez außer Bohucz und Pac, niemanden zeigte,) worin er der Conföderation meldete, der König könne nicht umhin, einen ſo verwegnen Schritt zu mißbilligen, welchen der franzöſiſche Geſandte entweder verhindern, oder ſich hätte entfernen ſollen; er werde ſich an ſeinen Stellvertreter halten, da er keine Gewalt über eine fremde Nation habe.

Er antwortete dem Dûc de Choiſeul, er habe ſich wohl gehütet, den Brief der Conföderation vorzuleſen, weil er von keinem Nutzen wäre; er habe nichts zu einem Schritte beigetragen, den man einmüthig und aus eigenem Antriebe gethan hätte; weit entfernt, denſelben zu widerrathen, würde er ihn durch ſeine Beiſtimmung unterſtützt haben. Hierüber legte er ihm die ſtärkſten Gründe vor, und bat ihn, ſich an die Aeußerung bei ſeiner Abreiſe zu erinnern: daß er keinen Glauben an Fernröhre, die 400 Meilen weit reichen, habe. Der Dûc wollte dieſen Brief nicht in Gerards Händen laſſen, und dabei hatte die Sache ihr Bewenden.

Die Interregnums-Acte wurde in Pohlen ganz anders aufgenommen. Statt die Con-

föderation zu ſchwächen, verſchafte ſie ihr einen Haufen Anhänger. Die Nation bewunderte den Muth der Verſammlung. Verſchiedene Magnaten, die es nicht wazten, ſich öffentlich zu erklären, ſchickten Edelleute mit ihren Vollmachten an Dümouriez, dem man die Erfindung dieſes Schritts zuſchrieb; aber er wies ſie bis auf das folgende Jahr ab, und hat ſie nie, ſelbſt ſeinem Hofe nicht nennen wollen; er hätte achtungswerthe Menſchen nur compromittiren müſſen, und es gab deren ſchon zu viel, welche Opfer des Wankelmuths und der Treuloſigkeit des franzöſiſchen Hofes geworden waren.

So verſprach alles gegen das Ende des Jahrs 1770 den Conföderirten einen glücklichen Erfolg. In der allgemeinen Verſammlung herrſchte Ordnung, die Adminiſtration war eingetheilt und regulirt, die ausübende Gewalt in Thätigkeit geſetzt, das liberum veto abgeſchaft, das Interregnum erklärt und dadurch der ruſſiſchen Intrigue der Eingang verſperrt. Die reguläre Armee formirte ſich, zwei feſte Plätze und der Beſitz von Zomoſc ſicherten den Rückzug, 2000 Mann Infanterie,

die Feldartillerie, das ſächſiſch curländiſche Contingent, wovon ſchon einige Mannſchaft gegen Ende Decembers anlangte, der gefaßte Entſchluß, 12000 Mann, deren man ſich verſichert hatte, und wovon ſchon 4 bis 500 angeworben waren, in Regimenter zu vertheilen, die lithauiſche Armee bereit, ſich auf den erſten Wink zu erklären, die Kronarmee den Augenblick nur erwartend, wo ſie zu uns ſtoßen ſollte, 150000 Mann Türken in der Moldau, ein großer zum Ausbruche reifer Plan, das alles, alles wurde den 24. December 1770 in Verſailles vernichtet.

Achtes Kapitel.

Krieg in Polen. 1771.

Dümouriez erfuhr dieſe unglückliche Begebenheit erſt den 8. Januar. Nun ſahe er voraus, daß er alle ſeine Plane aufgeben müſſe, und daß Pohlen verlohren ſey. Schon längſt hatte der wiener Hof Widerwillen gegen die Confôderation bezeugt. Schon im abgewichenen October hatte der kaiſerliche Commiſſar, Graf Thôrinck, von der Zipſer Geſpannſchaft einem ſeit langen Zeiten zwiſchen den Königen von Pohlen und Ungarn ſtreitigen Fleck Landes, worauf aber ein Beſitz von mehreren Jahrhunderten den Pohlen das grôßte Recht zu geben ſchien, in Beſitz genommen. Unter dem Vorwande der Peſt ließ der Hof einen Cordon von ſeinen Truppen ziehen und ſchrieb

eine harte Quarantaine vor, die das Unglück mancher kleinen von den Ruſſen verfolgten Detaſchements von Conföderirten wurde, denen man unbarmherzig eine Freiſtatt verweigerte. Der König von Preußen und der römiſche König hatten ſich im Lager zu Neuſtadt geſprochen und aus einem aufgefangenen Briefe in Ziffern an den König von Pohlen hatte Dümouriez ſo viel herausgebracht, daß von einer Theilung des unglücklichen Landes die Rede war. Er war in ſeinen Vermuthungen ſo gewiß, daß er eine Charte von Pohlen an den Duc de Choiſeul überſchickte, worauf die Stücke, welche die drei Mächte in Beſitz nehmen würden, faſt ſo wie es nachher eintraf, mit unterſchiedenen Farben bezeichnet waren. Der Miniſter ſah dieſe Muthmaßungen als Hirngeſpinſte an.

Noch mehr, Dümouriez hatte der Kaiſerin durch den ſpaniſchen Geſandten, Grafen Mahoni, ein anonymes Memoire, gleichſam als von einem Pohlen überreichen laſſen, um dieſer Monarchin zu beweiſen, daß ihr wahrer Vortheil darin beſtünde, ihre Beſitzungen nicht über die natürlichen Grenzen und über die un-

erſteiglichen karpathiſchen Gebirge auszudehnen, daß eine Eroberung in einem offenen Lande ohne Feſtungen, wie Pohlen, ſie in beſtändige Kriege mit Oeſterreich oder Preußen verwickeln würde; nützlicher, ruhmvoller und gerechter wäre es, die Uſurpation jener beiden Mächte zu verhindern, wenn ſie den Pohlen beiſtände und dazu den jetzigen Zeitpunct wahrnähme, während Rußland Krieg gegen die Türken führte.

Wenn auch der wiener Hof, der damals den Krieg ſorgfältig vermied, ſich auf dieſe ſehr wichtigen Gründe eingelaſſen hätte, ſo ließ ihm der Entſchluß des franzöſiſchen Miniſteriums doch nichts anders übrig, als in die Theilung von Pohlen zu willigen, welche er nicht hintertreiben konnte, ohne ſich in einen Krieg einzulaſſen, den er allein nicht zu führen im Stande war, und wobei er auf Frankreichs Hülfe nicht rechnen durfte.

Eins der Mittel, welches die Faction, deren Werkzeug die du Barry war, anwendete, um Choiſeul zu ſtürzen, beſtand darin, den König zu überreden, es ſey ehrenvoll, nun ein friedfertiger König zu ſeyn, nachdem er den Ruhm eines

erobernden Kriegers genoſſen; das Zutrauen aller europäiſchen Höfe mache ihn jetzt zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten und des Schickſals von Europa. Ludwig XV hielt ſich, vermöge ſeiner geheimen Correſpondenz, für einen großen Politiker. Folglich war Dümouriez verſichert, daß man, weit entfernt, ſeinen Plan, der gar nicht in das friedfertige Syſtem paßte, zu billigen, ihm noch ſchlechten Dank obendrein wiſſen würde. Drei Briefe von Favier, Chauvelin und dem Abt de la Ville, überzeugten ihn, daß er ſich gar nicht geirrt habe. Ohne Verabredung riethen ſie ihm alle drei, ſeinen Plan aufzuſtützen und erſt neue Inſtructionen zu erwarten, welches aber nach dem einmaligen Gange, den die Angelegenheiten genommen hatten, ſehr ſchwer war. Er beobachtete daher Vorſichtigkeit in Anwendung des anvertrauten Geldes und in Abſicht der Schritte, die er als Agent von Frankreich that, verfuhr übrigens aber mit gleichem Eifer, wodurch denn nur die Pohlen und er perſönlich compromittirt wurden.

Nie iſt das Cabinet zu Verſailles treuloſer verfahren. So lange bis es ſein Syſtem ab-

änderte, hinterging es doch nur die Mächte, mit denen es unterhandelte; bei dieſer Gelegenheit aber wollte der Dûc d'Aiguillon, der jezt Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, ſogar den Agenten Frankreichs hintergehen, indem er denſelben in ſeinen jezt unzuſammenhängend gewordenen Plan hineinzog, und eben dadurch ſtürzen wollte. Er wollte die Wahl des Exminiſters und des politiſchen Syſtems lächerlich machen, und deswegen den Agenten aufopfern.

Er ſchrieb einen freundſchaftlichen Brief an die Conföderation, die ſich dadurch eine Zeitlang hinhalten ließ. An Dûmouriez ſchrieb er einen Brief voll Lobeserhebungen. Dieſer hatte aber glücklicherweiſe ſchon zum Voraus Gegengift bekommen. In dem Briefe hieß es, der Miniſterwechſel habe auf das einmal angenommene Syſtem in Abſicht der pohlniſchen Conföderation keinen Einfluß, er ſolle nur ſo fortfahren. Zugleich ſchickte er den Generallieutenant, Baron Zuckmantel, der ſich im ſiebenjährigen Kriege durch die Vertheidigung von Ziegenhain auszeichnete, und jezt Geſandter am dresdner Hofe war, und die Be-

treibung des ſächſiſch-curländiſchen Contingents übernommen hatte, einen Freund von Dümouriez, als Geſandten nach Venedig, und gab demſelben keinen Nachfolger, ſondern nahm ſeine Maasregeln ſo, daß das Contingent ausbleiben mußte. Unter der Hand gab er dem wiener Hofe Nachricht, daß die Conföderirten 13000 Flinten in den ungarſchen Geſpannſchaften aufgekauft hätten, worauf ſchon 1000 Ducaten vorausbezahlt wären. Die Flinten wurden angehalten und das Geld war verlohren. Dem Grafen Follard verbot er, die 22000 baierſchen Flinten zu kaufen, und brachte die Pohlen um dieſe koſtbare und ſichere Unterſtützung.

Zuckmantel und Follard ſelbſt gaben Dümouriez'n Nachricht davon, und bezeugten ihm ihren Verdruß. Herr Dürand betrug ſich gegen ihn mit einer edlen Aufrichtigkeit. Weil er es nicht wagte, ſich durch ſchriftliche Nachrichten in Verlegenheit zu ſetzen, ſo bat er ihn auf drei Tage nach Wien zu kommen. Bei ſeiner Ankunft daſelbſt, den 20. Januar, rieth ihm der Geſandte, dieſer rechtſchaffene Mann, auf ſeiner Huth zu ſeyn, und ſeine

großen

großen Entwürfe, die zu den Umſtänden nicht mehr paßten, aufzugeben. Um ihn hievon zu überzeugen, zeigte er ihm die Depeſchen des neuen Miniſters, der ſie für Chimären anſah, und ihm befahl, denſelben Schranken zu ſetzen.

Nun ſah er bei ſeiner Zurückkunft nach Eperies wohl ein, daß es nothwendig wäre, ſeinen Plan abzuändern; aber, zu jung, um tiefe Menſchenkenntniß haben zu können, glaubte er noch einen Verſuch machen zu müſſen, dem Miniſter Licht zu geben. Er ſetzte eine lange Erörterung auf, unter dem Titel: Kurzer Abriß der pohlniſchen Angelegenheiten, und in der Meinung es recht gut zu machen, beging er die Unvorſichtigkeit, ſie an Linguet, den er als Aiguillons Vertheidiger gekannt hatte und für deſſen Freund hielt, zu addreſſiren. So war er gewiß, daß die Schrift wirklich in die rechten Hände gelangte, durch Linguets Bemerkungen noch mehr Gewicht bekäme, und auf dieſe Weiſe Gerard umgangen würde. In der kleinen Schrift ließ er ſich bloß auf die pohlniſchen Angelegenheiten ein; aber er bewies darin, wenn man nach

dem angenommenen und jetzt aufgehaltenen Plane fortführe, ſo könne man die Conföderirten retten, und ſie eine große Rolle als Nation ſpielen laſſen; Frankreich würde dabei nicht compromittirt, und käme mit geringen Koſten davon. Zuletzt bat er den Miniſter um einen Nachfolger, im Fall man einen andern Plan annähme, denn er könne ſein Betragen nicht ändern, ohne der Treuloſigkeit beſchuldigt zu werden, die doch am Ende auf das Miniſterium ſelbſt zurückfallen müſſe.

Linguet übergab die Depeſche richtig; aber wäre ſie auch noch beweiſender geweſen, ſo hätte doch der Canal, durch den ſie kam, ſie um ihren Credit bringen müſſen. Der Miniſter antwortete ihm nur auf den Schluß derſelben und meldete ihm, er diene dem Könige viel zu gut, als daß man ihm erlauben könne, ſich zu entfernen, da er zu genaue Kenntniſſe von den Angelegenheiten der Conföderation erworben hätte. Hierauf bat er ſich einen Kriegscommiſſair aus, um nicht zu ſeinem vielen Verdruß noch die Chicanen des Rechnungsweſens obendrein zu haben; er wurde ihm abgeſchlagen.

Es ſchien ihm hart, ſeine armen Confödeſrirten zu verlaſſen, die ganz anders geworden zu ſeyn ſchienen, und ihr Zutrauen gänzlich auf ihn ſetzten. Für den Augenblick freilich waren ſie nicht mit ihm zufrieden, weil ſie wußten, daß er Geld bekommen hatte, wovon er ihnen nichts mittheilte, ſondern es bloß zum Ankauf von Waffen und Munition verwendete. Er hatte dem Grafen Pac 24000 L., die dieſer ſo niedrig war, für ſich ſelbſt zu verlangen, und 12000 L. für die armen Marſchälle, denen ihre wollüſtigen Brüder unbarmherziger Weiſe keine Kleider geben wollten, abgeſchlagen. Hierauf erhielt er Befehl von Herrn Dürand, dieſe 36000 L. auszuzahlen, welches er ſehr ungern that, weil er der Meinung war, man müſſe die Subſidien nicht auf dieſe Art anwenden. Die alten Penſionairs erhuben ihre Stimmen ganz laut und hoften nun wieder zu ihren Penſionen durch Gerards Vermittelung zu kommen, der wegen der Unwiſſenheit und Ränke des Düc d'Aiguillon eigentlich Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war.

In Eperies mißfiel es ihm jetzt; ein Ereigniß entfernte ihn von dort auf immer. Pulawski hatte im Februar einige Tage in Eperies zugebracht. Dies war ein tüchtiger und unternehmender Anführer, aber ein Freund der Unabhängigkeit, unbeſtändig in ſeinen Entſchlüſſen, nicht im Stande, ſich an irgend eine Autorität oder feſten Plan zu binden, unwiſſend in der Kriegskunde, aufgeblaſen durch einige unbedeutende glückliche Unternehmungen, die von ſeinen Landsleuten, welche gern übertrieben, über die großen Thaten des Johann Sobieski erhoben wurden. Er war von Anfang an gegen das Syſtem des regulären Krieges geweſen, weil er befürchtete, dieſes neue Syſtem möchte ihn, der als ein kleiner Edelmann ſich durch glückliche Kühnheit zum Anführer und beinahe zum Eigenthümer einer kleinen Armee hinaufgeſchwungen hatte, zwingen, in die Linie zu treten, und den Befehlen des Krongroßfeldherrn Sapieha, eines ſehr unfähigen Menſchen, den er verachtete, oder auch Potockis Befehlen unterordnen. Dümouriez ſtellte ihn hierüber zufrieden, und verſprach, ihm ein unabhängiges, rühmlicheres und ſeines Muths

würdigeres Commando, nemlich Podolien, aufzubewahren. Dadurch brachte er ihn zur Ruhe, und ſpielte ihm zugleich den ſehr wichtigen Ort Czenſtochow aus den Händen, welcher durch ſeine Entfernung unter die unmittelbare Bothmäßigkeit der Conföderirten kam.

Zaremba, an welchen er einen verſtändigen Officier geſandt hatte, um ihm das veränderte Syſtem, welches eingeführt werden ſollte, mitzutheilen, ſchien demſelben auch ganz ehrlich beizutreten; der Conföderation bezeugte er ſeine Unterwürfigkeit, und dem franzöſiſchen Geſandten verſprach er, den Theil an dem Feldzuge, welchen man ihm anvertrauen würde, getreu zu leiſten. Walewski und Miaczinski zeigten ſich gänzlich ergeben; ſie waren ſehr vergnügt über den Zuwachs ihres kleinen Heers, und nicht wenig dadurch geſchmeichelt, bei den Operationen der regulären Armee eine wichtige Rolle ſpielen zu ſollen. Des Grafen Oginski war man vollkommen verſichert, und das einzige, was man ſeinetwegen zu befürchten hatte, war, er möchte zu früh losbrechen und ſodann abgeſondert aufgerieben werden, ehe die großen zuſammenhängenden Bewe-

gungen auf einmal ins Werk geſetzt werden könnten. Alle dieſe militäriſchen Oberhäupter, die auf einander eiferſüchtig waren, wünſchten zum Oberbefehlshaber einen Ausländer, und Dümouriez, der als bloßer Oberſt nicht nach einem ſo erhabnen Poſten ſtrebte, hatte ſchon den ganzen Winter daran gearbeitet, ihre Wünſche ſämmtlich in der Perſon des Prinzen Carl von Sachſen zu vereinigen, und es war ihm beinahe gelungen, alle Stimmen zu gewinnen.

Man mußte aber die Armee ſchaffen; der Frühling nahte heran. Von Zeit zu Zeit erhielt die Conföderation einige Unterſtützungen an Gelde; dieſes war aber nur unbedeutend, und durch die Untreue oder Verſchwendung der Oberhäupter bald verſchleudert. Dümouriez, weit entfernt, um eine Vermehrung der mäßigen franzöſiſchen Subſidien anzuhalten, war vielmehr, um ſeiner eigenen Sicherheit willen, ſehr geizig geworden. Zur Errichtung einer Armee mußte man einen Fond haben.

5 bis 6000 Mann, commandirt von Miaczinski und Walewski, machten eine Linie an den Gebirgen von Biala bis Rabka vor Bi-

litz, der Grenze des Herzogthums Teſchen; in Biala, Wlogdowia, Kente, Sucha und einigen andern Flecken, waren dieſe Truppen auf einander gehäuft. Um die Bauern anzuwerben, mußte man ſich in der Ebene an der Weichſel ausdehnen. Zwei wichtige Urſachen machten dieſe Bewegung nöthig. 1) Man mußte ſich eine reiche Ebene eröfnen, um 5 bis 6000 Pferde zu unterhalten, die in den dürren Gebirgen ſehr litten, durch eine Militär-Conſcription ſchleunigſt Fußvolk ausheben und ſich über Zator, Osviecim und Bobrecq eine Communication mit Großpohlen verſchaffen. 2) Man mußte ſich einen ſichern und bedeutenden Fond verſchaffen, und ſich deswegen der reichen Salzgruben zu Bochnia und Wieliczka bemächtigen.

Während des ganzen Winters hatte er dieſen wichtigen Plan überdacht. Dieſer durfte nicht verfehlt werden, und er fand ihn von ſo bedeutenden Folgen und für die fernere Führung des Krieges ſo entſcheidend, daß er keinen der Anführer für tüchtig genug hielt, denſelben auszuführen. Das gaben ſie ſelbſt auch zu, und kamen deswegen mit ihm überein,

daß er ſelbſt die Ausführung übernehmen ſollte. In dieſer Abſicht hatte er verſprochen, ſich zur Armee zu begeben, und dieſelbe, ohne eben öffentlich das Commando zu übernehmen, anzuführen. Des Gehorſams deſto ſicherer zu ſeyn, ſollten vier Mitglieder aus dem Kriegsrathe ihn begleiten, um die von ihm kommenden Ordres zu unterzeichnen.

Er glaubte nicht, daß die Miniſterial-Revolution in Frankreich ihn abhalten dürfte, ſein gegebnes Wort zu halten. Deswegen gebrauchte er die Vorſicht, dem Dûc d'Aiguillon dieſen Schritt zu melden und deſſen Wichtigkeit zu zeigen. Er ſchrieb ihm: der Schritt müſſe entſcheidend ſeyn; ſchlüge er aber fehl, ſo würde die politiſche Exiſtenz der Conföderation, ohne militairiſche Conſiſtenz, zu unbedeutend ſeyn, als daß ihre Angelegenheiten bei den Unterhandlungen, welche dieſen Krieg beendigen würden, in Betracht kämen; Frankreich, welches ſich bis dahin verdeckt gehalten, und die Conföderation nie öffentlich anerkannt habe, könne ſich alsdann ganz ſachte zurückziehen, die Garantie auf ſich ſelbſt beruhen laſſen, und ſeine Vermittelung nur anwenden,

um den Mitgliedern, an denen es perſönlichen Antheil nähme, beſondere Bedingungen zum Vergleich zu verſchaffen. Gienge es im Gegentheil mit den Pohlen gut, ſo könnte dieſe Diverſion, indem ſie den Ruſſen zu ſchaffen machte, nützlich werden, und die Gefahr der Türken, die in der Moldau ſchwächer wurden, verringern. Am Schluſſe dieſer Depeſche beſchwur er den Miniſter, in jedem Fall ſeinen Abſchied anzunehmen, und ihm baldigſt, ſowohl für die politiſchen, als militäriſchen Geſchäfte, einen Nachfolger zu ſchicken, dem er alsdann die Angelegenheiten, ſo wie ſie wären, übergeben wollte.

Nachdem er dieſe Vorſicht, welche Herr Dürand ſehr unterſtützte, beobachtet hatte, reiſ'te er im Anfange des Aprils 1771 nach Pohlen ab, mit 7 oder 8 franzöſiſchen Officieren und einem Dutzend Bedienten in Huſarenkleidern. Seine Geldeinnahme beſtimmte er zu Bilitz, und bei der Conföderation ließ er einen ſeiner Vettern, Chateauneuf. Dieſer war ein junger Menſch voll Geiſt und Kenntniſſe, den er als ſeinen Sohn angenommen hatte, der kindliche Geſinnungen gegen ihn

hegte, und an welchem er ſich einen treuen Freund erzog. Er war erſt 18 Jahr alt, und verließ eben die Schule; ſein Vetter hatte für ihn vom Dûc de Choiſeul eine Unterlieutenantsſtelle beim Dragonerregiment Cûſtine erhalten, und brauchte ihn als Secretair. Voll Treue und Klugheit, und mit einem beſcheidenen, ſanften und gefühlvollen Weſen, hatte der junge Mann ſich das volle Zutrauen der Pohlen erworben, und er war im Stande, ſeines Oheims Stelle auszufüllen. Noch in demſelben Jahre erhielt er ein Patent als Capitain von der Infanterie. Nach der Abreiſe ſeines Vetters wollte er nicht bei der Conföderation bleiben, und ungeachtet es ihm nicht an Muth fehlte, ſo verabſcheute er doch aus Philoſophie das Soldatenweſen, und legte ſich bei ſeiner Ankunft in Frankreich auf die Conſulatgeſchäfte. Zuletzt iſt er Conſul in Genua geweſen, aber nur kurze Zeit, denn er wollte ſeine Stelle nicht unter der Regierung der Anarchie behalten. Vielleicht ſchmachtet dieſer rechtſchaffene Mann jetzt mit dem Reſt der Familie des Generals Dûmouriez in den Kerkern der Jacobiner.

Der General Suwarow hatte die ganze Woiwodſchaft Cracau mit 6 bis 7000 Mann von Bobrecq bis Nepolonum, am Fluſſe Donagesc, beſetzt. Dieſer Fluß, der nur einige Meilen weit läuft, entſteht unterhalb Novitary, und fällt bei Nowe-Mlasto in die Weichſel. Im Sommer iſt er ſehr ſeicht, ſo daß man faſt allenthalben durchwaten kann. In dieſer Jahrszeit war er ſehr tief, wegen des geſchmolzenen Schnees und des ſtarken Regens; ſein ſtarker Fall aber machte, daß er bald wieder ablief In Cracau lag eine Beſatzung von ungefähr 1000 Mann, unter dem Commando des Oberſten Obſolewiz. Zwei Carabinierregimenter cantonnirten in dem Flecken Slawina, zwei Meilen vor Cracau. Der übrige Theil der Cavallerie und Infanterie dehnte ſich nach Zator, Oswiecim und Bobrecq aus. Ein Grenadier-Bataillon von 500 Mann lag unterhalb Calvarie, welches der Paß zwiſchen Landscron und Cracau iſt, in Baraquen. Ein anderes ähnliches Corps war vor Kente, worin Conföderirte lagen, verſchanzt. Die Coſaken, Dragoner und einige kleinere Infanterie-Poſten dazwiſchen, erhielten die Com-

munication zwiſchen dieſen Quartieren, die mit ſo viel Klugheit angelegt waren, daß ſie die Pohlen völlig bloquirt hielten. In dieſer reichen und fruchtbaren Ebene dehnten ſich die Ruſſen 18 Meilen weit in die Länge von dem Herzogthum Teſchen bis an die Donagesc, und zwei, drei, vier bis ſechs Meilen weit in die Breite. Alle dieſe Quartiere mußten zurückgedrängt werden, welches mit der pohlniſchen undiſciplinirten, an Raub und Flucht gewöhnten Cavallerie nicht leicht auszuführen war.

Die Diſpoſition, welche Dümouriez machte, gelang ihm vollkommen. Er ſchickte Zaremba Befehl, welchen dieſer auch pünktlich ausführte, mit ſeiner Armee von Poſen ab, und über Rawa zu marſchiren, und gegen das Ende des Aprils zu Radom einzutreffen, und ſowohl Warſchau als Cracau zu bedrohen. Pulawski erhielt Befehl von Czenſtochow, mit 10 Canonen, 300 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie über Siewierz und Lipowiec zu marſchiren, um zu gleicher Zeit bei Bobrecq über die Weichſel zu gehen, während Walewski mit 2 Canonen, 400 Mann In-

fanterie und 1200 Mann Cavallerie von Biala auch auf Bobrecq losmarſchiren ſollte. Ein Regiment Huſaren von 300 Mann, unter der Anführung des Oberſten Schütz, eines geſchickten Officiers, der nachher in ruſſiſche Dienſte ging, ſollte bei Kente durch ein kleines, von Coſaken ſchlecht beſetztes Defilee dringen und zu gleicher Zeit auf Osviecim losgehen. Miaczinski ſollte mit 2 Canonen, 300 Mann Infanterie und 4000 Mann Cavallerie von Landseron abmarſchirrn, den Paß bei Calvarie forciren und grade auf die Cantonnirungs-Quartiere bei Scavina losgehen.

Zur Ausführung dieſes großen Vorhabens bedurfte es vieler Verſchwiegenheit, Schnelligkeit und Genauigkeit. Alles gelang. Man mußte den Feind auch überliſten und ermüden; auch das gelang. Die Ruſſen waren trefliche Soldaten, ſie hatten aber damals wenig gute Officiers, die Anführer ausgenommen, und von dieſen hatte man zu dem Kriege gegen die Pohlen, welche man verachtete, nicht die beſten ausgeſucht. Dümouriez ließ die Bauern in einer Fronte von 4 Meilen aufbieten, ſtellte ſie an alle Ausgänge der Ebene, ließ alle

Nachtfeuer anzünden und an dem Ausgange durch kleine Detaſchements, die längs der ganzen Fronte in die Ebene zu dringen Miene machten, falſche Angriffe thun. In den erſten Nächten waren die Ruſſen wachſam, ihre Reuterei ſaß auf, die Infanterie ſtellte ſich in Schlachtordnung, ſie rückten ſelbſt in die engen Päſſe den Conföderirten entgegen, die vor ihnen flohen. Endlich wurden ſie dieſer unnützen Nachtwachen müde.

Dümouriez hatte durch Juden, die beſten Spione in Pohlen, erfahren, daß die Nacht vom 20. April ein großer Ball in Cracau ſeyn ſollte, und vermuthete, daß die vornehmſten Officiers auch dabey ſeyn würden. Schon ſeit 3 oder 4 Nächten rührten die Ruſſen ſich nicht bei den nächtlichen Bewegungen. Dieſe Nacht war nun beſtimmt, das am beſten beſetzte Defilee anzugreifen. Faſt ſeine ganze Cavallerie war ſchon bis unter die Verſchanzung der Grenadiere gekommen, als die Schildwachen kurz vor Tages Anbruch Lärm ſchoſſen. Die Grenadiere rückten aus, da ſie aber eine lange Colonne, die durch die Nacht noch verlängert wurde, erblickten, thaten ſie einige Flinten-

ſchüſſe aufs Gerathewohl, räumten ihren Poſten, flohen nach Zator, von wo ſie ſich nach der Abtei Tiniec zurückzogen und über die Weichſel gingen.

Der Vortrab der pohlniſchen Reuterei jagte im Galopp nach Scavina, drang in die Stadt mit großem Geſchrei, wodurch die ruſſiſche Cavallerie auf die drohende Gefahr aufmerkſam wurde, und die Flucht nahm. Indeſſen wurden 100 Mann theils niedergehauen, theils gefangen, und beinahe noch einmal ſo viel Pferde erbeutet. Um 9 Uhr Morgens waren die Conföderirten im Beſitz der ganzen Ebene, und am rechten Ufer der Weichſel war kein Ruſſe mehr zu ſehen. Walewski's und Pulawski's Angriff war gleichfalls gelungen, oder eigentlich es war nicht einmal zum Angriff gekommen. Es ſchien, als hätten die Ruſſen ſich verabredet, überall zu fliehen.

Gegen Mittag ließ Dümouriez die cracauer Brücke angreifen, und während des Angriffs eine Redoute auf einer Anhöhe, die Kremionki hieß, neben dem Zollhauſe aufwerfen. Noch an demſelben Tage ließ er ein ſtarkes Detaſchement nach Nepolonum marſchiren. Den

Tag darauf unterſuchte er die Ufer des Fluſſes; da er nun die Abtei Tiniec, eine Meile überhalb Cracau, ſehr gut gelegen fand, ſo ließ er dieſelbe befeſtigen und legte 200 Mann Infanterie mit 6 Canonen hinein. Hierauf unterſuchte er die Salzwerke. Das Schloß Bobrecq ließ er in Stand ſetzen, und legte 200 Mann Infanterie mit 4 Canonen hinein; die Redoute auf Kremionki beſetzte er mit 100 Mann. So hatte er ſeine Infanterie in wenig Tagen an fünf haltbaren Orten poſtirt, und dieſe hinreichend mit Geſchütz verſehen, um die Ruſſen abzuhalten. Dieſe Poſten waren: Landscron, Tiniec, Wlodigowice, Osviecim und Bobrecq. Die Vertheidigung der Donagesc wurde Pulawski, der Salzgruben und der Stadt Landscron Miaczinski, und Walewski die Vertheidigung von Osviecim und Bobrecq aufgetragen. Er ſelbſt begab ſich mit den beiden Kriegsräthen nach Biala, um die Aushebung der Infanterie zu befördern.

Dieſer glückliche Erfolg verdrehte den Pohlen aber die Köpfe, nicht anders, als wenn ſie ſchon ganz Pohlen erobert hätten. Sie

beraub-

beraubten die Einwohner und begingen tauſend Ausſchweifungen. Sie beeinträchtigten die angeſehenſten Herrn, die Grafen Wielogorski, Dunin und andere. Sie prügelten die neugeworbenen Bauern, und behandelten die ausländiſche Infanterie unter Verachtung. Die Anführer wurden uneinig mit einander. Statt zuzugeben, daß zwei Mitglieder des Finanzausſchuſſes die Salzwerke verwalteten, theilten ſie ſich den gefundenen Salzvorrath, verkauften denſelben für ein Spottgeld an ſchleſiſche Juden, und behielten das Geld für ſich. Mehrere tauſend Tonnen hatten ſie ſchon zum voraus verkauft, und befahlen daher den Commiſſarien der Salzwerke, die Arbeiten zu verdoppeln. Es kam unter ihnen zu den heftigſten Streitigkeiten und Säbelhieben. Mit ihrer Art zu dienen und ihre Poſten zu beſetzen gings nicht beſſer. Die Towaricze *) wollten

*) Towaricze ſind eine pohlniſche leichte Reuterei, die aus Edelleuten beſteht und ehedem gegen die Türken und Ruſſen gute Dienſte leiſtete. Mehrentheils bringt ein jeder zwei, drei oder vier Bauern mit, die auch Dienſte thun müſſen. A. d. U.

nicht auf die Wache ziehen, wenn ſie commandirt wurden, ſondern ſchickten Bauern, den Fluß zu beſetzen, ſpielten und zechten in den Häuſern und hatten nicht einmal die Pferde geſattelt. Die Officiers brachten indeſſen in den benachbarten Schlöſſern bei Schmauſereien, Bällen und Hazardſpielen ihre Zeit zu.

Hieraus zog Dümouriez die Folge, daß ihre Fortſchritte nicht lange dauern und ihnen theuer zu ſtehen kommen würden. Nur mit Walewski war er zufrieden, denn dieſer hielt ſeinen Haufen noch einigermaßen in Ordnung. Er berief die drei Anführer nach Biala. Das Unglück hatte ſie geſchmeidig gemacht, das Glück erweckte ihren ganzen Stolz wieder. Er ſchlug ihnen vor, 1000 von den Edelleuten zu Fuß dienen zu laſſen, und einem jeden unter dem Namen eines Decurion, zehn Mann unter ſein Commando zu geben. Dieſen Vorſchlag verwarfen ſie mit Unwillen, und würden ſogar den franzöſiſchen Geſandten gemißhandelt haben, wenn dieſer nicht noch mehr Stolz gezeigt hätte als ſie. Die Mitglieder der Ausſchüſſe waren eben ſo gut ſchwindlich geworden als die andern, einen gewiſſen Wibranewski

ausgenommen, der ſich allezeit vernünftig betrug. Sie verlangten auf eine unverſchämte Weiſe Geld, und wollten Dümouriez zwingen, die Caſſe von Bilitz nach Biala bringen zu laſſen, und behaupteten, ſie gehöre ihnen zu, der König von Frankreich habe das Geld für ſie geſchickt. Er ſchlug ihnen dieſes rund ab, und ſagte ihnen, ſie wären weder des Geldes noch der Verwendung Frankreichs für ſie werth, die 200 Mann Infanterie und 20 franzöſiſche Officier in Biala wären hinreichend für ihn, ſie im Zaume zu halten.

Die Nachrichten aus Eperies waren auch nicht troſtreich. Gleich nach ſeiner Abreiſe entſtand Uneinigkeit in der Conföderation, wobei es ohne Rückſicht auf die Würde der Verſammlung zu Schlägen kam. Die kaiſerlichen Commandanten waren genöthigt geweſen, ſich darin zu miſchen, und einige Marſchälle waren gefangen geſetzt worden. Von einer andern Seite hatten die Uebelgeſinnten ihnen in den Kopf geſetzt, Frankreichs Syſtem habe ſich geändert, man hinterginge ſie und werde ſie im Stiche laſſen. Einige gingen ganz davon, einige begaben ſich nach andern Städten, an-

dere bemüheten ſich unter der Hand ſich zu vergleichen. Alles gerieth in eine weit ärgere Verwirrung, als woraus er ſie gezogen hatte, und für dasmal war ſie ganz unheilbar.

Pac und Bohucz glaubten, daß man den Sitz der Verſammlung verlegen müſſe, um das Uebel zu verringern. Man erſuchte Herrn Dürand, und trug den General Sboinski auf, den wiener Hof um die Erlaubniß für die Conföderirten zu bitten, ihre Verſammlungen in Bilitz zu halten, wo ſie nur über einen Bach gehen dürften, um in Biala auf ihrem eigenen Gebiet, welches durch die kleinen Feſtungen und die Armee gedeckt wäre, ihre Acten ausfertigen zu laſſen. Dieſer Gedanke war ſehr vernünftig. Sie erhielten die Erlaubniß; als es aber zur Abreiſe kommen ſollte, wollten ihre zahlreichen Gläubiger ſie nicht ziehen laſſen. Daher bildeten ſie ſich ein, daß die Subſidien wohl zur Bezahlung ihrer Schulden dienen könnten. Man wendete ſich deswegen an Herrn Dürand; dieſer verwies die Sache an Dümouriez, welcher ſich nicht darauf einlaſſen wollte. Nun beklagte man ſich bei dem Düc d'Aiguillon, welches die mi-

litäriſchen Oberhäupter gleichfalls thaten. Jedermann beſchwerte ſich über die Härte des Geſandten, der ſeinerſeits dem Miniſter in einigen Depeſchen von allem Bericht abſtattete, beſtändig um ſeine Erlaſſung anhielt, und dabei hinzuſetzte: er werde den erſten September, an welchem die Conföderation auseinander ging, abreiſen, es möchte alsdann jemand an ſeine Stelle kommen oder nicht. Der Düc d'Aiguillon fand, daß alles gut ginge, weil es immer ärger wurde, ermunterte den Geſandten zur Geduld, meldete ihm jedoch, daß er ſein wiederholtes Anſuchen um Entlaſſung dem Könige vortragen werde.

Die Conföderation erhielt einige Allmoſen von Sachſen, ſtellte Scheine aus, und machte ſich auf den Weg nach Bilitz, ganz aufgebracht gegen Dümouriez, der es eben ſo ſehr gegen jene war, und ihr in jedem Briefe ihre ſchimpfliche Aufführung vorhielt. Die militäriſchen Oberhäupter ſchonte er noch weniger. Als er erfuhr, Pulawski habe ſich gerühmt, er wollte ihn aufheben, nach Czenſtochow bringen, und zwingen, Geld herzugeben, ſo ſagte er zu demſelben im öffentlichem Kriegsrathe: Pulawski,

ich rathe Ihnen, verſuchen Sie das nicht, ich ſchieße Ihnen im Angeſicht Ihrer Towariczes eine Kugel durch den Kopf. Man fürchtete ihn, denn er hatte drei Towaricze zum Tode verurtheilen laſſen, weil ſie eine Frau erſt geſchändet und ihr hernach einen Arm abgehauen hatten. Als er hörte, Pulawski's Armee, wozu die Verbrecher gehörten, hätte geſchworen, ſie werde die Vollziehung des Urtheils nicht zugeben, ſo ließ er ſie von drei Seiten in Schlachtordnung ſtellen und ſchloß das Quarre', mit 200 Mann Infanterie und 2 mit Cartätſchen geladenen Canonen, an deren Spitze er ſich ſelbſt ſtellte, an ſeiner Seite Miaczinski und Pulawski, die ihm als Geißeln dienen ſollten. So ließ er den gröbſten dieſer Verbrecher, Namens Bonikovski hinrichten, und bat für die beiden andern im Namen des Königs von Frankreich um Gnade. Durch dieſe Probe von Feſtigkeit hatte er ſich furchtbar gemacht, aber dafür haßte man ihn auch deſtomehr. Das war ihm jedoch gleichgültig, da er entſchloſſen war, ſie nächſtens zu verlaſſen, wenn es ihm nicht gelänge, ſie bald zum Gehorſam zu ge-

wöhnen, falls er noch eine Armee zu Stande brächte, wozu er alle Hofnung aufgab.

Mit dieſen Zänkereien verſtrich der Monat Mai und die Hälfte des Junius, als ihm die Spione die Nachricht brachten, Suwarow erwarte von Sendomir auf der Donayesc Verſtärkung und ſey ſelbſt im Begriff aufzubrechen. Er ſchickte daher Pulawski'n über die Donayesc und Miaczinski nach Scavina, welches er ihnen zum Vereinigungspunct ihrer Quartiere beſtimmte. Den 18ten Junius meldete ihm Pulawski, alles wäre nur ein falſcher Lärm, man ſähe keinen einzigen Ruſſen an dem rechten Ufer der Weichſel von der Donayesc her, dieser Fluß wäre gegenwärtig ſo hoch, daß man nicht durchwaten könne. Dieſem Bericht konnte er nicht recht trauen, denn er kannte die Nachläßigkeit der Pohlen und hatte über beide Puukte ganz entgegengeſetzte Nachrichten.

Hierauf ſchickte er Walewski mit 400 Mann Cavallerie nach Tiniec, und befahl dem Oberſten Schütz, der mit ſeinem Regiment Huſaren zu Sucha ſtand, gegen Scawina vorzurücken. Den 18. und 19. Junius beſchäftigte

er ſich, einen Artilleriezug zu Stande zu bringen, und machte ſich fertig, zu ihm zu ſtoßen. Den 20ſten ſchlief er bei dem Grafen von Dunin in Zator. In der Nacht berichtete Miaczinski ihm, die Donayesc wäre verlaſſen, er wiſſe nicht, wo Pulawski, der 6000 Mann bei ſich hatte, geblieben wäre, der Feind rücke auf ihn los, er halte ſich mit 500 Pferden auf der Anhöhe bei Cracau, nahe bei Krewionki, aber Suwarow laſſe die Brücke wieder aufbauen.

Sogleich ſtieg er zu Pferde, nahm nur ſeine franzöſiſche Escorte mit, und ging grades Weges nach Scawina, wo er den Feind antraf. Er wandte ſich nach Krewionki hin und ſahe, wie Suwarow über die Weichſel ging. In einem Dorfe fand er eine Compagnie Towaricze zechend; die Pferde waren abgeſattelt und der Feind nicht eine Viertelmeile davon entfernt. Er nahm ſie mit ſich. Die Bauern ſagten ihm, ſie hätten einen Trupp in der Gegend von Calvarie marſchiren ſehen. Er nahm den Weg dahin und fand, daß es Miaczinski war, der ſich mit Schütz vereinigt hatte.

Einer von Pulawski's Officieren kam und überbrachte einen Brief von ſeinem General, welcher meldete, da er den Feind habe über die Donayesc kommen ſehen, ſo habe er geſucht die Defileen zu erreichen, um demſelben in den Rücken zu kommen. Sogleich ſchickte er den Officier zurück und beſchwor ihn, wieder umzukehren. Er fertigte noch zwei andre Bothen ab. Damit noch nicht zufrieden, ſagte er zu Miaczinski, er ſolle ſich in den Defileen halten und ganz langſam nach Landscron zurückziehen, wo er wieder zu ihm ſtoßen wolle. Er ſtieg wieder zu Pferde und eilte ſelbſt zu Pulawski. Als er ungefähr fünf Meilen geritten war, erhielt er einen groben Brief von demſelben, worin es hieß, er brauche keine Befehle von einem Fremden anzunehmen, und wolle den Krieg auf ſeine Art führen; wenn er ihm folgen wolle, ſo dürfe er ſich nur bei Zamoſc und Leopol einfinden, wohin er ſeinen Marſch nähme. Dieſer Brief war aus Rabka, zehn Meilen von Landscron datirt.

Da nun gar keine Hofnung war, ihn zurückzubringen, oder zur Annehmung vernünf-

tiger Gründe zu bewegen, ſo kehrte er wieder um, fand, daß der Oberſte Schütz ruhig in ſein Quartier zu Sucha zurückgekehrt war, und erhielt ein Billet von Miaczinski, der ihm meldete, daß man ihn im Stiche gelaſſen habe, und daß aufs höchſte 200 Reuter bei ihm geblieben wären. Selbst nach Pulawski's Abmarſch mußte Miaczinski doch noch 6000 Mann zu Pferde bei ſich haben. Walewski hatte ſehr gut manövrirt; nachdem er Pulawski's Abfall und die Deſertion der übrigen erfahren hatte, lockte er Suwarow nach Tiniec. Dieſer General hatte am 20ſten einen Verſuch gemacht, ihn aufzuheben. Zweimal hatte er eine Schanze erobert und wieder verloren, 200 Todte auf dem Platze gelaſſen und ſich ſchleunigſt nach Calvarie zurückgezogen. Dümouriez ſah ſich genöthigt, einige Stunden in Sucha zu bleiben, um ſeine Pferde, die in drei Tagen über 60 Meilen (lieues) gemacht hatten, ausruhen zu laſſen, nachdem er Schütz detaſchirt hatte, zu Miaczinski und einigen andern Corps, die er aus ihren Schlupfwinkeln herausgetrieben hatte, zu ſtoßen. Den 22 Junius, Morgens um 7 Uhr, kam er nach Lands-

cron. Walewski war auch dort eingetroffen; Suwarow folgte demſelben mit ſeiner ganzen Armee auf dem Fuße nach.

Das landscroner Schloß ſtößt auf der einen Seite an eine Anhöhe, die eine Viertelmeile lang und 500 Schritt breit iſt. Die Stadt liegt unterhalb des Schloſſes. In beiden lag eine Beſatzung von 600 Mann Infanterie mit 30 Canonen. Hinter dieſer Anhöhe iſt ein ziemlich bequemer Abhang, und eine waldige Gegend, welche nach Sucha führt. Vorn und an der rechten Flanke waren zwei undurchdringliche Verhaue mit Tannenholz beſetzt. Dümouriez muſterte die Armee und fand, daß ſie bis auf 1000 Mann Cavallerie zuſammengeſchmolzen war. Er ſelbſt hatte 200 Jäger zu Fuß bei ſich, die von franzöſiſchen Officieren commandirt wurden. Von dieſen warf er 100 Mann in das Gehölz vor der Fronte und 100 Mann ins Gehölz zur Rechten, wo er auch 2 Canonen aufſtellte. Der linke Flügel ſtützte ſich auf Landscron. Sein Schlachtfeld beſtrich eine vorliegende Anhöhe, wo die Canonen von Landscron die ruſſiſchen völlig erreichen konnten.

Dieſe waren von weit geringerm Caliber und reichten nur ohngefähr bis 200 Schritt vor der Linie der Pohlen.

Suwarow machte eine Bewegung, wofür er verdiente die Schlacht zu verlieren. Er war ohngefähr 3000 Mann zu Pferde und 2500 Mann zu Fuß ſtark. Seine Infanterie ließ er auf der Anhöhe, ſeine Reuterei dagegen ließ er in den holen Weg herabmarſchiren, um hernach wieder in dem Fichtengehölz ſich aufwärts zuſammenziehen. Dümouriez ließ ſeinen Jägern ſagen, ſie ſollten ſich im Gehölz platt auf die Erde legen, und die Cavallerie, die zerſtreut und in Unordnung durchreiten würde, ruhig gehen laſſen, ohne zu feuern. Nun kündigte er den Pohlen an, daß ſie den Sieg in den Händen hätten; ſie dürften nur, ſobald die Reuterei ſich auf den Anhöhen ſehen ließe, auf ſie feuern, ohne ihr Zeit zu laſſen, ſich zu formiren, ſo würden ſie Wunder erleben.

Die beiden vortreflichen ruſſiſchen Regimenter, St. Petersburg und Aſtracan, erſchienen ganz ohne alle Ordnung. Er wollte ſich mit dem Fürſten Sapieha an die Spitze von Orzewsko's Lithauern ſtellen. Die Feigen flo-

hen und ermordeten ſogar den Fürſten, einen muthigen jungen Mann. Orzewsko und einige andere Brave wurden getödtet. Er eilte zu den Huſaren des Oberſten Schütz, die ſtatt einzuhauen, ihre Carabinen abfeuerten und flohen. Die Ruſſen, ſelbſt über ihren Sieg verwundert, rückten nicht vor, ſondern ſuchten ſich erſt zu formiren. Miaczewski ſammlete wüthend einige brave Towarícze, drang auf die Ruſſen ein, verlor ſein Pferd, ward verwundet und gefangen. Walewski, der auf dem linken Flügel hielt, zog ſich in guter Ordnung hinter Landcron zurück. Der ganze Reſt wurde zerſtreut. Die Coſaken verfolgten dieſe Reuterei, welche den Ruſſen nicht 4 Mann tödtete und dabei 300 an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor, über eine halbe Meile weit.

Dümouriez, der mit ſeiner kleinen franzöſiſchen Schwadron allein auf dem Schlachtfelde blieb, hütete ſich wohl, ſich unter die Flüchtlinge zu miſchen, ſondern nahm ſeinen Weg ins Gehölz, ohne verfolgt zu werden, und kam gegen Mittag in Sucha an. Hier traf er die ſchütziſchen Huſaren an, welche

nicht viel gelitten hatten. Ueberdieß hatten die Jäger im Holze eine Wendung gemacht und ſich in Landscron geworfen, von wo aus man die feindliche Cavallerie lebhaft canonirte, die dadurch gezwungen wurde, das gefährliche Schlachtfeld zu verlaſſen und die Gefangenen nebſt zwei Canonen mit ſich nahm. Dieſe letztern hatte man nach einigen in möglichſter Nähe gethanen Schüſſen im Stiche gelaſſen, weil der Officier zu dumm war, um ſie in den Regenbach zu werfen.

Das nannten die Ruſſen und Pohlen damals die Schlacht bei Landscron. Sie währte eine halbe Stunde; die Ruſſen verloren erſt auf ihrem Rückzuge durch die Canonen von Landscron an ihrer Mannſchaft. Als ſie den folgenden Tag ſich dieſem Orte abermals näherten, der mit mehr als 800 Mann Infanterit und 4 bis 500 Mann Cavallerie beſetzt war, hatte Walewski die Dreiſtigkeit, ſie auf ihren Rückzuge zu beunruhigen, und ihnen in die Ebene zu folgen. Suwarow marſchirte wieder vor Tiniec, konnte es aber nicht erobern. Oswiecim und Bobrecq wurden jedoch geräumt. Walewski zog ſich nach Biala zurück, welches

Branicki mit 1200 Mann von eben der Kronreuterei bedrohete, die ſich zu den Confōderirten würde geſchlagen haben, wenn dieſe geſiegt hätten. Der Commandant des öſterreichiſchen Cordons, General Stampa, ließ dem ruſſiſchen General anzeigen, er möchte Biala nicht angreifen, weil dieß nicht angehen könnte, ohne den auf der andern Seite des Fluſſes gelegenen öſterreichiſchen Flecken durch ihre Kugeln zu beſchädigen.

Dümouriez's ſämmtliche Hofnungen waren vereitelt durch Pulawki's Abfall. Dieſer hatte ſich bei Leopol ſchlagen laſſen, Zamoſc zu überrumpeln geſucht, wo man ihm die Thore nicht öfnen wollte, war auf demſelben Wege wieder zurückgekommen, längs der Gebirge über Kente und Bobrecq hergezogen und nach Czenſtochow zurückgekehrt, nachdem er 150 Meilen gemacht hatte. Jetzt war er voll Schande und Reue, wiewohl zu ſpät. Dümouriez hatte die drei Anführer verloren, auf die er am mehrſten rechnete; Orzewsko und Sapieha waren geblieben, Miaczinski gefangen. Die Diviſion des Letztern war ſo ſehr zerſtreut, daß nur 4 bis 500 Mann in kläglichen Umſtänden

und unter ſchlechter Anführung davon übrig waren. In Kleinpohlen konnte man den Ruſſen nun nichts weiter entgegenſtellen, als die Infanterie, die ungefähr 2000 Mann ſtark und in den drei feſten Oertern vertheilt war, und 6 bis 700 Mann in Biala und Czenſtochow. Zaremba's Corps war ungetrennt geblieben; aber dieſer war zu verſchlagen und zu vorſichtig, als daß er ſich mit ſolchen Gefährten der Gefahr ausſetzen ſollte. Walewski war, die Ueberreſte von Miaczinski mitgerechnet, ungefähr 2000 Mann zu Pferde ſtark. Die Salzwerke waren verloren, ohne daß man ſie zu nützen gewußt hatte. Das curländiſche Contingent und die Infanterie aus der Woiwodſchaft Cracau waren zu Hirngeſpinſten geworden. Das Geld, welches er zu Bilitz hatte, reichte zur Beſoldung und Unterhaltung der Garniſonen nicht hin, ja er hätte dazu wohl dreimal ſo viel bedurft. Kurz, er war über das politiſche und militäriſche Betragen der Pohlen ganz aufgebracht.

Er faßte daher den Entſchluß, alles im Stiche zu laſſen, und begab ſich in das nächſte Quarantaine-Haus, eine Meile weit davon, in

in einem Orte, Namens Fritzla, wo der General Emmerich Eſterhazy, den er kannte, und verſchiedene andre ungariſche Herrn ihn beſuchten. Von hieraus ertheilte er dem Miniſter von allem Bericht, und bezog ſich auf das was er in ſeinen vorigen Depeſchen, beſonders bei dem Abgang nach der Armee, erklärt hatte.

Bei ſeiner Abreiſe von Eperies hatte er in öffentlicher Verſammlung der Conföderation erklärt, er werde jetzt regelmäßig und muthig bei ihrem Kriegsweſen verfahren; er hatte ihnen mit einem Eide verſichert, er werde ſich, wenn man ihn unterſtützte, gänzlich aufopfern, nicht anders als wenn er ihr Landsmann wäre; wenn aber die Anführer der Soldaten ſich wie bisher betrügen, und abſichtlich der Ausführung ſeiner guten Abſichten Hinderniſſe in den Weg legten, ſo würde er ſie gänzlich verlaſſen. Er hatte ſogar die Vorſicht gebraucht, dieſen Eid ſchriftlich zu hinterlaſſen. Nicht nur die Truppen, ſondern auch die Anführer, ja ſelbſt die Mitglieder des Ausſchuſſes, die gemeinſchaftlich mit ihm wirken ſollten, hatten ſeine Plane verdorben.

Er ſchrieb alſo an die Conföderation: man dürfe nur den Eid, welchen er ihnen zurückgelaſſen, nachleſen; da er ſeinem Worte treu geblieben, ſo halte er ſich nicht weiter verbunden, ſich um ihre militäriſchen Angelegenheiten zu bekümmern; er erwarte ſeine Zurückberufung auf dem Lande, weil er der Ruhe bedürfe; er ſey überzeugt, daß ſein Nachfolger, der bald ankommen müſſe, gewiß gefälliger und mehr nach ihrem Geſchmack ſeyn werde, als er. Wirklich erwartete er die Befehle des Miniſters auf dem Lande bei dem Grafen Potocki, Staroſten von Halicz, mit dem er Bekanntſchaft hatte.

Die Conföderation wurde beſtürzt. Man ſchickte Deputationen an ihn ab; man nöthigte Pulawski, ihn mündlich und ſchriftlich um Verzeihung zu bitten, und ſich ſeinen Befehlen zu unterwerfen. Nun hatte er Gelegenheit, ihnen zu beweiſen, daß er es ſich nie angemaßt habe, ihnen unmittelbare Befehle zu ertheilen, er habe vielmehr ſeine Vorſchläge von dem Ausſchuſſe unterzeichnen laſſen. Pulawski'n und den Deputirten erklärte er, er müſſe geſtehen, er habe ſich geirrt, als er ih-

nen ein Kriegsſyſtem ertheilen wollen, welches ſie ſich gar nicht anpaſſen könnten; da er ihre Art Krieg zu führen nicht verſtände, ſo könne er ſich damit auch nicht abgeben.

Jedoch ſchrieb er an die Conföderation, man ſolle den Muth noch nicht ſinken laſſen; ſie hätten ja noch feſte Plätze, noch einen kleinen Stamm von Infanterie, den ſie verſtärken müßten; er ſchätze ſie, die lithauiſche Armee abgerechnet, noch auf 15000 Mann gute Cavallerie; ſie wären jetzt noch in beſſerm Zuſtande, als bei ſeiner erſten Ankunft bei ihnen, und als die Ruſſen, die noch keine Verſtärkung erhalten hätten, und ihnen ihre kleinen Feſtungen nicht nehmen könnten. Wenn ſie deren noch einige zu bekommen ſuchten, ſo könnten ſie allmählig wieder Land gewinnen, und ſich wenigſtens durch Unterhandlung heraushelfen.

Der Graf von Pac und Bohucz kamen zu ihm. Mit dieſen ſprach er als Freund, und ſagte ihnen, ihre Lage wäre verzweifelt. Bohucz geſtand es ein. Wenden Sie ſich, ſagte er zu ihnen, an den Düc d'Aiguillon und an Herrn Dürand, nicht we-

gen Unterſtützung, denn die iſt unmöglich, ſondern damit dieſe Frieden für Sie machen. Zuletzt ließ er ſich erbitten, und begab ſich wieder zur Confóderation, nicht um ſeine Geſandſchaft fortzuſetzen, denn er ertheilte ihnen weder Geld noch Rath, ſondern um dem warſchauer Hof nicht den Triumph über dieſen Bruch zu gönnen. Wirklich war ihre Lage verzweifelt; denn die Türken waren in dieſem Feldzuge aus der Moldau vertrieben und bald zum Frieden gezwungen.

Die unglückliche Wendung dieſer Sache kränkte ihn in der That. Er ſchrieb es ſeiner Freundin, der Frau von Mniczek, die der Gram in der Folge verzehrte. Er bedauerte die unglücklichen Pohlen, ungeachtet ihrer ungeheuren Fehler, und dieſes Mitleid war um deſto gerechter, da der Dûc d'Aiguillon ihr Unglück durch die ausgeſuchteſte, ganz zweckloſe Treuloſigkeit und Bosheit vollendete.

Vom erſten Augenblick ſeiner Miſſion an hatte Dûmouriez beſtändig gemeldet, er habe ſich des Grafen Oginski verſichert, der ein Corps von der lithauiſchen Armee von wenig-

ſtens 5 bis 6000 Mann ſtellen würde, einen großen Theil des Adels aus dem Großherzogthum ungerechnet. Dieſelben Verſicherungen hatte der Schwager des Grafen, der Geſandte zu Paris, Graf Wielhorski gegeben. Zu gleicher Zeit aber hatte Dümouriez auch vorgeſtellt, daß das Beiſpiel von dem, was dem Fürſten Radzivil begegnet war, der faſt ohne ſich zu ſchlagen, alle feſten Plätze in Lithauen verloren hatte, und von dem Fürſten Daſchkoff an der Spitze eines kleinen Corps ruſſiſcher Truppen, mit dem Grafen von Pac in dem feſten Ort Nieswicze eingeſchloſſen, gefangen und zur Capitulation gezwungen war, ſehr vorſichtig in der Wahl der Zeit zu einem Aufſtande in Lithauen machen müßte.

Ferner hatte er erklärt, daß wenn ſelbſt der Graf Oginski, wie man hoffen müſſe, an der Spitze regulärer Truppen den beſten Widerſtand leiſtete, ſo würde doch, da er ſich hinter der Armee des Grafen Weymarn von einer Seite befände, und man Truppen aus Liefland, der Ukraine und Moſcovien gegen ihn könnte marſchiren laſſen, ſein Untergang unvermeidlich ſeyn, wenn ſein Aufſtand bloß

einſeitig wäre, und nicht allein dann, wenn dieſer Aufſtand ohne Verbindung mit einem allgemeinen Angriff geſchähe, ſondern auch alsdann noch, wenn die Truppen aus Groß- und Kleinpohlen nicht bis auf eine gewiſſe Höhe gekommen wären, um ihn entweder durch unmittelbare Hülfe oder eine Vereinigung aus der Verlegenheit zu ziehen, oder ihn auch durch eine Diverſion, welche die Ruſſen ſonſt irgendwo beſchäftigte, zu unterſtützen; daß durch Beſchleunigung des Aufſtandes des Grafen Oginski, ſowohl er als ſeine Anhänger unfehlbar zu Grunde gerichtet würden.

Er hatte erklärt: Pohlen habe durch ſeine ſchwachen Confoderationen, die die eine nach der andern unterdrückt wären, ſchon zu ſehr gelitten: der franzöſiſche Miniſter könne mit dieſer Nation, die ſich ihm in die Arme geworfen habe, wie ein guter Vater umgehn. Da man ſie nicht unmittelbar und auf eine furchtbare Weiſe unterſtützen könne, ſo müßte man ihr Rathſchläge ertheilen, in denen Kraft und Klugheit ſich vereinigten; könne man der pohlniſchen Nation auch nicht zu einer ſolchen Macht verhelfen, wodurch ſie ſich ihre Freiheit zu er-

kämpften im Stande wäre, ſo gezieme es doch der väterlichen Großmuth des Königes von Frankreich, ſo viel Individuen als möglich zu retten, indem man ſie abhielte, durch einen unnützen Aufſtand ins Verderben zu rennen; es wäre beſſer, ſie auf andere Zeiten aufzuſparen und andere Umſtände abzuwarten; ein entgegengeſetztes Betragen wäre eine machiavelliſtiſche Hinterliſt, wobei eine ganze Nation aufgeopfert und unſere Politik beſchimpft würde.

Dieſe vernünftigen Vorſtellungen waren für den Dúc de Choiſeuh hinreichend geweſen, der doch auf einen allgemeinen Krieg hinausdachte; für den Dúc d'Aiguillon aber waren ſie völlig unnütz. Sie ſchienen ſogar ſeine Zweiſeitigkeit zu vermehren, obgleich er ein ganz entgegengeſetztes Syſtem zu haben ſchien. Gerard hatte einen Bruder, Namens Renneval, der damals Conſul oder Reſident in Danzig war; dieſer erhielt den Auftrag, mit Oginski beſonders zu unterhandeln, um denſelben zur öffentlichen Erklärung zu bewegen. Damit noch nicht zufrieden, ſchickte er noch einen franzöſiſchen Oberſten, den Chevalier de Murinais, an den Grafen ab.

Vergeblich wiederholte Dümouriez ſeine Vorſtellungen. Er ließ den Grafen Oginski unmittelbar warnen, ſich nicht unnützerweiſe der Gefahr auszuſetzen; er ſchrieb an Wielshorski, er ſolle ſuchen ſeinen Bruder und Lithauen zu retten und denſelben abzuhalten, dieſen verrätheriſchen Eingebungen Gehör zu geben. Alles umſonſt. Man nahm grade den Zeitpunct wahr, Oginski im September zur Erklärung zu zwingen, als das Unglück der Pohlen gewiß und unheilbar war. Der General war wirklich ſo thöricht, den Aufſtand zu wagen. Der Oberſt Albizcew zeigte ſich nur an der Spitze von 1000 Mann Ruſſen bei Pinsk, wo der Sammelplatz der Lithauer war. Es kam nicht einmal zum Gefecht, der ganze Haufen zerſtreute ſich vor Albizcew, der unglückliche Oginski entfloh nach Danzig und die letzte Hülfsquelle der pohlniſchen Freiheit war dahin.

Seit der traurigen Niederlage bei Landscron war das Betragen Dümouriez's und des Miniſters einander ganz entgegengeſetzt. Jener hatte verſchiedenen Magnaten ihre Blankets zurückgegeben und ihnen gerathen, ſich

nicht unnützerweiſe zu compromittiren. Der Gräfin Mniczek, Pac, Bohucz und einigen andern hatte er gerathen, entweder mit dem warſchauer Hofe Frieden zu machen, oder ſich in Petersburg, Wien oder Berlin einen Rückhalt zu verſchaffen, um ihre Familie und ihr Eigenthum zu retten. Er erhielt ſogar die Anführer der Conföderation wachſam gegen ihre eigenen Täuſchungen uud die falſchen Hofnungen, welche ſie faßten. Er war feſt überzeugt, und iſt es noch jetzt mehr als jemais, daß wahre Politik mit Offenheit und Tugend verbunden ſeyn müſſe, und daß man ſeiner eignen Sache ſehr ſchlecht dient, wenn man gegen fremde Nationen falſch und treulos verfährt.

Bald darauf bekam er die Nachricht, daß der Düc d'Aiguillon ihm den Marechal-de-Camp, Baron de Viomesnil, einen Mann von Kopf und militäriſchen Talenten, zum Nachfolger beſtimmt habe. Dieſer General beſitzt einen edlen, großmüthigen und aufrichtigen Character. Eine ſchöne Figur, große Liebenswürdigkeit, ein unüberwindlicher Muth, ein ſehr günſtiges Geſchick und große Thaten

haben ihn mit Recht zu hohen militäriſchen Würden gebracht. Er iſt gegenwärtig der beſte General bei der Armee des Prinzen von Condé gegen die franzöſiſchen Anarchiſten. Man hatte ihm ſehr ungünſtige Eindrücke gegen den in Ungnade gefallenen Agenten und eine Inſtruction mit auf die Reiſe gegeben, die in den Händen eines minder billigen und rechtſchaffenen Mannes jenen unglücklich gemacht hätte.

Dieſe Inſtruction erhielt er auf eine ſonderbare Art. Gerard hatte bei ſeinem Büreau einen Commis, der ſeinem Vorgeſetzten nicht zugethan war. Der Commis hatte Dümouriez nie geſehen, und kannte ihn gar nicht. Seit langer Zeit war er leidenſchaftlich für den glücklichen Fortgang der Revolution in Pohlen geweſen; aber erſt ſeit den Depeſchen dieſes Geſandten hatte er Hofnung gefaßt. Er las dieſelben unaufhörlich wieder, und gewann Zuneigung zu ihrem Verfaſſer. Oft mußte er Depeſchen ſchreiben, die dem Plane, welchen er für den beſten hielt, ganz zuwider waren. Der anfängliche glückliche Erfolg bei dem Einfall in die Woiwodſchaft Cracau, hatte ihm große Freude gemacht; nach dem Vorfall bei

Landscron fiel ſein Muth gänzlich; aber ſtatt dieſes Unglück dem Agenten zuzuſchreiben, bedauerte und rechtfertigte er ihn. Die Inſtruction, welche denſelben ſtürzen ſollte, brachte ihn auf, ſo daß er es wagte, ihm eine Abſchrift davon ohne Brief zu überſchicken. Erſt vier Jahre nachher geſtand er es, daß er ihm dafür zu danken hätte.

Die Inſtruction enthielt ganz falſche Vorſtellungen, recht dazu gemacht, den General Viomesnil irre zu führen. Man ſchilderte ihm die Kräfte der Conföderation als ſehr beträchtlich, indem man von dem Zeitpunct vor der Niederlage bei Landscron ausging. Man ſprach von 20000 Mann vortreflicher Cavallerie, 4000 Mann Infanterie, mit der Ausſicht, ſie drei oder wohl gar vierfach zu vermehren, von fünf oder ſechs feſten Plätzen, die von den Ruſſen vergeblich angegriffen wären, und von mehr als 150 Canonen. Außer dieſen Hülfsmitteln kündigte man ihm den nahen Aufſtand Lithauens und den faſt gewiſſen Abfall der Kronarmee an, die zu ihm ſtoßen würde. So ſtellte man ſeiner Thätigkeit ein magiſches Gemählde dar, mit 50 bis 60000 Mann, die er

aus der Erde mit einem Zauberſtabe hervorrufen könnte, nebſt einem erhabenen einträchtigen in mehrere Ausſchüſſe vertheilten Senat, der faſt an allen Höfen ſeine Geſandten hielte.

Sodann kam auf Dümouriez die Rede. Man fing mit einigen heuchleriſchen Lobeserhebungen an. Man geſtand, daß ſeine Ideen und Bemühungen zu dieſem glänzenden Zuſtande beigetragen hätten, den unglücklichen Erfolg aber ſchrieb man auf die Rechnung ſeiner Unerfahrenheit, ſeines Muthwillens, ſeines Eigenſinns und ſeiner rieſenhaften Entwürfe. Man verwies Viomesnil auf viele der Inſtruction beigefügten Beilagen, welche Klagen und Beſchwerden gegen Dümouriez enthielten, theils von der Conföderation, ſogar von dem Grafen Pac, theils von den pohlniſchen Heerführern, theils endlich von franzöſiſchen Abentheurern, die durch Verläumdungen bei dem neuen Miniſter ihre Umſtände noch zu verbeſſern ſuchten, nachdem er ihnen Sold und Beförderung ertheilt hatte. Da die mehrſten Klagen auf die Verweigerung des Geldes hinausliefen, ſo ſchien man ſehr beſorgt darüber, was er wohl mit den Subſidien

angefangen haben möchte, und hatte Viomesnil beſonders aufgetragen, ihn genaue Rechnung ablegen zu laſſen. Die übrigen Klagen betrafen Mißbrauch ſeines Anſehens und harte Aeußerungen.

Dümouriez, der keins von den Papieren über die pohlniſchen Angelegenheiten, die er einmal ſehr nöthig haben möchte, und die ihm Viomesnil, den er noch nicht kannte, vielleicht auf Befehl abnehmen konnte, verlieren wollte, machte daraus ein Convolut, vertraute daſſelbe ſeinem getreuen Vetter Chateauneuf an, und ließ ihn, unter dem Vorwande ſeinem Nachfolger entgegenzureiſen, und mit demſelben wieder zurückzukommen, nach Wien abreiſen; dieſer aber ſchützte unterwegs ſeine damals wirklich mißlichen Geſundheitsumſtände vor, und ſetzte, dem Befehl ſeines Vetters zufolge, ſeine Reiſe nach Frankreich fort, wo er die Papiere an einen ſichern Orte niederlegte. Sie ſind ſo, wie ſeine Nachrichten über Pohlen und Bemerkungen über Ungarn, die er in Nebenſtunden aufgeſetzt hatte, ein Raub der Anarchiſten geworden.

Bloß die Papiere zu ſeiner Rechtfertigung über die Anwendung der Subſidien hatte er bei ſich behalten. Viomesnil langte im Anfange des Septembers in Biliz an. Anfänglich war er ſehr kalt und zurückhaltend gegen ſeinen Vorgänger, der ſeinen Character ſtudierte und den Augenblick des Zutrauens abwartete. Nachdem er die Angeber angehört und ſich überall bemüht hatte, das ſchöne Gemählde von der Macht und den Operationen, welches ihm ſeine trügeriſche Inſtruction entwarf, wahr zu finden, und unter den Pohlen keinen einzigen guten Kopf, keinen Zuſammenhang in ihrer Verſammlung, keinen Plan, keine Armee, kein Geld antraf, ſo gab er der Rechtſchaffenheit und Offenheit ſeines Characters nach, und kam eines Morgens mit einem Ingenieur, Namens Menonville, einem Mann von großen Talenten, der ſein völliges Zutrauen beſaß und verdiente, zu Dümouriez. Dieſer überließ ſich gleichfalls ſeiner natürlichen Offenherzigkeit; ſo wurde die Unterhaltung ſehr herzlich und legte den Grund zu der Freundſchaft, die ſie ſeitdem mit einander verband. Er ſagte ihm grade heraus: er wiſſe

recht gut, daß ſeine Inſtruction gegen ihn gerichtet wäre, darum habe er auch die Vorſicht gebraucht, ſeine Papiere nach Frankreich zu ſchicken; deswegen ſolle es ihm aber nicht an allen nöthigen Nachrichten mangeln, die er nur verlangen würde, weil er ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen könnte. Dieß konnte er auch in der That ſo ſehr, daß ihm noch 1794, nach drei und zwanzig Jahren, ſeitdem ihm ſo viel wichtigere Dinge durch den Kopf gegangen ſind, die Namen, die Oerter, die Lagen, die genauern Umſtände der Intriguen und Unterhandlungen, ohne Papiere und Charten, in der beſten Ordnung und ganz genau beim Schreiben einfallen.

Nun beſchrieb er ihm den wichtigen Zuſtand, worin er die Conföderation angetroffen hatte, den beſſern Zuſtand, in welchem ſie ſich eine kleine Weile befunden, ſo lange ſie ſeinen Plan befolgt, und die verzweifelte Lage, in die ſie ſich durch Abweichung von demſelben geſtürzt hätte, die Gefahren der falſchen und trügeriſchen Politik des franzöſiſchen Hofes, den Einfluß der Unfälle der Türken, welche den Umſturz dieſer chimäriſchen Revolution vol-

lendeten, und die unfehlbare nahe Theilung von Pohlen. Er rieth ihm, ſeinen militäriſchen Ruf nicht aufs Spiel zu ſetzen, und ſich nicht an die Spitze ſolcher Truppen zu ſtellen, welches er als bloßer Oberſt hätte thun können und müſſen. Hierauf übergab er ihm die Berechnung ſeiner Ausgaben, die ſich nicht über 185000 L. beliefen, und hinterließ ihm 100000 per Caſſe für das Jahr 1770 und die ganze Summe für 1771, welche noch gar nicht angerührt war.

Viomesnil und Menonville waren ganz erſtaunt über dieſe Schilderung. Der General bat ihn auf das dringendſte bei ihm zu bleiben, und verſprach ihn zum Brigadier zu machen. Er ſchlug es aber ſtandhaft aus, und der Baron Viomesnil muß ſich noch der Antwort erinnern, die er ihm ertheilte. Er ſagte ihm: wenn er franzöſiſche Truppen bei ſich hätte, ſo würde er herzlich gern unter ihm dienen, wenn er auch nur 50 Dragoner commandiren ſollte; da er aber die politiſchen und militäriſchen Angelegenheiten der Conföderation als Chef dirigirt hätte, ſo könne er nicht als Subaltern mit den Pohlen dienen. Dieſe wären

ren aufgeblaſen, und er ſtolz, folglich würde er jeden Augenblick anſtoßen, und daher unnütz ſeyn. Der General fand dieſen Grund richtig, und verlangte Nachrichten von ihm, die er ihm auch ertheilte, und ihm ſeine Pferde und Equipage käuflich überließ.

Viomesnil war ſo redlich, dem Dúc d'Aiguillon zu ſchreiben, Dúmouriez's Plane wären vortreflich; wenn man ſie befolgt hätte, ſo wäre alles gut gegangen. Unter andern hinterließ er ihm auch einen Entwurf, das Schloß von Cracau zu überrumpeln. Der Entwurf war gut; er hatte ihn ſeit zwei Monaten bei ſich behalten, und bis auf beſſere Zeiten, wenn er mehr Infanterie hätte, aufgeſpart; eben ſo auch den Entwurf, Zamoſc, welches ihm übergeben werden ſollte, zu überfallen. Er wollte dieſe beiden Streiche und den Aufſtand in Lithauen zugleich mit ſeinem Plan auf Sendomir ausführen. Die abgeſonderte Ausführung eines jeden für ſich, ſchien ihm mehr ſchädlich als nützlich.

Nach ſeiner Abreiſe ließ Viomesnil, zufolge ſeines unternehmenden Geiſtes, im Vertrauen auf ſein Glück, und in der Hofnung,

die Pohlen aus ihrer Schlafſucht zu ziehen, und ihnen ihre verlorne Thätigkeit und Energie wieder zu geben, den Ueberfall des cracauer Schloſſes durch den braven Choiſy, der hernach als Generallieutenant geſtorben iſt, und den er, nebſt ungefähr zwanzig vortreflichen Officieren von den leichten Truppen mitgebracht hatte, ausführen. Die Ruſſen belagerten hierauf daſſelbe, aber Viomesnil konnte es nicht dahin bringen, daß die pohlniſche Cavallerie ſich vereinigt hätte, um dem Orte zu Hülfe zu kommen. Nachdem Choiſy eine merkwürdige Belagerung ausgehalten hatte, die den Franzoſen unendlich viel Ehre machte und zu den glänzenden und ſeltenen Auftritten in der Kriegsgeſchichte gehört, mußte er capituliren, und hatte dieſen offenen Ort zwei Monate lang vertheidigt. Pohlen wurde durch den berliner Tractat getheilt, und Viomesnil, der eine mühſame, fruchtloſe und unangenehme Miſſion ausgeführt hatte, ging nach Frankreich zurück.

Das ſind die vorzüglichſten Züge der pohlniſchen Revolution, an welcher Dümouriez Theil genommen und ſich etwas weitläuftiger

darüber ausgelaſſen hat, um die verlornen Nachrichten, die er darüber niedergeſchrieben hatte, zu erſetzen. Die Pohlen verdienen mehr Mitleid als Tadel. Die Nachbarn, welche ihr weitläuftiges Gebiet zerſtückelt haben, hatten ſämmtlich die Conſtitution und Freiheit derſelben garantirt.

Die pohlniſche Nation iſt brav, großmüthig, höflich und geſellig. Damals waren Verſtand, Talente und Thätigkeit Kunkellehne. Die Weiber betrieben die Geſchäfte und bewieſen Strebſamkeit, während die Männer ein wollüſtiges und galantes Leben führten. Um ſie zu charakteriſiren, nannte Dümouriez ſie in einer Depeſche an den Düc de Choiſeul: die europäiſchen Aſiaten. Sie hatten die größte Liebe zur Freiheit; dieſer Leidenſchaft opferten ſie ohne alle Rückſicht Vermögen und Leben auf. Aber das Syſtem ihrer Verbindung und ihre eigne Verfaſſung, war ihren Anſtrengungen hinderlich, und gab denſelben die Richtung gegen ſie ſelbſt. Ihre Thätigkeit war ein Sturmwind, der die benachbarten Eſſen, wo ihre Feſſeln geſchmiedet wurden, anzündete.

Ihre Sclaverei währete ſchon ſiebenzig Jahre lang, ſeitdem nemlich Peter der Große der Schöpfer des ruſſiſchen Reichs wurde. Damals hätte man Conföderationen machen und Unterſtützung haben müſſen von denjenigen Mächten, denen daran gelegen war, ſich dem Aufkommen dieſes neuen Volks zu widerſetzen. Sie fochten für ihre Verfaſſung, für die Erhaltung ihrer Freiheit; ſie hätten damit anfangen ſollen, dieſelbe zu zerſtöhren. Die pohlniſche Verfaſſung iſt eine reine Ariſtocratie, in welcher die Adlichen aber kein Volk zu regieren haben; denn dieſen Namen kann man ſieben oder acht Millionen dem Boden anklebenden Leibeigenen, die keine politiſche Exiſtenz haben, deren Sclaverei gekauft, verkauft, vertauſcht, vererbt wird, und die ſich alle Abänderung des Eigenthums wie die Hausthiere gefallen laſſen müſſen, unmöglich beilegen. Der geſellſchaftliche Körper der Pohlen iſt eine Mißgeburt, die lauter Köpfe und Magen, aber keine Arme und Beine hat.

Ihre Regierung, ihr Geſetzbuch, gleicht dem der Zuckercolonien, die aus eben den Gründen ihre Unabhängigkeit nicht behaupten

können. Die pohlniſche Nation beſtand alſo vor der Theilung nur aus einem geſellſchaftlichen Körper von 8 bis 900000 Edelleuten auf einer Oberfläche, die unter einer andern Regierung 30 Millionen freier Menſchen hätte ernähren können.

Die Spartaner hatten freilich auch die Heloten als Landbauer, ſo wie die Pohlen ihre leibeignen Bauern; aber die Spartaner hatten ein weit kleineres Gebiet, ſtrenge Sitten, harte Geſetze, und eine ſehr gut eingerichtete Regierungsform. Die Spartaner bewaffneten ihre Heloten, gebrauchten dieſelben im Kriege und erſetzten durch die Aufnahme einer gewiſſen Zahl derſelben in den Bürgerſtand, die abgenommene Bürgerzahl, wenn der Krieg den Staat entvölkert hatte. Die adlichen Pohlen wagen es nicht, ihren Leibeigenen die Waffen in die Hand zu geben, und beehren ſie nie mit dem Adel.

In Sparta waren die Güter gemein, die Bürger einander gleich, die Könige eingebohren und erblich, die Ephoren ſchränkten die Macht derſelben ein, es gab keinen Weg zu Beſtechungen. In Pohlen verurſachen die erblichen

Würden, die Woiwodſchaften, die Kaſtellaneien, Staroſteien, eine ungeheure Ungleichheit unter den Bürgern, das heißt, unter den Edelleuten. Jede Königswahl vermehrte die Beſtechungen, und die Verkäuflichkeit und die gewöhnlich ſehr ſtürmiſchen Reichstage, und beſonders das liberum veto, ſchwächte die Republik vollends und ſtürzte dieſelbe eben durch ihre verfaſſungsmäßigen Formen in Unordnung und Anarchie. Endlich auch die Conföderation trug durch ihre Eigenmächtigkeit und durch die Gewohnheit der Pohlen, ihr Spiel damit zu treiben, und ſie zu Ränken und Kunſtgriffen zu gebrauchen, zu jener Schwächung bei.

Um frei zu ſeyn, hätten die Pohlen ſchon ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ihre Verfaſſung abſchaffen und durch Freilaſſung ihrer Landleute, ſich eine der Größe ihres Gebiets angemeſſene Zahl von Bürgern verſchaffen müſſen. Dann hätten ſich ihre Tugenden entwickelt, und ſie ſelbſt wären zu einer bedeutenden Nation geworden. Denn ihre Tugenden gehören ihnen, ihre Laſter aber ihrer unhaltbaren Verfaſſung an.

Die abgeriſſenen Stücke von Pohlen haben andere Herren bekommen. Der noch übrige Theil iſt beträchtlich genug, um für eine Macht zu gelten, wenn man nur eine freie, geſellſchaftliche Regierungsform annimmt, die durch Erhebung der Menſchen, die das Land bauen, zu Bürgern, alle an die National-Exiſtenz bindet. Dieſes iſt freilich viel verlangt, aber unumgänglich nothwendig, wenn es künftig noch eine pohlniſche Nation geben ſoll. Thun ſie ſelbſt nicht dieſen entſcheidenden Schritt, ſo iſt die gänzliche Theilung Pohlens gar nicht zu verhindern. Dann wird die Republik oder das Königreich Pohlen aus den Jahrbüchern Europa's ausgetilgt werden, wie das aſſyriſche, römiſche und ſo manche andere Reiche aus den Jahrbüchern der Welt. Ob das ein Unglück, oder ein Glück iſt? das kann allein die Vorſehung vorausſehen. Die Menſchen ſind Kinder, die mit ihrer Exiſtenz ernſthaft ſpielen, bis die unwandelbaren Beſchlüſſe derſelben, ohne ihr Zuthun, über ihr Loos entſcheiden.

finis Poloniae

Neuntes Kapitel.

Rückkehr nach Frankreich.

Dümouriez trennte ſich ungern von dem Baron de Viomesnil und von einigen Pohlen, beſonders von Bohucz, der einige Jahre nachher in Frankreich, wohin er ſeine Zuflucht genommen hatte, ſtarb. Es war ein Mann von großem Character und umfaſſendem Genie. Hätte die Conföderation obgeſiegt, ſo hätte er Pohlen regiert und umgeſchmolzen. Dümouriez reiſ'te mit ſeinem Adjudanten, dem Dragonercapitain, Grafen von Segür, ab. Da er gar keine Eile hatte, und eines ſchlechten Empfanges gewiß war, ſo nahm er einen Umweg, um eine Reiſe zur Vermehrung ſeiner Kenntniſſe zu machen, ging wieder durch Ungarn, wo er viele Freunde hatte, durch Böh-

nen, um die Felder der Ehre des großen Friederichs zu beſuchen; beſah in Sachſen das Lager bei Pirna, hielt ſich in Dresden und Leipzig auf, kam nach Frankfurt am Main, von wo er über Mons und Brüſſel wieder nach Frankreich kam, ſich einige Zeit zu St. Quentin bei ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin von Fervacques aufhielt, und erſt im Anfange des Januars 1772 zu Paris anlangte. Der Graf von Broglio, Herr von Chauvelin und Favier benachrichtigten ihn, daß der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gegen ihn declamirte. Er war ſo vorſichtig geweſen, ſeine Beſoldung nicht von den Subſidien zu nehmen; er hatte ſie ſeit neun Monaten, alſo 27000 L. zu fordern. Bei der unglücklichen Miſſion hatte er beinahe 40000 L. von ſeinem Väterlichen verzehrt.

Er begab ſich nach Verſailles und verlangte Audienz bei dem Dûc d'Aiguillon. Er erhielt ſie, und ſie wurde ſehr ſtürmiſch. Der Dûc, der ihn nie geſehen hatte, redete ihn an, und ſagte in einem ſtolzen und aufgebrachten Tone: Nun, ſind Sie da? Sie werden, denk' ich, wohl keine Belohnungen

erwarten. — Ich halte Sie für zu gerecht, gnädiger Herr, als daß Sie mich in die Lage verſetzen ſollten, Sie darum bitten zu müſſen. — Nun, nun, rechnen Sie nicht darauf, der König iſt ſehr unzufrieden mit Ihnen. — Doch ſollte ich denken, daß er über den Bericht des Baron de Viomesnil ſehr zufrieden wäre. — Nein, mein Herr, ich habe drei Beſchwerden gegen Sie. — Und die erſte davon? fragte Dümouriez ſtolz. Der Dûc über die Frage erſtaunt, antwortete ſtotternd vor Zorn: wie, Sie wollen mich unterbrechen? Wiſſen Sie, daß ich Sie beſtrafen kann? — Ich bin nicht ſo thöricht, Ihre Gewalt zu verkennen, gnädiger Herr. Mein ganzes Erbtheil iſt meine Aufführung. Sie haben, ſagen Sie, drei Beſchwerden gegen mich, Sie ſcheinen ſehr aufgebracht; ich bitte Sie, mir die erſte Beſchwerde zu nennen. — Mein Herr, Sie haben thörichte und rieſenmäßige Plane gemacht. — Dieſe

Beſchwerde trifft mich nicht; der Kö-
nig und ſein Conſeil haben die Pla-
ne genehmigt, Sie ſelbſt haben ſie
gebilligt, ich habe noch Ihre Briefe.
Und die zweite Beſchwerde? — Die
zweite, mein Herr? Sie haben eine
Verſammlung, welche eine Nation
repräſentirte, und edle Pohlen grob
und unanſtändig behandelt. — Das
iſt nicht wahr, gnädiger Herr; man
hat Sie hintergangen. Doch, wir
wollen einen Unterſchied machen. Ich
habe mit der Confoͤderation allezeit
mit Achtung geredet und an dieſelbe
geſchrieben, um ſie zu ihrer Würde
zu erheben; aber ich gebe zu, daß
ich zuweilen gezwungen geweſen bin,
Individuen, ſelbſt vornehme Herrn,
hart zu behandeln. Bei Scawina
und Landscron habe ich ſogar mit
der Fuchtel Flüchtlinge umzukehren
genöthigt, ohne mich darum zu be-
kümmern, ob ſie adlich waren oder
nicht. Daſſelbe wird der Baron de
Viomesnil auch thun müſſen; daſ-

ſelbe hätten Sie an meiner Stelle auch gethan; wahrlich dieſe Beſchwerde iſt Ihrer Aufmerkſamkeit nicht werth. Und die dritte? — Jetzt werden Sie unverſchämt; Sie wollen trotzen, Sie ſind eine Creatur des Dúc de Choiſeul. — Ich bin Gottes und meines Degens Creatur. Dieſe Benennung ſchickt ſich nur für Ihre Bedienten; ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen. Hiemit öffnete er die Thüre. Der Dúc ſagte: ich werde Sie in die Baſtille ſchicken. — Das können Sie wohl; aber Sie werden mich nicht wieder daraus entlaſſen. — Sie ſind ein Hartkopf. — Gnädiger Herr, nur Kugeln ſind härter als mein Kopf; aber warum behandeln Sie mich ſo übel? — Nun nahm der Dúc eine ruhigere Miene an und ſagte ziemlich artig: ich bin gerecht, Sie haben mir gemeldet, daß Sie Ihren Sold noch zu fordern haben, er ſoll Ihnen richtig ausgezahlt werden, aber mehr erwarten Sie auch nicht von

mir. — Nun meinetwegen, ich bin ohnedieß in die auswärtigen Angelegenheiten nur ſo eingeſchoben, ich bin ihrer ſatt, und will mich an meinen Miniſter halten. — Acht Tage darnach wurde der Sold ausgezahlt.

Gleich nach dieſer lebhaften Unterhaltung begab er ſich zum Kriegsminiſter, den Marquis de Monteynard, den er eben ſo wenig jemals geſehen hatte. Der Miniſter war in ſeinem Cabinet. Der Kammerdiener, welcher ihn anmeldete, kam wieder und ſagte: er ſolle gelegentlich einmal wieder kommen, jetzt habe man keine Zeit mit ihm zu ſprechen. Er aber voll Zorn, ſprengte die Thür und unterbrach den Marquis, der mit unbeſchreiblicher Kälte ihn fragte: warum er die Thür eines Miniſters geſprengt habe. Sie ſehen, antwortete jener, ich bin ſehr bewegt, hören Sie mich an, ſo ſollen Sie ſehen, ob ich Unrecht habe. Nun erzählte er ihm mit Lebhaftigkeit den Auftritt, den er eben mit dem Dûc d'Aiguillon gehabt hatte. Während der Erzählung wurde die ruhige Figur des Marquis de Monteynard allmählig belebt; er

bedauerte ihn, und gab ihm die Verſicherung, er ſolle eine ſolche Ungerechtigkeit bei ihm nicht antreffen.

Der Marquis haßte den Dûc d'Aiguillon. Die ganze ehemalige Parthei des Dûc de Choiſeul, vorzüglich der Prinz Condé, der ihn ins Miniſterium gebracht hatte, unterſtützten ihn gegen denſelben. Die Conferenz währede lange, und vier Tage nachher ſtellte ihn der Miniſter mit 3000 L. Gehalt bei der Legion Lothringen an, deren Oberſter der Graf Vio⸗mesnil, ein Bruder des Generals in Pohlen, war, mit welchem er von Corſica her bekannt war. Hierauf unterhielt der Miniſter ſich mit ihm ſehr vertraut über mancherlei Gegen⸗ſtände.

Er erzählte ſein Abentheuer dem Grafen von Broglio und Favier. Nun gab es einen Artikel in dem geheimen Briefwechſel ab, wel⸗cher Ludwig XV viel Spaß machte. Dieſer haßte den Dûc d'Aiguillon, und hielt nicht viel von deſſen Talenten. Er befand ſich aber beſſer bei ihm. als beim Dûc de Choiſeul, deſſen entſcheidende Ueberlegenheit ihm immer läſtig geweſen war.

Das ganze Jahr 1772 brachte er theils in Paris, theils in Verſailles zu, wo er ſeit dem Tode ſeines Oheims eine Wohnung gemiethet hatte. Da er nur zur Suite der lothringiſchen Legion gehörte, ſo hatte er gar keine Dienſte zu thun. Doch war er in dieſer Muße nicht ohne Beſchäftigung. Seine erſte Arbeit war eine Anweiſung für leichte Truppen, ein practiſcher Tractat über den kleinen Krieg, worin alles enthalten war, was ein Officier wiſſen muß, um ein guter Partheigänger zu werden. Einen ſeiner Zöglinge, Namens Monſigny, ließ er als Dragonercapitain bei der lothringiſchen Legion anſetzen, um dieſe Anweiſung wirklich einzuführen. Es gelang damit, und ſie würde zuletzt allgemein eingeführt ſeyn, wenn der Herr von St. Germain nicht 1774 eine Reform mit dieſen Corps vorgenommen hätte.

In der Folge übergab ihm der Miniſter die Prüfung einer neuer Abhandlung über die Kriegshoſpitäler, die ein Arzt, Namens Colombier, eingereicht hatte. Das Werk beſtand aus zwei Theilen; der eine war betitelt: Kriegsgeſundheitslehre, der andere Kriegs-

arznei. (Hygiène militaire, Médecine militaire). Das alles veranlaßte Unterſuchungen und Verſuche, die in eigentlich dazu errichteten Hoſpitälern angeſtellt wurden. Aber die Verwaltung der alten Vorſteher der königlichen Hoſpitäler behielt die Oberhand, und aus dem allen erfolgten nur einige unbedeutende Verbeſſerungen, und die Abſtellungen einiger groben Mißbräuche, wodurch er ſich Feinde machte, weil er Colombier unterſtützt hatte, der übrigens ein gefährlicher und ſchlechter, aber ſehr geſchickter Menſch war.

Eine andere Arbeit von einem halben Jahre ward ihm aufgetragen. Von ſeinen Reiſen hatte er Nachrichten über den kriegeriſchen Zuſtand und die Verfaſſung von Portugall, Spanien, Preußen, Rußland und Oeſterreich mitgebracht. Der Marquis de Monteynard, dem er dieſelben zeigte, befahl ihm, eine vergleichende und beurtheilende Tabelle daraus zu ziehen. Dieſe theilte er in ſechs Spalten, indem er Frankreich mit hineinſchob. Die beurtheilende Nebeneinanderſtellung der verſchiedenen Einrichtungen, nebſt den Unterſuchungen über die Verſchiedenheit des Nationalgei-

ſtes,

ſtes, wodurch die Abweichungen und Widerſprüche nothwendig werden, machten dieß Werk ſehr lehrreich. Es iſt verlohren gegangen.

Der Marquis de Monteynard war nur ein mittelmäßiger Miniſter, aber verſtändig, rechtſchaffen und fleißig. Er hatte ſich im Kriege ſehr gut gehalten, war ein guter Staabsofficier und kannte das Innere einer Armee recht gut. Außer dem Kriegsweſen aber war er völlig unwiſſend. Er war ſchon zu alt, um das Staatsrecht und die gegenſeitigen Verhältniſſe der Nationen zu ſtudieren; er hätte auch nicht einmal Zeit dazu gehabt. Seiner Schwäche in dieſem Punct ſich bewußt, ſprach er ſehr oft darüber mit Dümouriez. Beide beſchäftigten ſich oft mit dieſem Gegenſtande, und um dem Marquis die Einſicht in denſelben zu erleichtern, ſchrieb Dümouriez ein kleines Werk für ihn, betitelt: ſpeculative Darſtellung von Europa, wovon Ludwig XV eine Abſchrift erhielt, der dadurch eine Vorliebe für den Verfaſſer gewann, die dieſen in die Baſtille brachte.

In eben dieſem Jahre machte er mit Guibert und Delille, ehemaligem Proviantmeiſter in Corſica, den erſten rohen Entwurf zu einer Arbeit über die allgemeinen Stände, deren man, wie ſcharfſehende Leute damals urtheilten, bedürfen würde. Keiner von den dreien konnte damals vermuthen, daß dieſe vortrefliche Hülfsquelle die Urſache des fürchterlichen Unglücks von Frankreich ſeyn werde.

Alle Mitglieder der geiſtreichen, gelehrten und liebenswürdigen Geſellſchaft, in welcher er damals lebte, ſind geſtorben. Glücklich iſt der größte Theil von derſelben, der die Revolution nicht mehr erlebt hat. Diejenigen, mit denen er hernach Umgang hatte, z. E. Bailly, Champfort und andre, ſind die unglücklichen Opfer derſelben geworden. Alle ſeine Freunde, Verwandte, Kriegskameraden ſind ermordet, oder irren umher. Paris, damals der Sitz des Witzes und der Philoſophie, iſt eine Schlammgrube von Verbrechen geworden. Alle Gaſſen, die er einſt betrat, triefen von Blut. Plünderung hat die Häuſer, in denen er lebte, verwüſtet. Kein bekanntes Geſicht würde er dort wiederfinden. Unbändige Zü-

gelloſigkeit erhält alle Einwohner in Schrek=ken, die Sansculottes ausgenommen. Jeder ruft: es lebe die Freiheit, und zit=tert vor der Guillotine. Er ſucht ſein Vater=land wieder, und findet nur Schutthaufen. Er ſucht Franzoſen, und findet nur trozige Wilde, mit Blut bedeckt. Unglückliche Emi=grirte, haltet euch ferner nicht mehr die Lei=den einander vor, die euch beugen! Alle Fran=zoſen, von allen Partheien, haben geirrt und Fehler begangen. Gegenſeitige Nachſicht be=reite ſie vor zur Eintracht, wenn einmal dieſe blutige Sündfluth von Verbrechen vorüber ſeyn wird. Dümouriez iſt zu alt für die Hof=nung, Frankreich wieder aufleben zu ſehn; aber das Schickſal deſſelben mag ſeyn, wel=ches es will, er wird frei ſterben, denn ſeiner Seele wird man keine Feſſeln anlegen können, und ſein lezter Wunſch wird das Glück ſeines Vaterlandes und ſeiner Landsleute ſeyn, wel=cher Meinung ſie auch zugethan ſind, die Bö=ſewichte und Tyrannen ausgenommen.

Zehntes Kapitel.

Revolution in Schweden.

Der Marquis d'Oſſün und der Düc de Crillon kamen in dieſem Jahre nach Paris. Dümouriez beſuchte jenen ſehr oft mit der Dankbarkeit und Ergebenheit, die er demſelben ſchuldig war; ſo wie auch dieſen, einen ſehr aufgeräumten und liebenswürdigen Mann, welcher mit dem Düc d'Aiguillon unter dem Regiment des Königs gedient hatte, und mit demſelben in genauer Verbindung ſtand. Er hatte ſich feſt vorgenommen, dem Miniſter günſtigere Geſinnungen für Dümouriez einzuflößen, und dieſen mehr an den Miniſter anzuſchließen. Dümouriez war ſechs Monate in Paris, ohne wieder zu dem Düc d'Aiguillon gekommen zu ſeyn. Man hatte alle von

Pohlen zurückgekehrte Officiers belohnt und ihnen höhere Grade ertheilt. Herr von Monteynard hatte es nicht gewagt, dieſe Gelegenheit zu nützen, für ſeinen Lehrmeiſter in der Politik den Grad eines Brigadiers zu erhalten, welcher dieſe Ungerechtigkeit mit philoſophiſcher Geduld ertrug, obgleich Herr von Broglio und von Chauvelin, die darüber empfindlicher waren als er ſelbſt, den Verſuch gemacht hatten, ihm Antheil an dieſer kleinen Promotion zu verſchaffen. Der Dûc de Crillon redete deshalb mit dem Dûc d'Aiguillon, und einige Tage nachher erhielt Dûmouriez einen ſehr artigen Brief vom Miniſter, mit einer Anweiſung von 3000 L. auf die Caſſe der auswärtigen Angelegenheiten, und dem Befehl, ihm aufzuwarten. Der Miniſter hatte eine ſehr gnädige, und Dûmouriez, der jenes Geſchenk als eine Beleidigung anſah, eine ſehr kalte Mine angenommen. Er zog die Anweiſung aus der Taſche und übergab ſie dem Dûc mit den Worten: Gnädiger Herr, ich bin Ihnen für Ihren guten Willen verbunden, aber ich habe nichts verlangt, und dieß hier iſt entweder zu

viel, oder zu wenig. Der Dûc erſtaunte, legte die Anweiſung auf ſeinen Pult und antwortete mit gezwungener Mine: ſchon gut. Dûmouriez empfahl ſich, und nie haben ſie ſich wieder geſehen.

So diente die Verwendung des guten Dûc de Crillon zu weiter nichts, als ſie nur noch mehr mit einander zu entzweien. Ein Paar Tage nachher ſagte dieſer zu ihm: ich bin beim Miniſter geweſen, er iſt ganz aufgebracht gegen Sie, er nennt Sie einen wahren Britomar. — Was heißt das, Britomar? fragte er. — Ein hochmûthiger Menſch von unbåndigem Character, in dem Roman Caſſandra von Calprenede. — Nun, woher kommt dem Miniſter dieſe große Gelehrſamkeit? — Beim Regiment des Kônigs hatten wir nichts anders zu leſen, und ich bin ûberzeugt, ſo ſehr er auch Miniſter iſt, ſo hat er doch nie etwas anders, als Romane geleſen. Dieſes Geſpråch ging nicht verloren, der Kônig bekam es in der Correſpondenz zu leſen. Dûmouriez las

die Caſſandra, und war mit dem Character Britomars ganz gut zufrieden.

Der König von Schweden ſchuf in dieſem Jahre die Regierungsform ſeines Vaterlandes um. Dieſe mit vieler Feinheit und Verſchwiegenheit betriebene Revolution koſtete kein Blut, aber ſie hat alle Unruhen, Kriege, Verſchwörungen, Verbrechen vorbereitet, deren Opfer der König geworden iſt, und die das unglückliche Königreich noch beunruhigen. Ludwig XV liebte den jungen Monarchen ſehr, und man behauptet, er habe ihm den Plan, welchen derſelbe befolgte, vorgezeichnet. So viel iſt gewiß, daß der Graf Broglio, ein Freund Scheffers, des Vertrauten von Guſtav III, das Jahr vorher viel über Schweden gearbeitet hat. Man befürchtete, die Parthei von Axel Ferſen, die an der Spitze der Oppoſition ſtand, möchte Rußland zu Hülfe rufen. Nun war die Frage, ob man in dem Falle, zufolge des Tractats zwiſchen Frankreich und Schweden 7000 Mann oder 7 Millionen L. ſchicken wollte. Geld hatte man nicht, und der Düc d'Aiguillon wollte die deutſche Brigade hinſchicken, und dem Marquis de Caſtries, nach-

maligem Marechal de France und Miniſter des Seeweſens, den er gerne los ſeyn wollte, das Commando darüber geben.

Caſtries war ſchön; die Verlaſſenſchaft des Marſchall de Bellisle hat ihn zum reichen Manne gemacht. Er war ein ſehr fleißiger Arbeiter, hatte den Krieg ſehr ausgezeichnet geführt, eine Schlacht gewonnen, und beklei-dete verſchiedene anſehnliche militäriſche Wür-den. Es ſchien, als wenn er die Miniſterſtelle beabſichtigte, und daher war er dem Düc d'Aiguillon im Wege, der mit weniger Talen-ten, aber eben ſo viel Ehrgeitz als ſein Groß-oheim, der Cardinal Richelieu, Premier-Mi-niſter werden wollte.

Es fragte ſich nun, wie man die franzöſi-ſchen Truppen nach Schweden ſchaffen wollte. Zu Lande, — das war unmöglich. Zu Waſ-ſer, — das ging ohne Erlaubniß der Englän-der nicht an. Man ſchickte nach London einen gewiſſen Generallieutenant Mortanges, einen Mann, der ſich wohl zu nehmen wußte. Das engliſche Miniſterium ließ ſich bitten, und erlaubte endlich die Durchfahrt, jedoch unter der Bedingung, daß ſie auf engliſchen

Schiffen und unter Bedeckung engliſcher Fregatten geſchähe. Alles dieſes wurde ohne Wiſſen des Kriegsminiſters abgemacht. Dümouriez erfuhr es vom Grafen Broglio und von Favier, die ihren Spaß an des Dûc d'Aiguillon Verlegenheit hatten. Er ging zum Marquis de Monteynard, der ſich über dieſe Neuigkeit ſehr wunderte und ſchrie, die franzöſiſchen Truppen ſollten nicht auf eine ſo ſchimpfliche Weiſe transportirt werden. Er hatte Recht, aber er mußte ſeine Meinung mit Gründen unterſtützen und einen andern Weg vorſchlagen.

Dümouriez erinnerte ſich, daß während ſeines Aufenthalts in Spanien, ein gewiſſer Oberſt Laſcy den Auftrag hatte, ausländiſche Recruten für dieſe Macht anzuwerben, daß derſelbe einen Depot von Recruten in Hamburg hatte, welcher jährlich 600 und zuweilen ſogar 1200 Recruten lieferte. Er ſetzte alſo ein Memoire im Namen des Kriegsminiſters auf, worin er zuvörderſt die Nothwendigkeit erwies, dem Könige von Schweden eine Subſidie an Truppen und nicht an Geld zu geben; hierauf kam er auf die ſchimpfliche Unterhand-

lung des Dûc d'Aiguillon mit England, davon der unzuläßige Vorſchlag des londner Hofes die Folge geweſen wäre, und that ſodann den Antrag, ein Contingent von 7000 Mann zu ſtellen, ohne einen Mann dazu aus Frankreich zu nehmen.

Er verlangte einen tüchtigen Generallieutenant, der von unten auf gedient hätte, und ein Paar ähnliche Marechaux-de-Camp, eine verhältnißmäßige Anzahl von Officiers von allerlei Rang und Gattung. Dieſe ſollten ſich zu Wismar treffen, einige von ihnen müßten auf beſtimmten Stationen in Lüttich, Hamburg und Danzig angeſtellt werden; man müſſe einen General-Pardon für alle Deſerteurs ausfertigen, die, wenn ſie die fremden Dienſte verließen, ſich entweder an einen von den drei genannten Orten, oder auch gradezu in Wismar einfinden ſollten. Durch dieſe Anſtalten vermiede man den koſtbaren und ſchimpflichen engliſchen Transport; man verhindere eine Schwächung der Armee, und gäbe dem Vaterlande 7 bis 8000 Menſchen wieder, die ihren Pardon wohl verdient hätten.

Herr von Monteynard übergab dieſe Arbeit dem Könige, der ſehr damit zufrieden war. Zwei Tage darauf fragte dieſer ihn, ob ihm nicht vielleicht Jemand dieſe Idee an die Hand gegeben hätte. Er antwortete ohne Umſtände, daß es Dümouriez wäre. Nun, verſetzte der König, ſo ſagen Sie ihm, er ſolle ſich fertig machen, nach Hamburg abzureiſen. Ich billige den Plan, aber er muß an Ort und Stelle unterſuchen, ob er auch ausführbar iſt, und wie viel Zeit dazu gehört; und d'Aiguillon ſoll von dieſer Miſſion nichts wiſſen. Monteynard hinterbrachte Dümouriez die Befehle des Königs; dieſer machte ihm die ſehr natürliche Einwendung: alle Aufträge, die Sie mir da geben, gehen den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an. Der Dük d'Aiguillon wird Händel mit Ihnen darüber anfangen, er iſt mächtiger als Sie, der König wird ſie im Stiche laſſen, Ihnen Ihre Stelle nehmen, und dann bin ich verloren. Machen Sie wenigſtens noch einen Verſuch bei dem Könige, und ſagen ihm die Urſache meiner Ab-

neigung. Monteynard, dem dieſe Gründe ein⸗leuchteten, ging wieder zum Könige. Dieſer aber antwortete ihm mit Ungeduld: Genug ich will. Führen Sie Dümouriez zu mir. Noch denſelben Abend wurde dieſer Ludwig XV vorgeſtellt, welcher zu ihm ſagte: Reiſen Sie ab nach Hamburg, und richten die Befehle Monteynards aus. Ohne Antwort abzuwarten, wandte er ſich um und ging weg.

Nun war alle fernere Ueberlegung über⸗flüßig. Er reiſete im Junius ab. Von ſei⸗nem Miniſter erhielt er Chiffer, Paß, Geld, kurz alles. Er kam in Hamburg an. Die beiden ſchwediſchen Factionen der Hüthe und Mützen hatten ſich unterdeß vertragen. Es war ihm daher lieb, aus der Verlegenheit zu kommen, und weil ſeine Miſſion ihre Endſchaft erreicht hatte, ſo glaubte er aller Gefahr ent⸗ronnen zu ſeyn. Mit ſeinem Miniſter hatte er ſeinen Briefwechſel unterhalten, und den⸗ſelben von allem, was er ſah und erfuhr, benachrichtiget. In Hamburg war guter Um⸗gang, und es gefiel ihm dort ſehr wohl. — Er war nie in Preußen geweſen. Guibert

war damals in Berlin. An dieſen ſchrieb er, er möchte Friedrich dem Großen das Verlangen bezeigen, welches er trüge, denſelben zu bewundern. Der König, der ihn dem Rufe nach, von ſeiner Geſandſchaft in Pohlen her kannte, erlaubte ihn vorzuſtellen. Hierauf ſchrieb er an Favier, ihm ein Empfehlungsſchreiben an den Prinzen Heinrich, der ſehr gnädig gegen denſelben geweſen war, zu ſchicken.

Bei ſeinem Aufenthalt in Hamburg, war er mit Spionen vom Dûc d'Aiguillon umgeben. Man hatte verſchiedene an ihn geſchriebene Briefe aufgefangen; unter andern zwei oder drei vom Grafen de Segûr, der ihm unvorſichtigerweiſe die Vorſtellung der dû Barry bei der Dauphine und verſchiedene andere ſchmutzige Intriguen aus dem Serail des Königs meldete. Endlich wurde er den 7. October 1773, zwei Tage vor ſeiner feſtgeſetzten Abreiſe nach Berlin, Nachts im Bette, von dem franzöſiſchen Geſandten, einem alten Baron de la Houze, mit dem er ſehr genauen Umgang gehabt hatte, arretirt. Dieſer Geſandte ſtellte ihm einen Polizeiaufſeher vor,

Namens d'Hemery, einen ſehr liebenswürdigen und ſanftmüthigen Mann. In einer freien Stadt hätte er ſich beſchweren und ſeine Freiheit reclamiren können; aber ſeiner Unſchuld ſich bewußt, begab er ſich nach dem Hauſe des Geſandten, wo er noch eilf Tage blieb. Die ganze Stadt erſchien dort, ihn zu ſehen, und nie hatte das Haus zahlreichern Zuſpruch gehabt. Er reiſete mit ſeinem Gerichtsbedienten und deſſen zwei Begleitern, und ſeinen eigenen zwei braven Bedienten ab. Er hätte entweder in Weſel oder in Brabant ſich von ihnen losmachen können; aber er ſetzte ruhig ſeine Reiſe fort, und betrat gegen das Ende des Octobers die Baſtille.

Ende des erſten Buchs.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Baſtille.

Bis 1773 hatte Dümouriez ein umherſtreifendes und unruhiges Leben geführt. Alle ſeine Studien und Arbeiten, alle ihm gegebenen Aufträge, betrafen fremdes Intereſſe und auswärtige Gegenſtände. Frankreich hatte er am wenigſten bewohnt, und kannte es am wenigſten. Mit dieſer Epoche begann für ihn eine ganz verſchiedene, geſetztere und ſtetigere Lebensart, worin er gänzlich den unmittelbaren Angelegenheiten ſeines Vaterlandes gewidmet, bekleidet mit einem Amte, welches ſeinen Ideen eine feſte Richtung, und ſeiner Liebe zur Arbeit Uebung gab, mit ſeinem Schickſale zufrieden, ſo ſehr es ein Menſch nur ſeyn kann, unter ſeinen Büchern und in ſeinen

Werkſtätten mit einem für Frankreich weit wichtigern und ſeiner Menſchenliebe weit genügendern Gegenſtande beſchäftigt war. Es gehörte ein gänzlicher Umſturz dazu, um ihn aus dieſer ruhigen ſtillen Lage zu verſetzen. Dieſer Umſturz iſt gekommen, und jetzt, beim Eintritt in das Alter der Ruhe, führet er abermals ein umherſtreifendes raſtloſes Leben.

Wenn man dieſe Nachrichten von ſeinem Leben mit Aufmerkſamkeit lieſet, ſo wird man bemerken, daß er beſtändig, angetrieben von dem Bedürfniſſe, ſich ein feſtes Auskommen zu verſchaffen, von dem Abſcheu vor dem Müſſiggang und dem Durſte nach Belehrung, mehr Thätigkeit als Ehrgeitz hatte, mehr handeln als ſcheinen wollte. Man hat geſehen, wie er in Spanien und hernach in Frankreich höhere Grade ausſchlug. Die Ungerechtigkeit, welche der Düc d'Aiguillon durch die Promotion der Officiere, die in Pohlen unter ihm gedient hatten, an ihm beging, verurſachte ihm auch nicht die geringſte Aufwallung. Doch, unempfindlich gegen den Eigennutz, war er bei all' ſeinen glänzenden Miſſionen arm geworden. Oft verwarf er die Anerbie-

tungen, ſeinen Credit bei den beiden Miniſtern, deren Zutrauen er beſaß, zu verkäufen. Er ſchlug drei ſehr reiche Heurathen aus, die man ihm in Paris deswegen antrug, weil man auf ſeine Beförderung rechnete. 3000 L. Penſion und eben ſo viel Gehalt, war alles, was er ſich erworben hatte; aber er hatte ſie auch wohl verdient, und lebte damit zufrieden. Er hatte ſich keine Vorwürfe zu machen. Er hatte wenig Anhänglichkeit an das Leben, ohne eben deſſelben überdrüßig zu ſeyn. Auch empfand er beim Eintritt ins Gefängniß keine Unruhe, keinen Verdruß.

Abends um 9 Uhr langte er in der Baſtille an. Der Major, ein alter Pedant, ein Janſeniſt, nahm ihn in Empfang, und ließ ihm ſein Geld, ſein Meſſer und ſogar ſeine Schuhſchnallen abnehmen. Bei den letztern konnte er nicht umhin, nach der Urſache zu fragen. Der Major ſagte ihm ſehr weiſe, es wäre einmal ein Gefangener ſo boshaft geweſen, ſich durch Verſchluckung der Schnallenzunge umzubringen. Nach dieſer ſchönen Bemerkung beging der Major dennoch die ſchreckliche Unvorſichtigkeit, ihm die Knieſchnallen zu laſſen.

Er ließ ſich nichts davon merken, und weil er ſehr hungrig war, ſo verlangte er was zu eſſen. Man antwortete ihm, es wäre ſchon ſpät, und wirklich hatte die Viſitation und das Aufſchreiben der Effecten anderthalb Stunden gedauert. Er bat jedoch den Officier, ihm von einem Garkoch in der Nachbarſchaft ein Huhn holen zu laſſen. Ein Huhn, verſetzte dieſer, wiſſen Sie wohl, daß es heute Freitag iſt? — Sie ſollen meine Perſon, nicht mein Gewiſſen bewachen. Ich bin krank, denn die Baſtille iſt eine Krankheit, verſagen Sie mir das Huhn nicht. d'Hemery, der dabei gegenwärtig war, redete dem Major zu, der denn ein Huhn holen ließ.

Hierauf führte man ihn in ſein Zimmer. Es war eine achteckige Stube, ungefähr 18 Fuß nach allen Seiten lang, wenigſtens 25 Fuß hoch, deren einziges 22 Fuß hohes Fenſter, welches ſich in drei Fächern öffnete, eine enge, wenigſtens 15 Fuß dicke Schießſcharte mit zwei Reihen dicken eiſernen Stangen war. Die Meublen beſtanden aus einem alten, ſchmutzigen, ſchlechten wollenen Bette, einem

Nachtſtuhl, einem hölzernen Tiſch, einem Binſenſtuhl und einem Kruge. Ein grober handfeſter Schließer als Kerkermeiſter, machte ihm Feuer an, gab ihm ein Licht und ging hin, ihm Abendeſſen zu holen. Unterdeſſen las er alle Inſchriften an den Mauern. Er fand viele Namen, Sentenzen, Gebete und einige Ungezogenheiten, woraus abzunehmen war, daß dieſer traurige Aufenthalt nicht immer von Leuten von guter Lebensart bewohnt geweſen war. Er aß, legte ſich zu Bette und ſchlief ein.

Den folgenden Morgen wurde er durch das ſchreckliche Geräuſch der ungeheuren Schlüſſel des Gefängnißwärters geweckt, der zwei dicke mit Eiſenblech und eiſernen Stangen beſchlagene Thüren, die ihn einſperrten, öffnete. Dieſer brachte ihm Brod und Wein zum Frühſtück und ſagte ihm, er ſolle ſich ankleiden, denn der Gouverneur wollte ihn um 9 Uhr ſprechen. Er fragte dieſen Menſchen, ob denn kein beſſeres Zimmer zu haben wäre; aber die Antwort war, dieſes wäre eins der beſten im Thurm der Freiheit; denn ſo hatte man mit ausſtudierter Barbarei einen der

Thürme in der Baſtille benannt. Da nun dieß Zimmer im dritten Stocke lag, ſo nannte man es die dritte Freiheit. Lächelnd ſagte er zu dem Kerkermeiſter: es ſcheinet, als wenn man hier in dieſem angenehmen Aufenthalt ſeinen Scherz mit der Gaſtfreundſchaft verbindet. Dieſer Einfall wurde von dem Kerkermeiſter richtig überbracht, und er erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß alle Aeußerungen der unglücklichen Opfer des Miniſterial-Deſpotismus in einem dicken Protocoll aufgezeichnet wurden. Das mag denn freilich ein ſonderbares Buch ſeyn.

Um 9 Uhr holte ihn ein Adjudant mit einem Unterofficier und vier Invaliden ab, und führte ihn in die Rathsſtube, ohne daß er unterwegs auch nur auf eine einzige ſeiner Fragen Antwort erhalten konnte. Gleich darauf trat ein alter Mann im Schlafrock herein; es war der Gouverneur, Graf de Jümilhac. Nie war der Character eines Mannes ſeinem ſchrecklichen Amte weniger anpaſſend. Er hatte es deswegen angenommen, weil es ihm 60000 L. Einkünfte und zwar in Paris eintrug.

Wenn er alle Gefangenen ſo wie Dümouriez'n behandelt hat, ſo haben ſie Urſache der Vorſehung zu danken, die ihn auf dieſen traurigen Poſten ſtellte. Es war ein alter Soldat, der das Vergnügen liebte, gut, gefühlvoll und artig. Um das Detail des Hauſes bekümmerte er ſich nicht, ſein Major war ſein Intendant. Er benachrichtigte ihn, daß der König täglich 15 L. für ihn und 3 L. für jeden ſeiner Bedienten bezahle, und daß er ſich nur bei ihm beſchweren dürfe, wenn er nicht gut gehalten würde. Dümouriez hatte bei ſeinem Eintritt ins Gefängniß ſeine Bedienten, die man zu arretiren keinen Befehl hatte, zurückſchicken wollen. Aber dieſe wollten durchaus nicht frei ſeyn, ſondern lieber das Schickſal ihres Herrn theilen. Sie hatten gehofft, mit ihm in einem Zimmer zu wohnen; das geſchah aber erſt drei Monat nachher. Einer von ihnen iſt jetzt verheurathet und Hausvater. Der andre iſt todt.

Jümilhac ſagte ihm ferner, daß er der Ordnung der Baſtille zufolge, bis nach dem erſten Verhör, noch geheim wäre, (qu'il étoit au ſecret) d. h. daß niemand mit ihm ſprechen, noch auf ſeine Fragen antworten

dürfte. Bei dieſer Gelegenheit ſagte er ihm auch von dem Protocoll, worin alle Reden der Gefangenen aufgeſchrieben würden, und wiederholte ihm das, was er zu dem Kerkermeiſter geſagt hatte, worüber ſie beide noch einmal lachten. Ferner, daß man, ſo lange er noch geheim wäre, ihm weder Feder noch Dinte, noch ein Buch, nicht einmal ein Gebetbuch geben dürfe. Aber, ſetzte er hinzu, Sie ſind zu intereſſant, als daß ich Sie unter dieſer ſtrengen Ordnung ſollte leiden laſſen; ich bin zu alt, zu Ihnen hinaufzuſteigen, ich werde Sie alle Morgen nach dieſem Saal herunterkommen laſſen; da ſind zwei Bücher, verſtecken Sie die irgendwo. Es waren zwei neue Romane. Er umarmte ihn ſehr gerührt.

Jümilhac war ein Schwager von Bertin, dem Staatsminiſter und Buchhalter des kleinen Privat-Geldhandels Ludwigs XV. Vermuthlich hatte dieſer Miniſter Befehl, mit ſeinem Schwager über die Erleichterung des Schickſals eines Mannes zu ſprechen, der nur deswegen gefangen war, weil er dem Könige

gehorcht hatte. Dieſe Gefangenſchaft und der lächerliche Proceß, welcher ihm gemacht wurde, ſind eine der bezeichnendſten Anecdoten aus der Regierung dieſes ſchwachen und verſtellten, aber im Grunde guten und gerechten Königs. Das Geheimſeyn währete acht Tage, in denen er alle Morgen den Gouverneur beſuchte, der es ihm nicht an Büchern fehlen ließ, und fleißig von den pariſer Mädchen unterhielt. Er trieb die Aufmerkſamkeit ſo weit, daß er ihm Citronen und Zucker zu Limonade, einen kleinen Vorrath Caffee, fremden Wein, und ſo oft er zu Hauſe aß, eine Schüſſel von ſeinem Tiſche ſchickte. Dieſe Gefälligkeiten währten ſechs Monate lang, und beide ſchieden als genaue Freunde von einander.

Der erſte Auftritt der Revolution war die Zerſtörung der Baſtille, als eines unerträglichen Denkmals des Deſpotismus; denn die erſte Stimme der Freiheit erhob ſich gegen die Siegelbriefe und die tyranniſche Unterdrückung der Bürger, die ohne Geſetz aus dem Wege geräumt wurden. Und die Ungeheuer von Anarchiſten haben alle dieſe Abſcheulichkeiten wieder hergeſtellt, die willkührliche Gefangen-

nehmung der Bürger, die heimliche Regierung, und zwar mit einer ſo ausſtudierten Grauſamkeit, die nie unter den Königen ſtatt gefunden hat. Man richtet die angeblichen Verbrecher öffentlich; aber vor das Revolutionstribunal geführt werden, iſt ſo gut, als ob man ſchon verurtheilt iſt. Ein unbändiges Volk umzingelt die plumpen barbariſchen Richter, und trinkt ſchon zum voraus das Blut des Angeklagten, beſonders wenn er das Unglück hat, adlich oder reich zu ſeyn. Ein Bravo und andre Beifallszeichen begleiten allemal die Verurtheilung. So ſehr hat die Anarchie die Menſchheit erniedrigt. Die Guillotine findet man noch zu langſam; in Lyon zerſchmettern mit Kartätſchen geladene Canonen, ganze Haufen von dieſen Unglücklichen, und Reuter geben mit Säbelhieben den völligen Tod denen die noch etwa zucken, und nun unter einer doppelten Qual, während der Trunkenheit und des Jubels der Cannibalen, hinſcheiden. In Nantes hat man 200 Prieſter in ein Schiff gepackt und in die Loire verſenkt. Man hat Bündel von 30 bis 40 von dieſen Elenden gemacht, und um das Pulver

zu ſparen, ſie in den Fluß geſtürzt. Und der Franzoſe, der alle Religion, Menſchlichkeit und Geſetze abgeworfen hat, nennt ſich einen Anbeter der Vernunft!!

Bei der Erinnerung an dieſe Greuel will er dieſelben nicht der ganzen Nation zur Laſt legen. Er liebt, er bedauert ſeine unterdrückten oder irregeleiteten Landsleute. Er iſt überzeugt, ſie werden zu ihrem alten Character zurückkehren, nach zwanzig Jahren dieſen Theil ihrer Jahrbücher mit Unwillen leſen, die abſcheuliche Secte zerſtöhren, deren Grundgeſetz Büberei und Grauſamkeit iſt, und Marats und ſeiner ſchändlichen Anbeter Namen mit Abſcheu nennen. Dann wird Frankreich aus ſeiner Aſche wieder hervorgehen und den Rang in Europa wieder erhalten, von dem es ſich herabgewürdigt hat, um dafür eine ſo elende als ſtrafbare Exiſtenz einzutauſchen. Könnte mein Blut, ihr Franzoſen, euch eure Würde und euer Glück wiedergeben, mit Freuden würde ich es aufopfern und mit Vergnügen ſterben!

Erſt am neunten Tage wurde er in das Rathszimmer geführt, wo er drei Commiſſa-

rien und einen Actuar an einem Tiſche fand. Nach abgelegtem Eide und Aufzeichnung ſeines Namens und Standes, war er ſo neugierig, auch wiſſen zu wollen, wer denn ſie wären. Der Präſident war ein alter Staatsrath, Namens Marville, ein Mann von Kopf, aber grob und poſſenhaft. Der zweite war der Staatsrath und Policeilieutenant, Herr de Sartines, ein feiner und ſehr artiger Mann. Der dritte war ein Maitre de Requetes, Namens Villevaux, ein falſcher Menſch und großer Chicaneur. Der Actuar, welcher mehr Kopf als die andern zuſammen hatte, war ein Advocat und hieß Beaumont. Dümouriez hatte die Geſchichte von Frankreich zu viel geleſen, als daß er nicht die Gefährlichkeit einer willkührlichen Commiſſion kennen ſollte. Der berühmte Cardinal Richelieu, der Großoheim und das Vorbild des Düc d'Aiguillon, hatte einen furchtbaren Gebrauch davon gemacht. Deswegen glaubte er, Vorſicht anwenden zu müſſen.

1. Er gab den Herrn zu verſtehen, daß er die Arbeit, die ſie jetzt unternehmen wollten, nur als eine Inſtruction anſähe; nur in dieſer

Vorausſetzung werde er auf ihre Fragen antworten; er wiſſe gewiß, der König ſey zu gerecht, als daß er ihm es abſchlagen ſollte, vor einem geſetzmäßigen Tribunal gerichtet zu werden. Dieſes dictirte er nun als eine förmliche Erklärung in die Feder. Anfänglich wollte man dieſelbe nicht zu Papier nehmen, und die Herren erhoben ihre Stimme ſehr gegen ſein Mißtrauen. Glauben Sie denn, mein Herr, ſagte Villevaux, daß wir hieher gekommen ſind, Sie zu fangen. — O, ich bin ſchon gefangen genug *), antwortete er mit Laune. Man lachte und die Erklärung wurde niedergeſchrieben.

2. Da Herr von Marville die Antworten des Angeklagten dictiren wollte, ſo verbot dieſer dem Actuar, irgend etwas anderes als was er ſelbſt dictiren würde, in ſeinem Namen niederzuſchreiben. Der Präſident aber wollte ſeinen Willen haben, und ſagte, das wäre gegen den eingeführten Gebrauch. — Ich kenne den Gebrauch bei Commiſ-

*) Im Franzöſiſchen ſteht: croyez vous que nous ſommes ici pour vous ſurprendre? — C'eſt bien aſſez d'être pris.

ſionen nicht, aber ich will nur nach meinen eigenen Worten verurtheilt oder losgeſprochen werden. Wenn Sie mir dieſe dem Naturrecht gemäße Sache nicht erlauben wollen, ſo gehe ich meiner Wege. — So werden wir Sie, als einen vorſätzlich Stummen richten. — Sie ſind gar keine Richter, Sie ſind nur Commiſſarien, Sie werden mehr geſtraft werden als ich, denn Sie werden nichts herausbringen, und man wird andere an Ihrer Stelle ernennen. Man lachte abermals und gab nach.

3. Er ließ eine Proteſtation niederſchreiben, gegen jede Art von Verwendung oder Schutz zu ſeinem Beſten von Seiten ſeiner Verwandte, Freunde und Vorgeſetzten, und ſetzte noch hinzu, er tröſte ſich gar leicht über alles, was ihm auch begegnen möchte, denn er hoffe, der König werde ſich von dem Verhöre Rechenſchaft ablegen laſſen und daraus erſehen, wer ihm treu diene.

Hierauf fragte man ihn, ob er die Urſache ſeines Aufenthalts in der Baſtille nicht wiſſe.

— Ich vermuthe ſie, antwortete er, doch das iſt eine Frage, die nach Inquiſition ſchmeckt. Wohlan, meine Herren, ich muß die Feſtung vertheidigen, Sie müſſen den erſten Schuß thun. Man lachte herzlich, und überhaupt waren die Sitzungen bei dieſem Proceß immer ſehr luſtig. Dann fragte man ihn, warum er nach Preuſſen habe reiſen wollen. Um einen großen König und ſchöne Truppen zu ſehen, war die Antwort. — Wozu hatten Sie denn einen Brief von Favier an den Prinzen Heinrich? — Weil ich ihn mir von Favier, dem der Prinz ſehr gnädig iſt, ausgebeten hatte. — War es nicht Ihre Abſicht, dieſem Hofe Vorſchläge zu thun? — Was für Vorſchläge, und von wem? — Vom Grafen von Broglio, oder dem Dúc de Choiſeul. — Nein; wenn Sie ſich aber nicht deutlicher ausdrücken, ſo verſtehe ich Sie nicht einmal. — Mein Herr, man weiß recht gut, daß Sie und der Dúc de Choiſeul und der Graf von Broglio Krieg wünſchen,

Sie können von dieſem letztern den Auftrag gehabt haben, es zu verſuchen, ganz Europa in Unruhe zu verſetzen. — Was die Herrn von Choiſeul und Broglio wünſchen, das weiß ich nicht; aber ich halte ſie für zu geſcheut, als daß ſie auf ihren eigenen Namen Unterhandlungen pflegen ſollten. Kennen Sie übrigens den König von Preußen wohl? Wie kann man ſich denn wohl einbilden, daß er, geſetzt dieſe beiden franzöſiſchen Herrn wären ſo unbeſonnen und ich ſo thöricht, Negotiationen, welcher Art es auch ſeyn möge, ohne Geſandter zu ſeyn, anzufangen, ſeine Politik nach den Anträgen eines bloßen franzöſiſchen Oberſten drehen und wenden ſollte. Das iſt ja höchſt ungereimt. — Haben Sie nie an den König geſchrieben? — An welchen? — Von Frankreich. — Nie, und wenn auch, wer würde mir denn daraus wohl ein Verbrechen machen? — Haben Sie nie mit ihm geredet? — Nie.

Das

Das war das ganze erſte Verhör. Hierauf folgte eine ſehr muntere Unterhaltung, die er benutzte, um ſich Bücher, Schreibzeug und einen Barbier auszubitten. Sartines, der als Policeilieutenant die Aufſicht über die Baſtille hatte, antwortete: dieſes ginge ihn an, worauf er ſehr unüberlegt verſetzte: Mein Herr, ich habe in Verſailles 6000 Bände. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Verzeichniß von den Büchern zu geben, die man mir kommen laſſen kann. Ganz kalt erwiederte Herr de Sartines: Sie vergeſſen, daß Sie bei Ihrer Abreiſe Ihre Tante gebeten haben, Ihre Sachen und Bücher zu verkaufen; Sie haben alſo keine mehr. Dümouriez ließ den Kopf hangen und ſchwieg ſtille. Er glaubte, man habe ſeine Zimmer verſiegelt, und erfuhr erſt Tags darauf, daß Herr von Sartines dieſe Lüge gebraucht habe, um ſeine Collegen abzuhalten, die Sachen ſämmtlich in Beſchlag zu nehmen. Hiedurch ward ihm ein ſehr weſentlicher Dienſt geleiſtet.

Jümilhac, der ihn erwartete, im Vorzimmer abwechſelnden Streit und Gelächter gehört hatte, und beim Weggehen jedermann

aufgeräumt ſah, befragte ihn ſehr dringend, darum, als er aus der Verſammlung kam. Er erzählte ihm was vorgefallen wäre. Der Gouverneur theilte ihm dagegen ſehr wichtige Sachen mit und erzählte ihm: der Graf von Broglio habe einen heftigen Streit mit dem Dûc d'Aiguillon gehabt, an denſelben einen ſehr unzeitigen Brief geſchrieben, und ſey nach ſeinem Landgute Ruffec in Angoumois verwieſen worden; Favier und Segûr ſäßen auch in der Baſtille, nebſt einer alten Gräfin von Barnaval, Segûrs Maitreſſe; der Dûc d'Aiguillon habe Mlle le Grand, Guibert, la Touche und alle ſeine Freunde hineinſetzen wollen, um den Schein zu erregen, als walte eine große Intrigue ob; der Marechal-de-Camp, Baron de Bon, ein Freund vom Grafen von Broglio, werde aufgeſucht; in Paris verbreite man das Gerücht, Guibert und Dûmouriez wären nach Preußen abgeſandt geweſen, um Friederich zu einem Kriege zu überreden; man behaupte, der Dûc de Choiſeul ſey der Anführer, Favier der Rathgeber, und er der vorzüglichſte Agent der Parthei; der König habe geſagt, d'Aiguillon werde ſich dabei die Finger

verbrennen, es wären lauter Narrheiten; Herr de Chauvelin verträte ihn beim Könige aufs beſte; (leider ſtarb dieſer einige Tage darauf am Schlagfluſſe vor Ludwigs XV Augen, der dabei ungerührt blieb) im Conſeil wären die Herrn de Soubiſe und Bertin auf ſeiner Seite; von den drei Commiſſarien wäre Marville neutral, Sartines für, Villevaux gänzlich gegen ihn. Dümouriez bat ihn dringend, Herrn Bertin dahin zu vermögen, den König zu erſuchen, er möge ſich die Original-Acten des Verhörs, nicht aber den bloßen Auszug vorlegen laſſen.

Sehr vergnügt über dieſe Nachrichten ging er wieder nach ſeinem Zimmer, und bediente ſich ſeiner Schnallenzunge, um ſein Verhör in die Mauer zu ſchreiben, und zwar jede Phraſe in einer andern Sprache und mit Abkürzungen. Dieſe Vorſicht behielt er nachher immer bei, und hat ſich wegen der wiederholten Fragen von einem Verhör zum andern ſehr gut dabei befunden. Hierauf ſtellte er über das was er gehört hatte, Betrachtungen an, und ſchloß daraus ganz richtig, daß d'Aiguillon dieſe falſche Klage anſtelle, um hinter

die Wahrheit zu kommen; er wiſſe, daß ein Briefwechſel zwiſchen dem Könige und dem Grafen von Broglio Statt habe, er wage es nicht, über dieſen heiligen Gegenſtand Fragen zu thun, hoffe daher, durch die Folge der Verhandlungen hinter den Zuſammenhang zu kommen. Den Beweis über die Miſſion von dem Kriegsminiſter, die Chiffer, die Inſtruction, den Paß hatte er in Händen; jedoch war im Verhör davon die Rede gar nicht geweſen, ſondern bloß von der Erlaubniß nach Preußen zu reiſen, und von Faviers Empfehlungsſchreiben an den Prinzen Heinrich.

Der Proceß gegen Favier wurde ganz anders geführt. Ihn verhörte man über ein großes politiſches ſehr bekanntes Werk: über das Intereſſe aller europäiſchen Mächte. Die Reiſe nach Preußen kam nur obenhin vor. Segûr aber, der nur Zwiſchenträger geweſen war, wurde wegen ſeines Briefes gegen die dû Barry und der Lieder und Spöttereien des Tages, die man bei ihm fand, ſehr hart behandelt. Auch irrte ſich der König nicht. d'Aiguillon, der eine wichtige Sache daraus hatte machen wollen, befand

ſich nach vielem erregten Aufſehen in großer Verlegenheit; und wenn der Marquis de Monteynard, der ſich gar nicht rührte, und wie Dümouriez launig zu Sartines und Jümilhac ſagte, die Faſſung eines Bauern zeigte, welcher mit Holzſchuhen auf dem Seil tanzen will, nur einige Energie beſeſſen und den Rath ſeines Beſchützers, des Prinzen von Condé, befolgt hätte, ſo wäre d'Aiguillon verloren geweſen. Man behauptet, dieſer habe den Plan gehabt, dem Grafen Broglio und den drei andern Gefangenen den Kopf abſchlagen zu laſſen, und ſo ſeinen Großoheim nachzuahmen. Wie ſchwach der König aber auch ſeyn mochte, ſo war er doch nicht ſein Sclave, wie Ludwig XIII vom Cardinal. Der Proceß mußte ſich alſo zuletzt in eine kindiſche Intrigue auflöſen.

Dieſe Betrachtungen beruhigten ihn alſo wegen ſeines Schickſals. Den andern Morgen beſuchte ihn der Herr von Sartines, welches derſelbe regelmäßig alle acht Tage that, warf ihm ſeine Unvorſichtigkeit wegen der Bibliothek vor, rieth ihm diſcret zu ſeyn, ließ ſich ein Verzeichniß der Bücher, welche er

verlangte, geben, ſchickte ſie ihm und gab ihm Dinte, Feder und Papier. Nun fühlte er ſich glücklich. Ueber den Rath diſcret zu ſeyn, dachte er viel nach. Erſt in der Folge hat er die Auflöſung dieſes Räthſels gefunden. Der König hatte während des ganzen Proceſſes befürchtet, er möchte geſtehen, daß er die Reiſe auf ſeinen Befehl unternommen habe. Dafür aber nahm er ſich wohl in Acht. Er konnte wohl denken, daß jener es würde geleugnet haben, und alsdann hätte man ihn aufgeopfert. Der Beweis davon iſt Monteynards Schickſal. Ludwig war ſo ſchwach gewesen ihn abzuſetzen, und ſeine Stelle dem Dûc d'Aiguillon zu geben, lieber als einzugeſtehen, daß der Miniſter nach ſeinem Befehl gehandelt habe. Wie klein für einen König! Und welche Gefahr, ſein Zutrauen zu beſitzen! Eben dieſer Ludwig XV. ſetzte ſeinen Briefwechſel mit dem Grafen von Broglio, den er nach Ruffec verwieſen hatte, fort.

Langeweile hatte Dûmouriez in der Baſtille nicht. Seine Lectûre war unter vier Gegenſtänden getheilt, nemlich der Mathematik, Geſchichte und Politik, Moral und Reiſebe-

ſchreibungen. Das Leſen der letztern iſt beſonders ſehr troſtreich, wenn man ſeiner Freiheit beraubt iſt. Es ertheilt dem einſamen und eintönigen Leben ein fremdes Intereſſe, wobei die Stunden ſchnell verfließen, und hat den Vorzug vor den Romanen, daß es eine nützliche Belehrung für das übrige Leben hinterläßt. In der Baſtille hat er ſich vervollkommt in der Kunſt allein zu leben. Hier beſtärkte er ſeine Neigung, ſich ohne Rückhalt in Geſellſchaft weniger Perſonen mitzutheilen, in großen Geſellſchaften und bei Feierlichkeiten dagegen ſtumm und langweilig zu ſcheinen. Hier hat er gelernt der Menſchen zu entbehren, aber demohngeachtet hat ihn ſein fröhlicher und offener Character vor Menſchenfeindſchaft, die ſo oft eine Frucht der Gewohnheit allein zu leben iſt, bewahrt. Ja, hier gewöhnte er ſich auf lange Zeit ſelbſt ſeiner beſten Freunde zu entbehren; vorzüglich aber bekam er hier einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die große Welt.

Erſt nach vierzehn Tagen kamen die Commiſſarien wieder. Von der Reiſe nach Preußen wurde nicht mehr geſprochen. Er gab es ih-

nen zu verſtehen und ſagte: Sie ſcheinen mir Ihren erſten Angriff aufzugeben; nun wollen wir einmal ſehen, wohin Sie Ihr Feuer jetzt richten werden. Man lachte. Hierauf wurden ihm ſeine Inſtructionen, Päſſe und Chiffern vorgelegt und dabei gefragt, was er denn in Betreff derſelben ausgeführt habe. — Gar nichts, antwortete er, denn die Revolution in Schweden iſt friedlich beendigt worden. Uebrigens, meine Herren, habe ich Ihnen hierüber keine Antwort zu geben. Ich habe meinem Miniſter darüber Rechenſchaft abgelegt; dieſer muß von dem, was ich ſeinen Befehlen gemäß gethan habe, dem Könige Bericht abſtatten. Ihn allein gehet es an, und er hat meine Briefe in Händen. Er ſahe es gern, wenn die beiden Miniſter mit ins Spiel kamen, weil er hoffte, Monteynard werde ihn alsdenn vertheidigen, indem er ſich ſelbſt vertheidigte.

Nun herrſchte eine ziemlich lange Stille, während welcher Villevaux lange Zeit mit

Marville ſachte redete. Auf einmal ſagte dieſer in einem ſtrengen, ſogar groben Ton und mit verwirrter Stimmung zu ihm: haſſen Sie den Dûc d'Aiguillon? Dûmouriez ſtand auf, nahm einem Zipfel von ſeinem Kleide, hielt ihm denſelben vor die Augen und ſagte ganz aufgeräumt: können Sie durch meinen Rock leſen? Herr von Sartines und der Schreiber fingen laut an zu lachen. Marville noch aufgebrachter, antwortete ihm: Herr, die Spaßmacher ſind ekelhafte Leute; antworten Sie auf meine Frage. Dûmouriez erwiederte mit geſetztem Tone: Beſinnen Sie ſich, Herr von Marville, Sie können mir eine ſolche Frage nicht im Ernſte thun. — Herr, ich befehle Ihnen, darauf zu antworten. — Laſſen Sie die Frage nur niederſchreiben, ſo will ich darauf antworten.

Nun redeten alle auf einmal. De Villevaux ſagte: Es iſt nicht nöthig, daß ſie aufgeſchrieben wird. — Sie muß, ich verlange es ausdrücklich. — Wie, Sie verlangen? — Ja, ja, ſie muß.

— Nein. Neuer Lärm. Dümouriez verlor die Geduld und ſagte zu Villevaux: Hier ſind zwei Staatsräthe, Sie ſind nur Maitre des Requetes und dürfen höchſtens zublaſen; ſchweigen Sie doch ſtille. — Sie ſind ein unverſchämter Menſch. — Und Sie ein Zänker. Sodann wandte er ſich an den Actuar, einen liebenswürdigen aufgeräumten Mann, und ſagte zu demſelben: Schreiben Sie das dumme Zeug ja nicht nieder, mein Herr! — Ich werde mich wohl hüten, antwortete dieſer lachend. Herr von Sartines, der ſeine abgezirkelte, kalte und lächelnde Mine nicht verzogen hatte, ſagte zu Marville: Der Herr hat allerdings das Recht zu verlangen, daß man die Frage erſt niederſchreibe, ehe er darauf antwortet. — Nun, verſetzte Marville, vor Zorn ganz aufgeſchwollen, meinetwegen. Haſſen Sie den Düc d'Aiguillon? — Ich liebe und haſſe ihn nicht, ich kenne ihn zu wenig. Weil ich aber hoffe, dem Könige durch meine Vertheidigung zu zeigen, wie

ihm ſein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten dient, ſo will ich in dieſem Verhör acht Beſchwerden gegen ſein Betragen als Miniſter vortragen. — Darnach hat man Sie gar nicht gefragt, ſagte Marville. — Sie haben gar kein Recht mich zu unterbrechen. Es ſteht mir frei, meine Antwort auszudehnen, und derſelben einzuverleiben was ich will. Sie iſt paſſender, wie Sie glauben, und Sie würden dem Könige ſchlecht dienen, wenn Sie mir dabei hinderlich wären. Hierauf gab er acht ſtarke Beſchwerden gegen die falſchen politiſchen Maaßregeln des Miniſters zu Protocoll. Die ganze Antwort war acht Seiten lang. Hernach unterhielt man ſich ganz freundſchaftlich, und ſchlug ihm vor, dieſe ganze Seſſion zu annulliren; aber er willigte nicht ein, und ſie ward unterſchrieben. Beim Weggehen ſagte Marville, der nun ganz ruhig war: bei meiner Ehre, wenn man geglaubt hat, ein Hühnchen zu fangen, ſo iſt es wenigſtens ſehr zähe.

Schon hatte er ſechs Wochen im Gefängniſſe zugebracht. Langeweile empfand er nicht, Dank ſey es den Büchern, die man ihm zukommen ließ und nach ſeiner eigenen Wahl ſchickte. Täglich konnte er eine Stunde ſpazieren gehen, entweder oben auf den Thürmen, von denen er ganz Paris überſehen konnte, oder auch im Hofe, welches er lieber that, weil er unter dem Vorwande der Kälte in die Rathsſtube ging und die Zeitungen las, welches ſtreng verboten war. Ein alter Aide-Major, Namens Falconnet, ein ſehr menſchenfreundlicher Mann, that, als wenn er ſie um die Stunde des Spazierengehens aus Nachläßigkeit auf dem Camin liegen ließe. Herrn von Sartines bekam er alle acht Tage, und den Gouverneur faſt täglich zu ſehen. Den Major, der im Grunde ein guter Mann war, hatte er zahm gemacht. Von der ganzen Compagnie Invaliden wurde er geliebt. Er kannte ſie alle bei Namen. Einige hatten den ſiebenjährigen Krieg mit ihm gemacht. Die Compagnie beſtand aus lauter Unterofficiers, die Erziehung und Ehrgefühl hatten. Kurz, er befand ſich ſo glücklich, als man es nur im

Gefängniß ſeyn konnte, als ſeine Lage beinahe ſehr ſchlimm geworden wäre, durch einen Auftritt, deren es in Gefängniſſen nur zu viele giebt.

Der Kerkermeiſter war ein großer, ſtarker, grober und unverſchämter Kerl. Nie wollte er ihm das Bette machen, (worüber er ſich indeſſen leicht tröſtete), und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ihm Grobheiten zu ſagen. Mit ſeinem Proceß und Studieren beſchäftigt, war er entſchloſſen, ruhig zu bleiben, und ſich nicht zu beklagen, zuweilen lachte er ſogar über die Ungezogenheiten dieſes wahren Theater-Kerkermeiſters. Die Jahrszeit war regnicht und kalt geworden, und das Zimmer wie eine Eisgrube. Er bat daher den Major, einen Glaſer kommen zu laſſen, um die beiden oberſten Fächer in den langen Fenſterrahmen mit Papier zu verkleben. Dieß wurde zugeſtanden und der Tag beſtimmt. Für einen Gefangenen macht alles Epoche, die unbedeutendſten Vorfälle ziehen ihn an, beſonders wenn ſein Geiſt beſchäftigt iſt, ſich gegen die größeren zu ſtimmen.

hier

Der Glaſer kam nicht. Drei Tage nacheinander verſprach man es ihm, und drei Tage nacheinander hielt man ihm nicht Wort. Endlich fragte er einmal des Morgens mit vieler Sanftmuth den Kerkermeiſter, warum denn der Glaſer noch nicht kåme. In einem groben Ton antwortete dieſer: Zum T., gegen Dich beweiſet man noch zu viel Gůte. Erſtaunt ſah er ihn ſcharf an, ob er vielleicht betrunken wåre; aber nein. Er ſagte ihm, er werde ihn verklagen. Das Vieh aber beleidigte ihn noch mehr mit Worten und ging auf ihn los. Das Verhåltniß war ſehr ungleich zwiſchen dem Koloß und Důmouriez, der ſehr klein, aber nervigt und gewandt iſt. In dem Augenblicke übernahm dieſen der Zorn; er lief nach dem Feuer, ergriff einen Brand, und ſchlug denſelben damit gegen die Bruſt. Nun fingen beide an zu ſchreien, und die Wache erſchien. Důmouriez faßte ſich wieder, und verlangte mit dem Schließer vor den Stab geführt zu werden.

Der Major hörte ihn ruhig an und ſagte, er habe Unrecht gehabt, einen Menſchen in Königs Dienſten zu ſchlagen, er håtte klagen

ſollen. — Wie, mein Herr, hätte ich denn warten ſollen, bis er mich ſchlüge? — Das hätte er nicht gewagt. — Zum Glück, mein Herr Major, ſind Sie nur Subaltern; ich gehe hier nicht von der Stelle, bis ich den Gouverneur geſprochen habe. — Mein Herr, es ſcheint, als wenn Sie hier befehlen wollen. — O nein; aber ich nehme keinen Befehl, außer vom Gouverneur an, und weiß mir überall Achtung zu verſchaffen. — Die Invaliden waren dem Major nicht gut; ein Sergeant lief fort, um Herrn von Jümilhac von allem Nachricht zu geben. Unterdeſſen befahl der Major dem Gefangenen, wieder auf ſein Zimmer zu gehen; dieſer aber hielt ſich am Tiſche feſt und ſchrie, er werde ſich eher in Stücken hauen laſſen. Der Aide-Major und die Invaliden ſuchten die beiden Partheien zu beſänftigen.

Jümilhac kam. Dümouriez warf ſich ihm in die Arme, erzählte den Auftritt, und bat ihn, zugleich zu vernehmen, was der Kerkermeiſter zu ſeiner Vertheidigung vorbringen

würde. Dieſer war ſo dumm, einzugeſtehen, daß er ſich des Wortes Du bedient hatte. Sogleich befahl der Gouverneur unwillig dem Major, ihn zu caſſiren. Der Unglückliche warf ſich ihm zu Füßen, denn er hatte Frau und Kinder. Dümouriez bat für ihn um Gnade; der Gouverneur wollte ihn wenigſtens einſtecken laſſen. Dümouriez gab gute Worte, bat dringend und erhielt gänzliche Verzeihung für denſelben. Jümilhac ſöhnte Dümouriez wieder mit dem Major aus, die Invaliden wurden ihm um deſto geneigter, und Belot, ſo hieß der Kerkermeiſter, wurde der beſte Diener, den er je gehabt hat. Der Glaſer erſchien noch den nehmlichen Tag.

Den Tag darauf machte Herr von Sartines ihm Cnmplimente über ſeinen Heldenmuth, und noch mehr über ſeine Menſchlichkeit. Der König wurde davon benachrichtigt, denn er erfuhr die kleinſten Umſtände von der Gefangenſchaft ſeines Patienten. Dieſer Monarch, den Langeweile und Sättigung unglücklich machten, ließ ſich jeden Morgen von der Policei eine Note über alle, ſelbſt die unbedeutendſten Vorfälle in Paris, geben. Wenn

die

die Jacobiner bei ſeinem Tode alle dieſe klei- nen Blätter in ihre Hände bekommen und nach ihrer Gewohnheit hätten drucken laſſen, ſo hätte man Stoff genug gehabt, die Hälfte der pariſer Familien zu beſchimpfen. Im übri- gen war Ludwig XV ſehr verſchwiegen und nachſichtig; er ſelbſt bedurfte allgemeiner Nach- ſicht, und wurde nur verachtet aber nicht gehaßt.

Einige Tage nachher kamen die Commiſſa- rien wieder, eine dritte Sitzung zu halten. Nach einer viertelſtündigen Unterhaltung nahm Herr von Sartines das Wort. Er begann ſeine Rede mit einer großen Lobeserhebung des Geiſtes, der Talente und der vielen Kenntniſſe des Gefangenen, und ſagte ſodann zu demſel- ben in einem ſehr ernſthaften Ton: Mit al- len dieſen Eigenſchaften, die wir an Ihnen keinesweges verkennen, ausgerüſtet, müſſen Sie ſelbſt einſe- hen, mein Herr, daß Sie des Ver- brechens der beleidigten Majeſtät im erſten Diener ſchuldig ſind. Sie wiſſen recht gut, daß jede mini- ſterielle Verhandlung erſt durch das

Conſeil des Königs geht, daß ohne ſeine Einwilligung nichts entſchieden wird, folglich trift der ganze Tadel, den Sie ſich gegen den Dûc d'Aiguillon erlaubt haben, unmittelbar Seine Majeſtät, den König.

Hiemit ſchwieg er, und ſeine beiden Collegen freuten ſich ſchon über die Verwirrung des Beklagten, welcher, ohne ſie einmal anzuſehen, ſich an den Actuarius wandte und antwortete: ich habe von dem Könige ſelbſt gelernt, ſeine geheiligte Perſon von der Perſon ſeiner Miniſter zu unterſcheiden, und deren gute oder ſchlechte Verwaltung auf ihre eigne Rechnung zu ſchreiben. Denn ſeit den ſiebzehn Jahren, welche ich gedient habe, ſind ſechs und zwanzig Miniſter bei Sr. Maj. in Ungnade gefallen oder abgedankt worden. Hierüber wollte Herr de Villevaux eine Erörterung anfangen. Dûmouriez antwortete ihm lebhaft: Schweigen Sie, mein Herr, Sie unterbrechen jederzeit die Seſſion durch Ihre Sophismen. Wir

ſind hier nicht auf der Diſputier-bank. Sie haben nichts zu der Frage des Herrn von Sartines und ich nichts zu meiner Antwort hinzuzu-ſetzen. Hingeriſſen von einer ſchnell aufſtei-genden Bewegung, ergoß er ſich mit Rührung über ſeine Liebe zum Vaterlande und ſeine Hochachtung für den König. Den Herrn von Sartines, Marville und Beaumont traten die Thränen in die Augen. Er ſelbſt war ſehr bewegt, und dieſe Seſſion, die eigentlich zum Zweck hatte, ihn bange zu machen, endigte mit Lobeserhebungen. Die übrige Unterhal-tung hatte nichts intereſſantes; es wurde auch nichts weiter aufgeſchrieben.

Je mehr ſich der Proceß entwickelte, je weniger wurde er gefährlich. Es war eine bloße Hofintrigue, die entweder den Düc d'Aiguillon ſtürzen mußte, wenn die Par-thei des Prinzen Condé ſtark genug war, Monteynard zu halten, oder ſich auch mit der Aufopferung dieſes letztern endigen mußte, wenn die dü Barry Ludwig XV noch ferner beherrſchte. In dieſem Falle hatte Dümouriez die Ausſicht, ein Opfer derſelben zu werden;

da aber dieſe Intriguen nie mit Grauſamkeit verbunden waren, ſo war er auch weder für ſein Leben noch für ſeine Ehre beſorgt. Er ſahe ſeine vorübergehende Leiden voraus und waffnete ſich dagegen mit Philoſophie und mit ſeinem Studiren. Früh oder ſpät mußte er doch wieder losgelaſſen werden, und in der Folge allemal dabey gewinnen. Auch empfand er weder Unruhe noch Langeweile, ſondern nur einige vorübergehende Unannehmlichkeiten, die ihren Grund in der Stärke ſeiner Leibesbeſchaffenheit hatten; eigentlich waren es nur unbeſtimmte Wünſche, die durch die Lectüre bald unterdrückt wurden, denn damals hatte er keine feſte Verbindungen. Dieſer Abſchnitt ſeines Lebens war keinesweges unglücklich, er verfloß ſehr ſchnell.

Beinahe zwei Monate waren verfloſſen, ſeit ſeiner Gefangenſchaft, als er zum vierten und letzten Mahle verhört wurde. Die Commiſſarien wiederholten kürzlich was in den vorigen Verhören vorgekommen war. Marville kündigte ihm an, daß Favier und Segür in der Baſtille und der Graf von Broglio verbannt wäre. Er ſtellte ſich ganz verwundert,

um ſeinen Freund Jümilhac nicht zu verrathen. Marville fuhr hierauf fort: Was für Verbindung haben Sie mit dem Grafen von Broglio gehabt? — Keine andere, als die, welche ein Oberſter mit einem ſehr verdienten General, dem Bruder eines durch Siege berühmten Marechal de France, haben kann. — Und welche Verbindung mit Favier und Segür? — Von ſehr lange her. Die Einſichten jenes erſtern habe ich ſchon lange zu nützen geſucht, um mich in der Politik zu unterrichten. Den andern habe ich in Spanien kennen gelernt; es iſt ein braver Mann; in Pohlen war er mein Adjudant, und kehrte mit mir wieder nach Paris zurück. — Kennen Sie eine gewiſſe Gräfin de Barneval? — Ganz und gar nicht; ich habe ſie nur ein einzigesmal geſehen; ſie iſt, ſo viel ich weiß, Segürs alte Freundin. — Sind Sie mit dieſen Perſonen in genauern Verhältniſſen geſtanden? — Mit dieſer Da-

me nie, mit Favier wenig, mehr mit Segür, dem ich die Beſorgung meiner Angelegenheiten in Paris aufgetragen hatte. — Nun, mein Herr, ſo ſehen Sie hier den abſcheulichen Briefwechſel, welchen Sie mit ihm geführt haben. — Sind dieſe Briefe von mir? — Nein, ſondern von ihm, man hat ſie aufgefangen. — Nun, ſo habe ich ſie ja gar nicht erhalten. Iſt's wohl erlaubt, ſie zu leſen? — O ja.

Er las ſie mit Kälte und ſagte: Dieſe Briefe ſind ſehr unvorſichtig und gleichen Segürs Handſchrift, aber ſie können auch untergeſchoben ſeyn. — Er hat ſie für die ſeinigen erkannt. — Deſto ſchlimmer; aber was geht mich das an? — Wie, mein Herr, ſehen Sie denn nicht ein, daß ein Mann, an den man ſolche Briefe ſchreiben kann, wenigſtens ſehr verdächtig iſt, die ſchuldige Achtung gegen den König aus den Augen geſetzt zu haben. — Nein, mein Herr,

ſondern ich finde, daß Sie die Achtung gegen Se. Majeſtät aus den Augen ſetzen, indem Sie ſich ein Verhör erlauben, welches ſeine Würde ſo ſehr beleidigt. Laſſen Sie uns ſeinen Geſchmack, ſeine Vergnügungen, ſeine innerſten Geheimniſſe mit Ehrfurcht behandeln. Ich erkläre mich durchaus gegen ſolche Unbeſonnenheiten, die man mir ſchreibt, und wenn Sie nicht nachgeben wollen, ſo wird es mir nicht an Mitteln fehlen, meine Proteſtation vor den König zu bringen. Beim Anfange der Commiſſion ſchien es, als wenn Sie mich Staatsverbrechen zeihen könnten; nun das nicht gelingen will, ſucht man mich in dergleichen ſchmuzzige Geſchichten zu verwickeln, wobei der König compromittirt wird. Wenn von dieſen Ungezogenheiten auch nur ein Wort zu Protocoll genommen wird, ſo will ich eine Proteſtation dagegen einreichen, woran man gedenken ſoll.

Noch war nichts niedergeſchrieben. Nach einiger Ueberlegung ſagte Marville: Sie haben Recht, mein Herr, Sie ſind ein ſehr intereſſanter Mann und des Königs treuer Diener. Unſer Auftrag iſt zu Ende. Favier iſt, ungeachtet ſeines großen Verſtandes, eine Zeitlang ſchwach geweſen. Segür iſt ein toller Narr; ich rathe Ihnen, ſich nicht weiter mit ihm abzugeben. — Darin hatte er Recht. Segür hatte tauſend Abſcheulichkeiten vorgebracht; nur der Güte Ludwigs XV verdankte er ſeine Freiheit. Dieſer ſchwarzgallichte Mann hat ſich 1789 in Spanien einen traurigen Tod zugezogen, durch Flugſchriften und Aeußerungen gegen den Hof zu Madrid. Dümouriez hatte damals ſchon ſeit langer Zeit Marville's Rath befolgt und den Umgang mit ihm nicht fortgeſetzt.

Das war das Ende des Proceſſes in der Baſtille. Die Commiſſarien ſchieden von ihm mit vielen Complimenten; aber Marville hatte ihm noch ein ſehr unangenehmes aufgeſpart. Sie haben, ſagte er in einem ſehr unzeitig

ſpashaften Ton, Sie haben Muth; ich will Ihnen nicht verhehlen, daß Herr von Monteynard in Ungnade gefallen und der Düc d'Aiguillon jetzt mächtiger iſt, als jemals, daß er jetzt nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten, ſondern auch das Kriegsweſen in Händen hat, daß Sie folglich in ſeiner Gewalt ſind. Richten Sie ſich darnach und machen ſich gefaßt, wenigſtens zehn Jahr im Gefängniß zu bleiben. Dümouriez antwortete ihm: Herr von Marville, Sie haben gewiß la Fontaine's Fabeln geleſen; erinnern Sie ſich noch an die vom Kaiſer, vom Marktſchreier und Eſel. In zehn Jahren iſt die Hälfte von ihnen todt und nichts weniger als am Ruder. Sie ſind über ſiebenzig Jahr alt. Merken Sie ſich das. Marville umarmte ihn und ſagte: immer der nehmliche, bis auf den letzten Augenblick.

Ueber dieſe Nachricht ſtellte er in ſeinem Zimmer ſehr traurige Betrachtungen an. In-

deſſen, da ſie ſchon lange in ſeinen Berechnungen mit vorgekommen war; ſo dachte er nur über die Mittel nach, ſich ſeine Gefangenſchaft, deren Dauer er ſehr lang glaubte, zu erleichtern. Von Jümilhac's Freundſchaft war er verſichert; dieſer blieb ſich in ſeinem Betragen immer gleich. Sartines trauete er weniger, und that daran Unrecht, denn dieſer leiſtete ihm bis an den letzten Augenblick die weſentlichſten Dienſte. — Zwei Projecte, auf deren Ausführung er ſtudierte, lagen ihm ſehr am Herzen. Ein anderes und beſſeres Zimmer zu bekommen, — und ſeine Bedienten bei ſich zu haben. Schon oft hatte er hieran gedacht; aber die Hofnung zu einer baldigen Befreiung hatte ihn abgehalten, darum zu bitten.

Er äußerte ſich darüber gegen ſeinen Freund Jümilhac, der ihm aber ſagte: er könne nichts dazu thun, und ihn an Sartines verwies. Dieſer ſagte, er müſſe, um eine Abänderung treffen zu können, erſt von dem Miniſter von Paris bevollmächtigt ſeyn. Dieſer hieß St. Florentin, Dûc de Brillieres, der niederträchtigſte Miniſter Ludwig XV, welcher ſich auch

am längſten gehalten hatte, ein Oheim des Dúc d'Aiguillon, von dem alſo nichts zu hoffen war. Er ſagte lächelnd zum Herrn von Sartines: aber mein Zimmer iſt alt, wenn es durch Zufall unbewohnbar würde, was würden Sie alsdann thun? — Dann würden Sie ſogleich ein anderes Zimmer bekommen, und da das gar nicht gefährlich iſt, ſo mache ich mich verbindlich, Ihnen das beſte Zimmer in der Baſtille zu geben. — Wollten Sie denn wohl die Güte haben, und dem Herrn von Jümilhac, wenn Sie weggehen, Befehl dazu ertheilen? — Gerne. — Gewiß? — Auf mein Ehrenwort. —

Sogleich dachte er auf ein außerordentliches Project, nemlich ſein Zimmer unbewohnbar zu machen. Die Mauern waren zu dick, um ſie wankend zu machen, vorzüglich ohne eiſernes Werkzeug. Die Thüren waren mit eiſernen Stangen und Blech beſchlagen, und das Eiſen zu zerbrechen, überſtieg ſeine Kräfte. Auch wollte er nicht gerne den Schein haben, als ſuche er zu entfliehen. Er hatte bemerkt,

daß der Heerd im Camin, worauf das Feuer lag, ſich geſenkt hatte. Der Heerd beſtand aus zwei dicken Steinen, die in der Mitte zuſammenſtießen und auf einem Balken ruhten, der durch die heftige Hitze verkohlt war, und die Vertiefung verurſacht hatte. Er vermuthete daher, daß unter dieſer Vertiefung eine hohle Stelle ſeyn müſſe.

Einſt, an einem Morgen, oder vielmehr in der Nacht, denn es war erſt zwei Uhr, hob er die Flieſen aus dem Fußboden, welche an den Heerd ſtießen, auf. Er ſah den Balken und bemerkte mit Vergnügen, daß er ſich in ſeiner Muthmaßung nicht betrogen hatte, ſchob das Feuer an die Seite, machte ſich einen Hebebaum aus einem Scheit, räumte den Kalk weg, worauf die Steine lagen, machte ein Loch, höhlte daſſelbe mit den Händen aus, und war endlich ſo glücklich, nach wiederholten Verſuchen den Boden des untern Zimmers einzuſtoßen.

Dieſe Arbeit dauerte aufs höchſte vier Stunden, gewährte ihm aber ein abſcheuliches Schauſpiel. Er erblickte einen Mann von ohngefähr funfzig Jahren, faſelnackend, mit

einem langen grauen Bart, ſtarren Haaren, welcher wie ein Raſender heulte und durch das Loch mit den herabgefallenen Kalkſtücken nach ihm warf. Er verſuchte mit dem Unglückli-chen zu ſprechen, aber er war toll. Nachher erfuhr er, daß derſelbe Euſtachius Farey hieß, ein Edelmann und Capitain vom Regiment Piemont war, und nun ſchon zwei und zwan-zig Jahr in der Baſtille ſaß, weil er ein Lied auf die Pompadour gemacht und verbreitet hatte.

Zuletzt warf er noch die beiden dicken Steine und den Kalk hinunter, wuſch ſich die Hände ſo gut er konnte, denn ſeine Finger waren zerriſſen und blutig, rief der äußern Schild-wache durch das Fenſter zu, dem Kerkermeiſter Nachricht zu geben, der denn auch kam. Er zeigte demſelben, daß der Camin zu ſeinem Nachbarn, dem Tollen, hinunter geſtürzt wäre. Man führte ihn hierauf vor den Stab; der Gouverneur erſchien. Dieſem erzählte er mit großem Schein von Wahrheit den ganzen Vor-fall, und ſchrieb denſelben dem Balken zu, der ſeit langer Zeit das Feuer ausgehalten hätte, und nun ganz zu Kohlen geworden

wäre, folglich das Gewicht der beiden dicken Steine nicht länger hätte tragen können. Jümilhac antwortete in demſelben Tone: man müſſe Mauerleute nach dem Zimmer hinſchikken, und befahl, ihn in dem Zimmer der Capelle einzuquartieren. Während das Zimmer in Ordnung gebracht wurde, daß er es beziehen konnte, und er mit ſeinem Freunde allein blieb, zeigte er demſelben ſeine Finger und geſtand ihm den Pfiff. Der vortrefliche Mann umarmte ihn und ſagte ſehr einnehmend: Mein Sohn, ich werde allezeit Ihr Mitſchuldiger ſeyn, wenn ich nur Ihr Vertrauter bin.

Die neue Wohnung hatte ein Vorzimmer. Es war ein ſchönes Zimmer, 25 Fuß lang, 18 Fuß breit und mit einem guten Camin verſehen. Es war aber nur ein Fenſter darin, daher es nur wenig Licht hatte. Neben dem Camin ſtand ein vortrefliches, ſehr reinliches Bette, welches für eine Demoiſelle Tiercelin, Maitreſſe Ludwigs XV, gemacht war, die wegen ihres zu großen Ehrgeitzes einen Monat dort zugebracht hatte. Als der Major Dümouriez'n einführte, ſagte er zu demſelben, um

ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, oder auch ihn etwas niederzuſchlagen: Herr Oberſt, dieß iſt das beſte Zimmer, aber es bringt Unglück. Der Connetable St. Pol, der Marechal de Biron, der Chevalier de Rohan und der General Lally, welche es bewohnten, haben das Schaffot beſteigen müſſen. Dümouriez antwortete ihm, indem er ihm grade ins Geſicht lachte: Herr Major, ich hoffe, Sie glauben doch nicht, mich bange zu machen. Von der Zeit an ſind ſie immer ſehr gute Freunde geweſen, und zwei Jahre nachher erhöhete er ihm ſeine Penſion um 400 L.

Hier traf er weniger Inſchriften, als in der dritten Freiheit. Es fanden ſich einige ſehr ſtarke Gedanken von dem berühmten la Bourdonnaye, einige engliſche Sentenzen von dem unglücklichen Lally, und einige paraphraſirte Pſalmen von M. de la Chalotais. Auch fand er den Namen eines Herzogs von Curland, Karl von Biron, der einige Zeit vor ihm da geſeſſen hatte. Unter einer der Paraphraſen von de la Chalotais ſchrieb Dümouriez folgende vier Verſe:

Beläſtige nicht den Himmel mit ungeſtümer
Klage
Und welches dein ungewiſſes Schickſal auch
ſeyn mag
So lerne von mir, daß das Unglück
Des menſchlichen Herzens Probetiegel iſt.

(N'adreſſe point au ciel une plainte im-
portune,
Et quel que ſoit le cours de ton ſort incer-
tain,
Apprens de moi, que l'infortune
Eſt le creuſet du coeur humain.)

Als der Graf d'Artois 1786 in Cherbourg war, ſchrieb er dieſen Vers in ſeine Schreibtafel nieder, deſſen moraliſcher Zweck auch dann, wenn man nicht im Gefängniß iſt, bei den verdienten oder unverdienten Trübſalen, die unſer elendes Daſeyn begleiten, ſich anwenden läßt. Sollten dieſe Memoires ihm in die Hände fallen, ſo mag er ſich an den Vers erinnern. Als er ihn damals erhielt, dachte er bei weitem nicht, daß er ihn einſt recht gut würde gebrauchen können.

Dü-

Dümouriez fühlte ſich ganz getröſtet, als er ſich im Beſitz dieſes warmen und bequemen Zimmers ſah, welches auſſerhalb einen Abtritt hatte und ſehr gut rein gehalten werden konnte. Es glich gar keinem Gefängniß. Die doppelten eiſernen Thüren waren im Vorzimmer und vor ſeiner Stube war eine bloße hölzerne Thür, welche er öfnen konnte, um ſeinen Spaziergang zu verlängern. Sein neuer Kerkermeiſter, ein alter Bedienter von Jümilhac, war ein ſanfter, artiger und geſprächiger Menſch, der ihm Anekdoten von allen Bewohnern dieſes Zimmers ſeit den funfzehn Jahren, daß er Schließer in dem Thurm der Capelle geweſen war, erzählte.

Der Vorgänger von Dümouriez war ein junger Menſch, den man mit Gewalt hatte zum Mönch machen wollen, der aber gegen ſein Gelübde proteſtirt hatte, um ſeine Erbſchaft anzutreten und ein junges Frauenzimmer, welches er liebte, zu heirathen, und dafür zwei Jahre in der Baſtille zugebracht hatte, anfänglich in den Ketten, hernach in dieſem Zimmer. Hier ſchrieb er ſehr rührende Memoires, die ihm ſeine Freiheit zu Wege brachten. Ein

Exemplar davon hatte er ſeinem guten Kerker=meiſter gegeben, welches Dümouriez mit viel Theilnahme las. Anderthalb Jahre hatte der Unglückliche ohne Dinte und Federn zugebracht.

Dies brachte Dümouriez auf den Einfall, es ſeine unglücklichen Nachfolger nicht daran fehlen zu laſſen. In den vier Ecken der Stube waren vier Säulen, welche bis an die Decke reichten, die nur neun Fuß hoch war. Auf jeder Säule ruhete ein Sphinx. Auf Tiſchen und Stühlen kletterte er hinauf, legte auf den Rük=ken der Figuren, welcher ausgehölt war, mit Dinte angefüllte Auſterſchalen, einige Rollen weiß Papier und geſchnittene Federn. Sein Lebelang hat es ihm Freude gemacht, auf die=ſen wohlthätigen Einfall gekommen zu ſeyn.

In dieſem Zimmer beſuchte ihn Herr de Sartines und lachte herzlich über den Streich, wodurch er ſich daſſelbe verſchaft hatte. Eini=ge Tage nach ſeinem Einzuge erhielt er auch die Erlaubniß ſeine Bedienten bei ſich zu ha=ben, die bis dahin abgeſondert gelebt hatten, und ſchlecht genug behandelt waren, obgleich er es nicht an Verwendung für dieſelben hatte fehlen laſſen. Man hatte ſie über das Be=

tragen ihres Herrn in Hamburg verhört. Der Kammerdiener hatte mit den größten Lobeserhebungen geantwortet. Der Reitknecht hatte ihnen Spas gemacht und ſie von ſeinen eigenen Schwänken, von den Wirthshäuſern, Mädchen und Spiel unterhalten, und ſich über die ganz verſchiedene Lebensart, welche er führen müßte, beklagt. Die Zuſammenkunft dieſer drei Perſonen war ſehr rührend. Das Gefängniß machte ſie einander gleich, und er nahm ſie als zwei Freunde, die zu ihm kamen, auf. Aus dem großen Zimmer wurden, vermittelſt eines durchgezogenen Tuchs zwei gemacht, und die Bedienten ſchliefen in einem Bette, welches man aufſchlug. Der Tiſch wurde gemeinſchaftlich von dem Augenblicke an, und die armen Schelme, welche bis dahin gefaſtet hatten, befanden ſich ſehr wohl dabei.

Er hatte ſich gewöhnt ſich ſein Mittags- und Abendeſſen zugleich allemal zwiſchen drei und vier Uhr bringen zu laſſen. Sein Kammerdiener, welcher ein guter Koch war, machte Ragouts daraus. Man wurde in der Baſtille gut geſpeiſet. Es gab allemal zu Mittag fünf und Abends drei Schüſſeln, den Nachtiſch un-

gerechnet, welches alles auf einmal aufgeſetzt, (ſervi en ambigu) prächtig ſchien.

Lange währte das Vergnügen, jemand zu haben, womit er ſchwatzen und lachen konnte, nicht. Oft wurden ihm ſeine beiden Gefährten zur Laſt. Der Kammerdiener war melancholiſch und er mußte ſich es oft gefallen laſſeu, ſich von ſeinem Studieren abzumüſſigen, um dieſe beiden Menſchen zu unterhalten. Er lehrte ſie verſchiedene Kartenſpiele und ſeinen Kammerdiener ſogar das Schachſpiel. Morgens las er ihnen eine, und Abends zwei Stunden Romane, und beſonders Reiſen, vor. Er ging mit ihnen ſpazieren; im Ganzen genommen aber fühlte er ſich nicht ſo glücklich als in ſeiner Einſamkeit. Ihre Unzufriedenheit erinnerte ihn an ſeine Gefangenſchaft und an die Unwillkührlichkeit ihrer Geſellſchaft. Um die Einſamkeit zu ertragen, muß man überhaupt Charakter und Erziehung und einen analogen Stand haben. Die Seefahrer kennen dieſe Langeweile einer unfreiwilligen Geſellſchaft, und lange Reiſen endigen ſich gewöhnlich damit, daß ſie ſich einander läſtig geworden ſind. Die Anhänglichkeit dieſer Bedien-

ten und ihre Sorgfalt für ihren Herrn blie- ben ſich jedoch durchaus gleich. Sie hatten den corſicaniſchen und polniſchen Krieg mit ihm gemacht. Sie waren treu und brav, und ohne ſeine Heirath würde er ſie lebenslang bei ſich behalten haben.

Er mußte acht Tage das Bette hüten, weil er vom Hüftweh ganz contract war, welches aus dem Uebergange von einem ſehr thätigen zu einem ſitzenden Leben und der Entbehrung aller Vergnügungen in einem Alter, worin die- ſelben ein Bedürfniß ſind, entſtand. Ihre Auf- wartung kam ihm ſehr zu ſtatten, und es war ein Glück, daß dieſe Unpäßlichkeit ihn nicht in ſeinem ſchlechten Zimmer betroffen hatte, wo er allein war.

Seitdem ſie wieder bei ihm waren, hatte er ſeine Spazierſtunde auf den Mit- tag verlegt. Gefangene bemerken und be- nutzen alles. Bis dahin nur mit ſeinem Pro- ceß und der Lectüre beſchäftigt, war er gar nicht neugierig geweſen, was im Hauſe vor- ging. Jetzt wurde er neugieriger.

Es war Winter; alle Sonnabend wurden bei jedem Thurm ſo viel Holzhaufen zuſam-

mengetragen, als Zimmer darin bewohnt waren. Durch Aufmerkſamkeit hierauf konnte er berechnen, wie viel Unglückgefährten er in jedem Thurm hatte. Alle Mittag ſetzte man an jeder Treppe ſo viel Körbe mit Tellern hin, als Gefangene da waren. Damals war die Zahl nur geringe, denn während ſeiner Zeit waren niemals mehr als neunzehn. Manche Tage waren ihrer nur ſieben. Die ſchreckliche Baſtille verſchlang damals alſo nicht ſo viel Unglückliche als man glaubte. Seit der Regierung der Jacobiner enthalten die Gefängniſſe von Paris, ungeachtet der beſtändigen Hinrichtungen, doch immerwährend drei, vier bis fünftauſend Unglückliche, deren Leben nur am ſeidnen Faden hängt.

Seine Bedienten gaben ihm zu einer andern wichtigern Bemerkung Gelegenheit. Bedeutendere Perſonen werden auf Fayance, die andern auf Zinn bedient. Dieſe Entdeckungen, auf die er nie allein gekommen ſeyn würde, brachten ihn auf den Gedanken, mit Favier eine Correſpondenz anzufangen. Denn vor Segür hatten die Commiſſarien und ſelbſt Jümilhac ihn gewarnt. Es that ihm leid,

daß derſelbe um ſeinetwillen leiden mußte, aber er wollte ſich nicht wegen dieſes gefährlichen Menſchen conpromittiren. Ein glücklicher Umſtand kam ihm bei ſeinem Project zu Hülfe. Einſt ſah er den Kerkermeiſter mit einem ziemlich großen Sack für den Thurm de la Bertaudiere beſtimmt und fragte, was in dem Sack wäre. Linſen, antwortete der Kerkermeiſter. — Euer Gefangener muß erſtaunlich gern Linſen eſſen. — Bei jeder Mahlzeit ißt er welche. — Nun erinnerte er ſich, daß Favier dieſes Gemüſe ſehr gern mochte und ſchloß daraus, daß er in dem Thurm ſeyn müſſe.

Den Tag darauf ſchabte er eine Kohle mit einem zerbrochenen Glaſe und machte einen Schreibſtift daraus. An dem Thurm lagen drei Holzhaufen; auf die abgeſägte Seite eines Scheitholzes ſchrieb er auf engliſch: ich bin im Capellenzimmer, antworte mir. Acht Tage lang erfolgte keine Antwort. Endlich fand er auf ſeinem Holzhaufen eine engliſche Antwort. Hierauf ſchrieb er auf einen kleinen Zettel ſein erſtes Verhör und ſeine erſte Antwort, und ſteckte dieſelbe in die Spalte eines Scheits. Favier, denn der war es wirk

lich, antwortete auf eben dieſe Weiſe, und ſo gaben ſie ſich einander Nachrichten.

Jener benachrichtigte ihn, man habe ihn zum Geſtändniß zu bringen geſucht, er ſei der Urheber des Briefwechſels zwiſchen dem Grafen de Broglio und dem Könige, ſie beide hätten Dümouriez gebraucht, Monteynard dahin zu vermögen, ihn nach Schweden und dann nach Preußen zu ſchicken, in der Hoffnung einen Krieg anzuzetteln. Man habe ihn ferner beſchuldigt, er ſei, ungeachtet ſeiner Zwiſtigkeit mit dem Düc de Choiſeul, drei Tage incognito in Chanteloup geweſen, als er im abgewichenen Sommer nach Ormes zu Herrn de Voyer und nach Ruffec zu dem Grafen de Broglio gereiſet wäre. Man habe ihn angeklagt als den Verfaſſer eines Liedes auf die dü Barry, welches er bei Mlle le Grand ſollte gemacht haben, die auch beinahe in die Baſtille gekommen, aber in ihrem Hauſe verhört worden wäre: er habe aus der Zeit, als das Lied gemacht wäre, erwieſen, daß er der Verfaſſer davon nicht ſeyn könne, Marville habe ihm nachher in dem Verhör geſagt, in Abſicht des Liedes ſei er unſchuldig, denn man habe den Verfaſſer entdeckt und beſtraft.

Der Proceß, welchen man Favier gemacht hatte, war alſo um nichts bedeutender und beruhete auf eben ſo wenig erwieſenen Thatſachen. D'Aiguillon hatte gehoft, den Faden einer großen Intrigue zu entdecken, die gar nicht exiſtirte. Indeſſen hatte er aus dem Handel einen großen Vortheil gezogen, weil er Ludwig XV. der ihn weder liebte noch achtete, genöthigt hatte, Monteynard, deſſen Redlichkeit jener ſchätzte, zu entfernen, und ihm dagegen das Kriegsweſen zu übergeben, wodurch er eben die Gewalt bekam, welche der Dúc de Choiſeul beſaß, den er zu ſtürzen die Freude gehabt hatte. Ganz zufrieden war er jedoch nicht, denn ſein ſchwarzes Herz, und ſein Ehrgeiz hatten gewünſcht, Cardinalrache zu üben, und dieſelbe Rolle zu ſpielen, wie ſein Großoheim. Er mußte ſich begnügen, ſeinen Herrn zu betrügen, da er denſelben nicht beherrſchen konnte.

Dúmouriez wendete die Zeit in der Baſtille dazu an, ſich in dem, was er gelernt hatte, recht feſt zu ſetzen. Er ſchrieb ein ziemlich weitläuftiges Werk über den Krieg, Principes militaires betitelt, eine Abhandlung über die

Legionen nebſt dem Gebrauch und der Vermiſchung der Waffen, und eine dieſer Art von Truppen angemeſſene Tactic. Er unternahm noch ein ſehr weitläuftiges Werk, welches eigentlich nur eine vorläufige Abhandlung war. Er hatte einmal in Bayle's Wörterbuch unter dem Artikel Perrot und Ablancourt geleſen, daß dieſe beiden vortreflichen Ueberſetzer, welche außerordentlich gern Reiſebeſchreibungen laſen, gegen das Ende ihres Lebens, eine Abhandlung über Reiſebeſchreibungen angefangen hatten. Bayle bedauerte, daß ſie nicht zu Stande gekommen war.

Dümouriez, der in ſeiner Gefangenſchaft einen faſt übertriebenen Hang zu dieſer Art von Lectüre bekommen hatte, machte den Plan zu einem großen moraliſchen Werke. Er wollte die Reiſebeſchreiber aus jedem Jahrhundert über jedes Land, z. B. über China zuſammennehmen, den Geiſt und die Fortſchritte in den Künſten in jedem Jahrhundert, ſowohl in dem Lande, welches bereiſet ward, als in dem Vaterlande des Reiſenden vergleichen. Zu dieſem Zweck mußten alle Reiſebeſchreiber ſorgfältig ausgezogen und unter einander vergli-

chen werden. Man mußte in der Baſtille wohnen, um ein ſolches Werk zu unternehmen, dem er den Titel gab: Philoſophiſcher Verſuch über Reiſebeſchreibungen.— Auch ſchrieb er politiſche und Handlungsnachrichten über Hamburg und Niederſachſen, und überſetzte den fünf und zwanzigſten Geſang des Morgante Maggiore in franzöſiſche Verſe.

Langeweile hatte er nicht, aber er wünſchte frei zu ſeyn, und übergab dem Herrn de Sartines alle 14 Tage einen Brief an den König, worin er bat ihm Richter zu ernennen, damit ſein Schickſal geſetzmäßig entſchieden würde, weil der Proceß nun eingeleitet wäre. Endlich einmal befahl der König dem Dûc d'Aiguillon im Conſeil, Bericht über die Sache abzuſtatten und ſagte dabei: ſie ſind nicht ſtrafbar, ſie haben ſchon zu lange gelitten. D'Aiguillon, als ein feiner Hofmann, verſtand was das ſagen wollte. Er ſetzte einen ſehr gelinden Bericht auf; Dûmouriez hat denſelben in Händen gehabt. Von ihm hieß es: er iſt ein guter Officier, aber von zu muthwilliger Thätigkeit, ein Zänker, ungehorſam und gefährlich. Er ſtimmte dahin,

ihn auf drei Monat aus Paris zu verbannen, weil er zu viele Bekanntſchaft daſelbſt hätte, und ſein Eintritt in die pariſer Geſellſchaften neue Händel verurſachen könnte. Der Prinz de Soubiſe übernahm es, Dümouriez zu vertheidigen, und bezeugte, daß er im ſiebenjährigen Kriege ſehr gut gedient habe. Der König ſagte: ich weiß, daß es ein guter Officier iſt. Er ſoll ſeine Stelle und ſein Gehalt behalten. D'Aiguillon verſicherte, daß er gar keine Feindſchaft gegen denſelben hege, ſondern vielmehr Sr. Majeſtät vorſchlagen würde, ihn nach drei Monaten irgendwo anzuſtellen. Weit edler wäre es geweſen, dies gleich vorzuſchlagen.

Hierauf wurde über den Ort der Verbannung berathſchlagt. Der König ſagte: man ſchicke ihn nach dem Schloſſe von Caen, dies iſt eine gute Stadt, die Normandie ſoll ſein Gefängniß ſeyn. Favier wurde ſehr genau in Chateau de Doulens bewacht. Ségür kam nach einer Feſtung in den Pyrenäen und der Graf de Broglio blieb zu Ruffec.

So endigte ſich die ganze Baſtillengeſchichte, die nichts weiter als eine alberne Hofintrigue war, wobei Dúmouriez die Rolle von Ludwigs XIV. Pagen ſpielte, den man peitſchte, um ſeinen Herrn zu beſſern. Bei der ganzen Sache war weder Verſchwörung noch Geheimniß. Gab es vielleicht eine Intrigue in Paris, ſo wußte Dúmouriez, der 200 Meilen weit entfernt war, doch nichts davon. Sein Auftrag war ſehr einfach; ſeinen Aufenthalt in Hamburg veranlaßte die friedliche Beendigung der ſchwediſchen Revolution. Sein Vorhaben nach Preuſſen zu reiſen, war der ſehr natürliche Wunſch einen König in der Nähe zu ſehen, den er in jeder Rückſicht bewunderte. Er hatte gar keinen Briefwechſel mit dem Grafen de Broglio und mit Favier, welche von ſeinem Auftrage nicht einmal etwas wußten. Der Graf de Broglio und Monteynard waren mit einander zerfallen. Jener und Favier hatten ſich mit dem Dúc de Choiſeul entzweit. Dúmouriez ſtand in gar keiner Verbinduug mit dieſem großen Miniſter, obgleich er demſelben ſehr ergeben war.

So wird das Publicum oft über die Wichtigkeit der Hofhändel hintergangen. So werden oftmals die Tage, welche zur Regierung der Reiche beſtimmt ſind, mit Weiberränken zugebracht, woraus man den Königen, die man immer zu betrügen oder in Furcht zu ſetzen ſucht, Ungeheuer macht. Es bleibt den Königen ein ſicheres Mittel, dieſe Prozeſſe zu entſcheiden, ohne ſich von denen, womit ſie umgeben ſind, täuſchen zu laſſen. Sie dürfen nur das perſönliſche Intereſſe des Klägers und die Talente des Angeklagten berechnen. Beſitzt dieſer Verdienſte, ſo iſt ſicher zu vermuthen, daß der Kläger eine Mauer von Verläumdung zwiſchen demſelben und ſeinem Herrn ziehen will, weil er fürchtet das Verdienſt möge ihm ſchaden. Wenig Könige bedienen ſich dieſes Mittels um hinter die Wahrheit zu kommen. Der vernünftige Mann vertheidigt ſich, wenn er angeklagt iſt; dann aber flieht er den Aufenthalt der Lügen, und die unglücklichen Monarchen bleiben damit umgeben. Man murret gegen ſie, aber mit Unrecht. Sie ſind ſchwach, wie Menſchen es

ſind, und das Prisma, wodurch man ſie die Menſchen und die Sachen ſehen läßt, zeigt ſie ihnen mit falſchen Farben.

Zweites Kapitel.

Schloß zu Caen. Heirath.

Sechs Monate, weniger zwei oder drei Tage, hatte Dúmouriez in dieſer Einſamkeit zugebracht, als Herr de Sartines eines Morgens zu ihm kam und ihm meldete, er ſolle die Baſtille verlaſſen, um nach dem Schloß zu Caen zu gehen. Dies gefiel ihm nicht. Er fand, daß Ludwig XV. ſehr ſchwach, und eine ſehr morſche Stütze für die wäre, welche er ſchätzte und in Schutz nahm, da die ganze Gnade, welche er ihm angedeihen ließ, in einem Tauſch des Gefängniſſes beſtand. Dieſen Gedanken theilte er Herrn de Sartines nicht mit, ſondern dankte demſelben ſehr verbindlich. Einen großen Theil des Tages brachte er bei dem Gouverneur zu, der ihm in der That

ſehr

ſehr nahe ging, dem er auch, ſo lange er lebte, ſich dankbar bezeigt hat. Unten an jeder Säule ſchrieb er die Worte: Suchet die Auflöſung des Räthſels ganz oben. Auf dem Rücken eines jeden Sphinx ließ er eine kurze Anweiſung, wie man auf dem Scheitholz ſchreiben könne. Den Kerkermeiſter belohnte er, auch einige ſeiner invaliden Freunde erhielten kleine Geſchenke. Als man ihm ſeine Sachen wieder gab, verlangte man, er ſolle einen Eid unterſchreiben, daß er nie etwas von dem, was er in der Baſtille geſehen oder erfahren habe, entdecken wolle. Er ſah das als eine Formel an, die zu nichts verbindet. Herr von Sartines hatte entweder aus eigenem Antrieb oder auch auf Befehl erlaubt, daß er ſeine Papiere mitnehmen konnte, ohne daß ſie unterſucht wurden.

Ein Policeibeamter holte ihn den folgenden Morgen früh ab, und war ſo artig, ihm ſeinen Degen wiederzugeben. Er hieß Maret und war ein recht guter Mann; er hatte nur einen Bedienten oder verkleideten Häſcher bei ſich. Sie fuhren nach Caen ab, und kamen den dritten Tag Morgens um ſieben Uhr daſelbſt

an. Der Commandant des Schloſſes, Chevalier de Canchy, hatte vorher Nachricht davon erhalten, und des Mittags war die ihm beſtimmte Wohnung in dem Hauſe deſſelben fertig. Sie beſtand aus verſchiedenen ſehr reinlichen Zimmern und einem eigenen Garten. Er bedung ſich und ſeine Bedienten bei ihm in die Koſt für 250 Livres monatlich, welches bei weitem mehr ausmachte als das Gehalt des Majors, der ein vortreflicher Mann war.

Hier befand er ſich nun wie auf dem Lande; das Schloß war geräumig, hatte geſunde Luft, lag ſehr gut, und es war daſelbſt gute Geſellſchaft. Hier machte er ſehr genaue Bekanntſchaft mit einer äußerſt liebenswürdigen Frau, der Vicomteſſe de Mathan, die auf einem ſehr großen Fuß lebte. Er war keinesweges eingeſchränkt und konnte aus dem Schloß nach der Stadt oder auf das Land gehen, wenn er wollte. Dieſer Freiheit würde er ſich wenig bedient haben, da er in dem Schloſſe mehr Unterhaltung fand, als er nöthig hatte, wenn ſeine Couſine nicht in derſelben Stadt geweſen wäre. Man könnte mit Recht ſagen, daß die Handlungen, die über unſer ganzes Leben

entſcheiden, im Buche des Schickſals voraus niedergeſchrieben ſind.

Seit zwölf Jahren waren die beiden Leute von einander getrennt, ohne daß es ihnen einfallen konnte, daß ſie ſich je wieder ſehen würden. Mlle de Broiſſy hatte den Schleier angenommen, hernach war ſie genöthigt, wegen ihrer Kränklichkeit, dieſer zu ſtrengen Lebensart zu entſagen, und hatte ſich in ein Kloſter der Büßenden begeben, wo ſie in der Uebung der höchſten Andacht lebte, und deswegen in großem Ruf ſtand. Da ſie zweimal die Anſprache ihres Vetters abgelehnt hatte, ſo ſchauderte ſie, als ſie erfuhr, daß ein Siegelbrief ihn nach dem Schloſſe von Caen brächte. Jedoch ſahe ſie dieſen Umſtand als eine Prüfung von Gott an, und waffnete ſich daher mit der Religion, um ſich gegen eine alte Leidenſchaft, die ſie ſchon für erloſchen hielt, zu vertheidigen, und das Heer der Exjeſuiten und Betſchweſtern umzingelte ſie, um ihren Muth zu erhöhen.

Er ſeiner Seits dachte nur mit Widerwillen an die Nothwendigkeit, eine ſo andächtige Verwandtin wieder zu ſehn, die er einſt zärt-

lich liebte, und von der er ſich auf ihre eigenen dringenden Bitten gänzlich getrennt hatte. Er vermuthete, daß in einer Provinzialſtadt, wo ſeine Verwandtin in ihrer Art eben ſo berühmt geworden war als er, jedermann die Augen auf ihr beiderſeitiges Betragen richten, und daß ſie der Gegenſtand aller Unterhaltungen ſeyn würden. Er verwünſchte den Einfall, ihn von allen Schlöſſern des Königreichs grade nach Caen zu ſchicken, wodurch er in dieſe Verlegenheit geſetzt wurde. Man hatte im Lande das Gerücht ausgeſtreuet, die hohe Andacht und die Krankheiten ſeiner Nichte wären eine Folge ihrer Verzweiflung, weil er ſie verlaſſen hätte. Beſuchte er ſie nicht, ſo erſchien er als ein Ungeheuer, beſonders in den Augen der Weiber. Warum ſollte er ſie auch nicht beſuchen? Er liebte ſie nicht mehr; ſie waren Geſchwiſterkinder, ſie hatte wirklich um ihn gelitten. Dieſe und ähnliche Gedanken beunruhigten ihn drei Tage lang, ohne daß er ſich zu etwas entſchließen konnte.

Am vierten Tage ging er Morgens um zehn Uhr zu ihr, nachdem er ſich vorher hatte melden laſſen. Sie war allein. Wie zwei

Verbrecher zitterten ſie, als er ſie anredete. Er konnte ihr weiter nichts ſagen, als: Ach, wie verändert biſt du! aber ich liebe dich noch immer, und fiel ihr in die Arme. Wirklich fand er dieſelbe Geſtalt nicht wieder. Die Blattern hatten alle ihre Geſichtszüge entſtellt, ſie war dreißig Jahr alt geworden und dabei ſchrecklich mager. Nachdem ſie ſich etwas gefaßt hatten, unterhielten ſie ſich über ihre gegenſeitige Lage, und wurden einig, ſich ſelten zu ſehen. Nie haben ſich Menſchen ihre Freundſchaft aufrichtiger verſichert, indem ſie Einrichtungen trafen, wenig bei einander zu leben, und beſonders ſich ſelten zu beſuchen. Durch dieſe einmüthige Berathſchlagung erleichtert, wurden ſie wieder mit einander vertraut, wie ehemals. Er aß mit ihr und einer guten Freundin zu Mittag, und kehrte nach dem Schloſſe zurück, ſehr zufrieden über den gefaßten Beſchluß.

Die Legion Lothringen, wozu er gehörte, lag zu Falaiſe im Quartier. Die ſämmtlichen Officiers, in Begleitung des Oberſten, Grafen Viomesnil, des Oberſten en ſecond Cadignan, des Oberſtlieutenants Choiſy, der aus Pohlen

mit dem rothen Bande und dem Grade eines Brigadiers zurückgekommen war, und des Majors Villeveaux, machten ihm ihren Beſuch. Viomesnil brachte ihm Pferde mit und bat ihn, mit zu der Legion nach Falaiſe zu kommen, und ſich einige Zeit bei ihnen aufzuhalten. Der Chevalier de Canchy hatte nichts dagegen, und ihm war es ſehr lieb, einige Zeit von ſeiner Couſine entfernt zu ſeyn. Er brachte acht Tage bei ſeinen Kriegsgefährten zu. Der Capitain Montigny, den er bei dieſem Corps angeſtellt hatte, um ſeine Einrichtung der leichten Truppen einzuführen, war ſehr gut damit zu Stande gekommen. Er hatte das Vergnügen zu ſehen, daß ſein Syſtem angenommen war, wozu er raiſonnirende Abbildungen vom kleinen Kriege machen ließ, und noch einige Zuſätze hinzufügte. Nach Verlauf der acht Tage war er im Begriff, noch acht Tage zu bleiben, als er erfuhr, daß ſeine Couſine mit einem Frieſel befallen wäre, und daß die Krankheit gefährlich würde.

Sogleich kehrte er nach Caen zurück. Das Kloſter, worin ſie lebte, war ohne Clauſur. Er wurde nun ihr Krankenwärter acht und

zwanzig Tage lang. Morgens um ſieben Uhr kam er und ging Abends um acht Uhr weg. Sie nahm von keiner andern Hand etwas als von der ſeinigen. Er hatte vermuthet und mit Recht, daß dieſe Krankheit, wozu freilich der Keim in ihr lag, da ſie ſchon ſiebenmal daran krank gelegen hatte, und dieſelbe damals grade epidemiſch zu Caen war, durch die Revolution, welche die Wiedervereinigung in ihrer reizbaren und lebhaften Seele bewirkt hatte, und durch den heftigen inneren Kampf und die Anſtrengung, ſich ſelbſt zu beſiegen, veranlaßt wäre. Er fühlte keine Liebe mehr, aber eine zärtliche Hochachtung war an die Stelle dieſer ſchwankenden Leidenſchaft getreten. Er faßte den Entſchluß, dieſem für beide ſo peinlichen Verhältniſſe durch eine Heurath ein Ende zu machen. Von ſeinem Vermögen hatte er nur noch 1000 L. Einkünfte, welches mit den 6000 L. Gehalt erſt 7000 L. ausmachte. Sie hatte nicht mehr als 1250 L. Renten; da aber ihre Mutter bei Jahren war, ſo hatten ſie die Ausſicht auf wenigſtens 7 bis 8000 L. Einkünfte aus ihrer Erbſchaft. Er wartete ihre Geneſung ab, und durch viele

Vorſtellungen erhielt er endlich ihre Einwilligung. Er mußte ſich es gefallen laſſen, Theologe und Caſuiſt zu werden, und mit den vornehmſten Doctoren von Caen zu diſputiren, um die Scrupel ſeiner Couſine zu heben.

Seine Schweſter, die Baroneſſe von Schönberg, hatte ihm einen ſehr ſtarken Beweis ihrer Freundſchaft gegeben; ſie hatte ſich, jedoch mit vieler Würde, für ihn bei dem Dûc d'Aiguillon verwendet. Der Dûc war ſo klein, ihr einmal, als ſie ſehr lebhaft in ihn drang, zu ſagen: Sie haben Unrecht, Madame, ſo unruhig wegen Ihres Bruders zu ſeyn. Er befindet ſich in der Baſtille recht gut, und iſt beſtändig aufgeräumt. Sie antwortete ihm mit vielem Anſtande: Gnädiger Herr, dieß iſt ein Beweis, daß er ſich keine Vorwürfe zu machen hat; für Sie ſollte es ein Beweggrund ſeyn, Ihre Gerechtigkeitsliebe zu zeigen, und ihm die Freiheit wieder zu geben. Dieſe edle Freimüthigkeit hatte ſie mit dem allmächtigen Miniſter gänzlich entzweit, und Dümouriez führt dieſen Zug von der Frau von

Schönberg zum Beweiſe ſeiner beſtändigen Dankbarkeit mit Vergnügen an. Seine andre Schweſter, die Aebtiſſin von Fervacques, wohnte in St. Quentin, einer ſehr angenehmen Stadt. Sie liebte ihren Bruder leidenſchaftlich; ſobald ſie daher ſeinen Entſchluß erfuhr, ſeine Couſine zu heurathen, ſo bat ſie ihn, ſich in dieſer Stadt niederzulaſſen, und ließ ein hübſches Haus zu ihrer Aufnahme einrichten.

Seine Beharrlichkeit, Mlle de Broiſſy in ihrer Krankheit zu pflegen, wurde der allgemeine Inhalt der Unterhaltung in der Stadt. Jedermann lobte ihn und intereſſirte ſich für ihn, beſonders ſeine gute Freundin, Madame de Mathan. Er wollte nicht zugeben, daß ſie ihre Geneſung in einem ungeſunden Zimmer, worin alle Meublen mit den Ausdünſtungen ihrer gefährlichen Krankheit geſchwängert waren, abwarten ſollte. Er miethete ihr deswegen eine Wohnung auf dem Lande, anderthalb Stunden von Caen, ließ ſie dieſelbe mit einer alten Dame, die in demſelben Kloſter Koſtgängerin war, beziehen, und gab ihnen einen Kammerdiener zur Aufwartung mit.

Er war ſehr froh, ſie den Zudringlichkeiten der Pfaffen und Betſchweſtern zu entziehen, die ihre Ruhe nur ſtöhrten, ohne ihren Entſchluß wankend zu machen, und da die Zeit des Siegelbriefes bald abgelaufen war, und die Couſine ſich wieder erholt hatte, ſo ſchickte er ſie zu ihrer Mutter, welcher ſie ihren Entſchluß mitgetheilt hatten.

Wenige Tage nach der Abreiſe ſeiner Couſine ſtarb Ludwig XV, und das ganze Miniſterium wurde umgeändert. Durch einen ſonderbaren Zufall erhielt ein Profeſſor der Rhetorik zu Caen, der Abbé Berenger, den Auftrag, die Lobrede des Monarchen zu verfertigen. Er mußte dabei einige Züge aus dem Leben des Verſtorbenen anführen. Man rieth ihm, ſich an den Gefangenen im Schloſſe zu wenden, der als ein Gelehrter und ein Mann, der in öffentlichen Geſchäften gelebt habe, ihm gute Beiträge liefern könne. Der Abt Berenger wandte ſich an ihn, und er half demſelben eine lateiniſche Lobrede auf den verſtorbenen König verfertigen, auf deſſen Befehl er im Gefängniſſe ſaß. Dieſer Todesfall erinnerte ihn wieder an die Fabel von la Fon-

taine, die er Marvillen citirt hatte, und er erzählte dieſe Anecdote in allen Geſellſchaften in Caen.

Von nun an betrachtete er den Siegelbrief als annullirt; da er aber ſeine Freiheit nicht beneficio inventarii wieder erhalten wollte; ſo ſchrieb er an Ludwig XVI, und bat denſelben, ihn wieder in die Baſtille zu ſchikken, ſeinen Proceß von neuem unterſuchen zu laſſen, und ihm geſetzmäßige Richter zu geben. In derſelben Abſicht ſchrieb er an drei von den neuen Miniſtern, an Herrn von Vergennes, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, an den Grafen und nachmaligen Marſchall de Muy, Miniſter des Kriegsweſens, und an Sartines, welcher Miniſter des Seeweſens geworden war. Alle drei antworteten ihm: der König hätte ſie zu ſeinen Richtern ernannt. In die Baſtille wollte man ihn aber nicht wieder ſetzen, und noch weniger die Sache in den ordentlichen Rechtsgang einleiten. Der Graf von Maurepas, ein Oheim d'Aiguillons, wollte den lächerlichen Proceß nicht wieder aufrühren, ſondern ſuchte ihn vielmehr zu unterdrücken. Alle Actenſtücke und Inſtructio-

nen wurden aus dem Archiv der Baſtille weggenommen und das Ganze unterdrückt.

Die Commiſſion währte zwei Monate, worauf er Befehl bekam, ſich nach Compiegne zu begeben, wo ſich der Hof aufhielt. Durch dieſen Umſtand wurde ſein Gefängniß um zwei Monate verlängert, und bei ſeiner Abreiſe hatte er ſechs Monate in der Baſtille und fünf auf dem Schloß zu Caen zugebracht. Seine Zeit hatte er ſehr glücklich angewendet. Bei ſeiner Ankunft am Hofe, ſagte der Graf de Muy in einer öffentlichen Audienz zu ihm: die ungerechte und langwierige Bedrückung, die er hätte erdulden müſſen, thue dem Könige ſehr leid; er habe ihm aufgetragen, ihn dafür zu entſchädigen, durch einen nützlichen Gebrauch ſeiner Talente. In einer Privataudienz gab er ihm dieſelbe Erklärung ſchriftlich. Noch gab man ihm eine zweite, die eigentlich ein Auszug aus dem Bericht und von drei Miniſtern unterzeichnet war, worin er von der ganzen Anklage entbunden wurde. Sartines hatte bei dieſem Handel für und wider unterzeichnet. Als Policeilieutenant und Commiſſarius hatte er d'Aiguillons Be-

richt, welcher Dûmouriez'n etwas nachtheilig war, und als Miniſter den Bericht, wodurch derſelbe für unſchuldig erklärt wurde, unterſchrieben.

Den Tag darauf ging er wieder zu dem Miniſter und hielt um Erlaubniß zu ſeiner Heurath an, die er auch ſogleich erhielt. Herr de Muy war ein ſtrenger und ſehr religiöſer Mann. Er hatte ſelbſt eine alte Leidenſchaft befriedigt, und Mlle Blancard, Canoniſſin von Neuß, geheurathet. Dieſe war ſo ſchön als tugendhaft, und beweint noch jetzt ihren rechtſchaffenen Gemahl, den ſie 1775 verlohr. Hierauf reiſete er nach Pont au de Mer, wo ſich ſeine Couſine aufhielt, und heurathete dieſelbe, nachdem er dem Pabſt mit vielem Verdruß 3200 L. für Diſpenſation wegen zu naher Verwandſchaft bezahlt hatte. Um ſeine Einrichtung zu beſtreiten, mußte er 5000 Bände von ſeiner Bibliothek verkaufen. Der Reſt davon, welcher nachher wieder ſehr beträchtlich anwuchs, iſt nebſt allen Papieren und Manuſcripten eine Beute der Anarchiſten geworden.

Dann zog er nach St. Quentin zu der Aebtiſſin; aber die beiden Schwiegerinnen konnten ſich nicht lange mit einander vertragen. Seine Gattin war durch ihre Leiden ſehr empfindlich geworden. Wenn die Andacht übertrieben wird und ins kleinliche fällt, ſo paßt ſie ſich den Fehlern unſers Herzens an, wie die Kleider den Fehlern unſers Leibes; ſie bedeckt dieſelben, aber verbirgt ſie nicht. In dieſer Haushaltung war zu wenig gleiche Stimmung, als daß man hätte dabei glücklich ſeyn können. Sie bezog alles auf Gott, die Religion und beſonders den äußern Gottesdienſt. Er iſt weder Atheiſt, noch Gottesverächter; aber jeder äußere Gottesdienſt ſchien ihm nichts weiter als Verſchiedenheiten eines allgemeinen Grundſatzes auf der ganzen Erde, der Anbetung eines Gottes. Er hatte ſich Voltair's erhabenen Gedanken zu eigen gemacht:

Gott richtet uns nach unſern Tugenden;
Nicht nach unſern Opfern.

(Il nous juge ſur nos vertus,
Et non pas ſur nos ſacrifices.)

Dieſe Verſchiedenheit in der Denkungsart hat funfzehn Jahre lang eine Disharmonie unter ihnen erhalten, die ſie unglücklich machte. Sie war intolerant, er Indifferentiſt. Da ſie ſehr eigenwillig, eiferſüchtig, beſtändig kränklich war, und das Unglück gehabt hatte, zwei Kinder in dem Augenblicke der Geburt zu verlieren, ſo war es ſehr läſtig mit ihr umzugehen, und weil ſie ſich mit ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin, überworfen hatte, ſo zwang ſie ihn, St. Quentin zu verlaſſen. Sie zogen drei Meilen von Rouen aufs Land. Ohngeachtet ihrer Gutmüthigkeit und Menſchenliebe, war alles um ſie her unglücklich. Sie zwang ihn, ſeine alten Bedienten gehen zu laſſen, und in den funfzehn Jahren ihrer Haushaltung haben ſie an hundert und zwanzig Bedienten gehabt, ohne einen behalten zu können. Selbſt Baptiſte, der im Hauſe auferzogen war und mehr als Sohn, als wie Bedienter angeſehen wurde, mußte dem Hausfrieden aufgeopfert werden, und erſt nachdem ſie geſchieden waren, iſt er wieder zu ſeinem Herrn gekommen.

Funfzehn Jahre lang hat er in dieſem peinlichen Zuſtande zugebracht. Er wartete ihr bei ihren häufigen Krankheiten auf, und gehorchte ihr in allem. Er entzog ſich allen Geſellſchaften und Vergnügungen. Wenn ſeine Freunde ihn entweder aufhetzen, oder wegen ſeiner Geduld aufziehen wollten, ſo pflegte er ihnen zu antworten: Haltet ihr denn Socrates für einen Narren? Seine großen Arbeiten, ſeine einſamen Spatziergänge halfen ihn dieſe Prüfung überſtehen; er tröſtete ſich dabei mit dem Gedanken, daß dieſelbe zur Bezähmung des Unbiegſamen in ſeinem Character diente. Er war funfzehn Jahre lang das Muſter eines Ehemanns, und im Publicum wußte man von ihren Zwiſtigkeiten nichts, als was der außerordentlichen Lebhaftigkeit ſeiner Frau zuweilen entfuhr, und dieß ſuchte er mit der Gefälligkeit eines Liebhabers zu bedecken. Sie liebte ihn und liebt ihn noch; er ließ ihren Tugenden Gerechtigkeit widerfahren, und war feſt überzeugt, daß, wenn ſie beide entweder Philoſophen oder Andächtler geweſen wären, ſo würde das Glück in ihrem Hauſe gewohnt haben.

Schon

Schon in den erſten Monaten nach ihrer Verheurathung und hernach, ſagte ſie alle Jahr zu ihrem Gatten, ſie wolle ſich von ihm trennen und wieder ins Kloſter gehen. Alle Jahr redete er ihr den Vorſatz aus. Da er auf einem anſtändigen Fuß leben mußte und einige Schulden hatte, ſo konnte er ſeine Einkünfte nicht theilen, da ſie kaum zu ſeinen Ausgaben hinreichten. Er wartete auf den Tod ſeiner Schwiegermutter, um ihr den Genuß ihres Vermögens zu laſſen. 1786 fiel ihm eine unerwartete Erbſchaft zu. Die Wittwe ſeines guten Oheims zu Verſailles vermachte ihm aus Dankbarkeit für die Dienſte, die er ihr bei dem Tode ihres Gatten geleiſtet hatte, von Hochachtung durchdrungen, ihr ganzes Vermögen. Er begab ſich nach Verſailles, dieſe Erbſchaft in Empfang zu nehmen, ſuchte und fand die Verwandten dieſer Dame, gab denſelben die liegenden Gründe wieder, und behielt für ſich nur das Mobiliarvermögen, welches 60000 L. an Diamanten, Silberzeug und Möbeln betrug. Damals ſchlug ihm ſeine Frau abermals eine Trennung vor. Er willigte ein, und die Trennung ſollte vor ſich ge-

hen. Seine Schwiegerin, Madame de Perry, ſöhnte ſie wieder mit einander aus. Aber er erklärte ſeiner Frau, daß es zum letztenmale wäre, und wenn ſie dieſen Vorſchlag noch einmal wiederholte, ſo werde er ihn unwiderruflich annehmen. 1788 wiederholte ſie ihn, er hielt ſein Wort, ſie trennten ſich, er ließ ihr ihre Diamanten, theilte die Möbeln und das Silberzeug mit ihr, und ſetzte ihr ein Gehalt von 5000 L. aus. Sie begab ſich im Anfange des Jahrs 1789 in ein Kloſter zu Paris.

Wäre er auch nicht dazu aufgefordert worden, ſo würde doch die Revolution ihn genöthigt haben, ſie dieſen Schritt thun zu laſſen, und ſeine Ehe zu trennen, da er bei dieſer Epoche ſein Amt zu Cherbourg und ſein Gehalt, welches ſich 1783 bis auf 6000 L. belief, verlor. Die beiden erſten Jahre der Revolution lebte er von den Wohlthaten einer Dame, die ſich ſelbſt einſchränkte, damit er ſeiner Ehegattin den Gehalt auszahlen könnte, und alles ihrige mit ihm theilte. Dieſe ſanfte und liebenswürdige Dame beſchloß hernach ſein Unglück mit ihm zu theilen, und verdoppelte durch ihre Standhaftigkeit und edele Geſinnungen ſeine

Leiden. Er hat ſich es zur Pflicht gemacht, für ſie zu ſorgen, und dieſes Band iſt noch das ſtärkſte, welches ihn an dieſes Leben knüpft.

Was ſeine Gattin betrift, ſo beſitzt dieſelbe ohne Zweifel große Tugenden. Mit dem erhabenen Geiſte einer heiligen Thereſe ſchien ſie für das betrachtende Leben geboren zu ſeyn, und für dieſe Welt gar nicht zu paſſen. Er liebt, ſchätzt und achtet ſie. Aber ihre Charactere waren mit einander unverträglich. Ach! in dem Augenblick, da er dieſe Memoires niederſchreibt, im Januar 1794, befindet ſie ſich in den Kerkern der Anarchiſten mit ihrer Schweſter, Madame de Perry, ihrer Schwiegerin, der Aebtiſſin von Fervacques, ihrer Couſine, Mlle de Perry, mit Madame de Chateauneuf, Geſchwiſterkind von Dümouriez, und mit der jungen und intereſſanten Baroneſſe von Schönberg, der Gattin ſeines Neffen, einer Mutter von zwei unmündigen Kindern.

Seyd gerecht, ihr Franzoſen! haltet ihr Dümouriez für einen Verbrecher, ſo rächet euch nicht an Weibern, die an ſeinen Planen nie Theil hatten, nie darum wußten. Corio-

lans Gattin und Mutter, ſelbſt ſeine Söhne waren frei in Rom, als er ſeine Vaterſtadt an der Spitze der Volscier belagerte. Dümouriez hat ſeine Waffen nie gegen euch richten wollen. Er verabſcheuet die Verbrechen der ſtrafbaren Menſchen, die euch irre führen, aber nie hat er ſich das Recht angemaßt, dieſelben an ſeinen Mitbürgern zu rächen. Verdoppelt die Summen, die ihr auf ſeinen Kopf geſetzt habt, verdammt ſein Andenken, aber ſchonet der Unſchuldigen, der Weiber und Kinder, die ohnehin nicht einmal ſeine nächſten Abkömmlinge ſind. O Vorſehung, wache du über das Leben dieſer Unſchuldigen und Theuren!

Drittes Kapitel.

Beſondere Aufträge in den Jahren 1775, 1776, 1777.

Im Jahr 1775 brachte der Baron von Pirch den Plan zu den preußiſchen Manövres nach Frankreich. Die Franzoſen ahmen alles nach, und übertreiben alles. Damals plagte ſie die Pruſſiomanie. Guibert und alle jungen Oberſten hatten Friederich den Großen geſehen und bewundert, Nun war es Ton, die franzöſiſche Tactik abſcheulich zu finden. Man quälte die Truppen mit unzähligen Veränderungen im exerziren und manövriren. Man ſtellte Evolutions-Officiers an, ohne daß dadurch Generale gebildet wurden. Die Kriegskunſt im Großen beſteht darin, ganze Maſſen zu bewegen; von dieſer Kunſt aber entfernt

man ſich, wenn man ſich zu ſehr auf Kleinigkeiten einläßt.

Herr de Muy hatte die Manövres des Barons Pirch gutgeheißen. Man errichtete zu Paris aus den Gardes-Françoiſes Muſterbataillons, und drei Aide-Majors dieſes Regiments erhielten den Auftrag, die Aide-Majors und Bataillons der Leibregimenter zu unterrichten. Man gab Ordre zu einer großen Verſammlung von Truppen in den drei großen Feſtungen von Straßburg, Metz und Lille. Das franzöſiſche Militär war damals mit einem Tauſend Generalen und mehr als 1200 Titulairoberſten überladen. Von dieſen wählte der Miniſter dreißig aus, und vertheilte ſie in jene drei große Beſatzungen, um bei dem Manövriren gegenwärtig zu ſeyn. Alle übrigen Oberſten ohne Truppen ſollten gar nicht mehr zum Dienſt gehören. Dieſe ſtrenge Reform konnte jedoch der Intrigue und Fürſprache nicht widerſtehn, und ungeachtet ſeiner Strenge wurde Herr de Muy doch genöthigt, die Zahl allmählig bis auf hundert und funfzig zu erhöhen.

Dûmouriez wurde mit unter den dreiſſig erſten ernannt. Dieſe ehrenvolle Wahl machte ihm kein Vergnûgen. Er hatte nie ein Regiment commandirt, denn dazu gelangten nur Hofleute; er hatte ſogar ein Grenadierbataillon ausgeſchlagen. Er hatte ſich dem Stabe der Armee gewidmet, und ſich eine ganz eigne Laufbahn außerhalb der gewöhnlichen Linie erôfnet. Er begab ſich nach Verſailles, that dem Herrn de Muy ſeine Vorſtellung, und erbot ſich, wenn derſelbe ihm die Manôvres des Barons Pirch anvertrauen wollte, in wenig Tagen eine geometriſche Erlâuterung darûber zuzuſtellen. Der Miniſter erklârte ihm dagegen, die Wahl ſey deswegen auf ihn gefallen, um ihn als Oberſten in Thâtigkeit zu ſetzen; er mûſſe nach Lille abreiſen.

Wâhrend ſeines Aufenthalts in Paris traf er daſelbſt eine Deputation der Stânde von Artois, die ihre Beſchwerden gegen die Schiffbarmachung der Lys ûbergeben wollten. Dieſes Project rûhrte von einem Ingenieur, dem Marechal-de-Camp Bouillard her. Herr de Muy war vor ſeiner Ernennung zum Kriegsminiſter, Oberbefehlshaber in Flandern gewe-

ſen. Da er zu Lille reſidirt hatte, ſo wollte er dieſe Stadt zum Mittelpunct des Handels dieſer reichen Provinz machen, obgleich ſie an der äußerſten Grenze lag. Er hatte geſucht, die Manufacturen nach Türcoing und Roubaix, zwei Flecken, welche ohnehin guten Handel trieben, zu ziehen. Die Stände der Provinz Artois, welche durch einen ſolchen Grenzhandel ihrer Fabriken und Volksmenge beraubt wurde, hatten einen Entwurf zu Canälen, die durch den Mittelpunct von Artois bis nach Dünkirchen gezogen werden ſollten, eingereicht, und ſich anheiſchig gemacht, 500,000 L. aus den Fonds der Provinz jährlich dazu herzugeben, ohne daß es dem Könige das geringſte koſten ſollte.

In der Zwiſchenzeit hatte Bouillard dem Herrn de Muy den Plan zur Schiffbarmachung der Lys bis nach Aire, vermittelſt eines Canals außerhalb der Provinz Artois, vorgeſchlagen. Der General hatte durch ſeinen Einfluß Bouillards Plan durchgeſetzt, und man hatte obendrein noch die Ungerechtigkeit begangen, den Ständen von Artois zu befehlen, das Don-gratuit von 500,000 L., welches

ſie unglücklicherweiſe angeboten hatten, herzugeben, um ſie zur Ausführung eines Projects zu gebrauchen, wodurch ihre Provinz zu Grunde gerichtet wurde.

Die Deputirten erhoben ein lautes Geſchrei. Einer unter ihnen, der Chevalier de Ghiſtelle, erzählte die Sache zufällig an Dümouriez, der dem Miniſter nachdrückliche Vorſtellungen darüber that. Herr de Muy war ein ſehr rechtſchaffener Mann. Ungeachtet er der Urheber des Projects war, ſo beſaß er doch ſo viel Edelmuth, ſeine Meinung unentſchieden zu laſſen, und trug ihm auf, die Vortheile und Nachtheile der Schiffbarmachung der Lys an Ort und Stelle, nebſt den Gründen der Beſchwerden der Stände von Artois zu unterſuchen.

Er reiſete alſo nach Lille mit zwiefachen Aufträgen, theils dieſer Arbeit wegen, theils die Manövres des Barons Pirch zu ſtudieren. Der Marquis de Caſtries war damals Gouverneur von Flandern; aber er reiſete bald ab, und der Prinz von Montbarey wurde zum Inſpector dieſer Manövres ernannt. Er hatte dieſen ſchon bei der Armee kennen gelernt.

Es war ein braver und geſchickter Officier. In Lille wurden ſie ſehr genaue Freunde. Keiner von ihnen konnte damals vermuthen, daß Montbarey drei Monate nachher Kriegsminiſter ſeyn würde.

Nachdem er die Schifbarmachung der Lys eines, und die von den Ständen von Artois vorgeſchlagenen Canäle andern Theils, an Ort und Stelle unterſucht hatte, ſetzte er einen Bericht auf, worin er bewies: „daß die Schifbarmachung der Lys, welche nach Bouillard's „Anſchlage nur zehn Millionen koſten ſollte, „ſich über vierzig belaufen würde: daß der „Theil des Canals, der unter ſeiner Aufſicht „zwiſchen Aire und St. Omer angelegt, und „wovon der Anſchlag nur auf 1200,000 L. ge„macht wäre, ſich ſchon auf vier und eine halbe „Million beliefe und eine Arbeit wäre, die von „vorn wieder angefangen werden müßte: daß „man, die Sache militairiſch betrachtet, wenn „die Lys ſchifbar gemacht würde, Douay „durch die Austrocknung der Moräſte von „Courieres entblößte, welche im Erbfolgekriege ei„ner der vorzüglichſten Vertheidigungspunkte „des Marſchalls de Villars geweſen wären:

„die Sache politiſch angeſehen, verſetze man „den ganzen Handel durch Schifbarmachung „der Lys nach der äußerſten Grenzlinie: wenn „man Lille, welches doch eigentlich nur als „ein Waffenplatz angeſehen werden dürfte, „zum Mittelpunkt des Handels mache, ſo „müſſe Artois, welches keine Hülfsquelle von „einem fruchtbaren Boden und vorzüglicher „Cultur, ſo wie Flandern habe, arm und ent- „völkert werden: im Fall eines Krieges mit „Oeſterreich, werde der Handel leicht geſtöhrt „werden, weil auch die Feinde die Schifbar- „machung benutzen würden: die Gegenden „von Fürnes, Meenen und Cortrik würden „wünſchen, daß die Arbeit unterbliebe, weil „die Schifbarmachung ſie unter Waſſer ſetzen „würde, wenn ſie nicht Deiche dagegen baue- „ten, wie dies am franzöſiſchen Ufer auch ge- „ſchehen müßte, um den Fluß einzuſchränken, „eine Ausgabe, die ſie nicht um eines Canals „willen anwenden würden, wovon ihr Handel „gar keinen Nutzen hätte: wenn man im Ge- „gentheil den Vorſchlag der Stände annäh- „me, ſo würde man die Provinz in Aufnahme „bringen und dem Handel eine ſichere Rich-

„tung, ſelbſt in Kriegszeiten geben, weil der„ſelbe durch die feſten Plätze und die von „Natur moraſtige Lys, die zum Vergraben „dienen würde, gedeckt wäre: ja wenn auch „der Feind tiefer ins Land dränge, ſo würde „der Canal von Artois eine zweite Vertheidi„gungslinie abgeben.“

Dieſes Memoire überſandte er dem Herrn de Muy, der anfänglich ziemlich trocken antwortete: ſeine Gründe hätten mehr Schein als innern Gehalt, ſie wollten aber mündlich darüber ſprechen. Nach zwei Monaten kam er mit Herrn de Montbarey nach Paris zurück und beſuchte den Miniſter mehrere Male, der an Steinſchmerzen krank lag und bald darauf an der Operation ſtarb. Dieſer tugendhafte Miniſter geſtand, daß er Recht habe, und befahl mit den Arbeiten an der Schifbarmachung der Lys einzuhalten.

Herr de Maillebois hatte dem Miniſter ein ſehr gut abgefaßtes Memoire über die Erbauung eines Kriegshafens zu Ambleteuſe überreicht. Herr de Muy gab es ihm zur Unterſuchung und ſagte, er wolle, wenn er noch lebte, ihm im nächſten Frühjahr auftragen, ſich an Ort und

Stelle ſelbſt davon zu unterrichten. Hierauf begab er ſich nach ſeinem Landgute, wo er mit vielem Leidweſen den Tod des vortreflichen Miniſters erfuhr, den er betrauerte, als Bürger, und weil er das Zutrauen deſſelben durch ſtandhaften Widerſpruch gegen ſein Lieblingsproject gewonnen hatte. Dieſer Zug des Herrn de Muy iſt eine Lobrede auf ſeine Rechtſchaffenheit und Unpartheilichkeit.

Da Dümouriez während ſeines Aufenthalts in Lille mit Herrn de Montbarey in die engſte Verbindung getreten war, ſo erfuhr er von demſelben, daß er wegen der Entſcheidung eines großen Proceſſes, welchen ſeine Familie ſeit mehr als hundert Jahren gegen die Familie von Marſan über die Verlaſſenſchaft einer gewiſſen Jeanne d'Albret führte, an das Parlement von Rouen verwieſen wäre. Es betraf einige Millionen. Er ſagte zu Montbarey, er ſolle ſeinen Geſchäftsträger zu ihm ſchicken; da er Zeit übrig habe, ſo wolle er die Sache unterſuchen; fände er ſie gut, ſo wolle er ſich für ihn verwenden; fände er ſie aber mißlich, ſo wolle er ihm einen Procurator und einen geſchickten Sachwalter nachwei-

ſen, und ſich gar nicht damit abgeben. Er kannte verſchiedene Mitglieder des Parlements zu Rouen genau und wollte ſeinem Freunde einen Dienſt leiſten, und ſah keinesweges voraus, daß derſelbe in wenig Monaten ſein Miniſter werden würde. Die Papiere langten an. Er fand die Sache ſehr gerecht, ſetzte ſie auseinander und ſollizitirte. Madame de Montbarey kam im Anfange des Jahrs 1776 nach Rouen, und der Proceß wurde verlohren, ungeachtet Herr de Montbarey Kriegsminiſter war. Wäre die Sache des Prinzen de Marſan nur gerechter geweſen, ſo würde dies dem Parlement viel Ehre gemacht haben.

Die Gräfin de Brionne beſaß große Landgüter in der Normandie und beſonders einen großen Einfluß. Die Familie d'Harcourt, welche in dieſer Provinz ſehr mächtig war, war ihr ſehr ergeben. Sie war Dümouriez gar nicht gewogen, weil er ſich öffentlich für Montbarey verwendet hatte: ſie behauptete, er wäre ein Intrigant, weil ſein Freund in der Zwiſchenzeit Miniſter geworden wäre, und weil die Hofleute nach ihrem Ehrgeiz und Eigennutz alle Schritte derjenigen Menſchen,

die ihnen an Range und Vermögen nachſtehen, berechnen.

Sie hatte Unrecht, und wenn ſie die Zeit ſeiner erſten Schritte genau bemerkt hätte, ſo würde ſie nicht ſo ungerecht gegen ihn geweſen ſeyn. Uebrigens iſt er darüber gar nicht empfindlich geweſen, und 1792, als er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ward, nahm er ſich ihrer Kinder mit der nemlichen Wärme an, und unterſtützte die Bittſchriften der Princeſſin de Vaudemont mit ſeinem ganzen Credit.

Der Graf von St. Germain trat als Kriegsminiſter an die Stelle des Marſchalls de Muy. Die Ausſichten dieſes Miniſters gingen ſehr ins Große; er hatte viel Erfahrung. Aber ſein Aufenthalt in Dännemark hatte ihn von Frankreich und beſonders von den Franzoſen entwöhnt. Er wollte ihr Militair reformiren, wie das däniſche. Jeden Augenblick ſtieß er auf Privilegien der Corps, auf die großen Bedienungen und auf Protectionen. Er hat die Revolution vorbereitet, durch Aufhebung der Grenadiere zu Pferde, der Gensdarmes, Chevauxlegers und der Mus-

quetairs, und dadurch, daß er die franzöſiſchen und ſchweizeriſche Infanterie de la Maiſon du Roi, ſo wie das Corps der Gensdarmerie um den vierten Theil verringerte. Hätten dieſe Truppen noch exiſtirt, ſo hätten die allgemeinen Stände die gewünſchte Reformation zu Stande bringen können, ohne daß alles drunter und drüber gegangen wäre.

Alle Plane dieſes Miniſters, der jedoch gute Abſichten hatte, ſind verſtümmelt und zerſtückelt worden. Die große Zahl von Handlangern, womit er umgeben war, gab ſeinen Verordnungen einen Mangel an Zuſammenhang und Einheit, wodurch ſie größtentheils unnütz und ſogar ſchädlich wurden. Er war dem Vater des Prinzen de Montbarey die größten Verbindlichkeiten ſchuldig; der Prinz hatte ihm ſelbſt die größten Dienſte geleiſtet, als er bei ſeiner Entfernung aus Dännemark, nachdem er banquerot geworden, im Elſaß im Elende und Vergeſſenheit vegetirte. Dieſen General berief er zu ſich; aber bald wurde er eiferſüchtig auf denſelben, und öfnete ihm eben dadurch den Weg, ſein Nachfolger zu werden. Herr von Maurepas, der mit der

Fa-

Familie de Nesle, wozu Madame de Montbarey gehörte, in genauer Verbindung ſtand, gab dem allgemeinen Geſchrei Frankreichs gegen den Grafen St Germain nach, und ließ Montbarey zu deſſen Nachfolger ernennen.

Unter den vielen nützlichen Planen des Grafen St. Germain, war auch das Project einen königlichen Hafen an dem Canal anzulegen. Dümouriez übergab ihm die Analyſe eines ſolchen Projects in Abſicht auf Ambleteuſe. In dieſer Analyſe, die aus den Behauptungen in dem Memoire des Herrn de Maillebois hergenommen war, wurde das Project als ſehr nützlich vorgeſtellt. Bei der Verfertigung deſſelben hatte er aber die Vorſicht gebraucht, da er das Local nicht kannte, mit den Worten anzufangen; wenn das Memoire in ſeinem ganzen Zuſammenhange wahr iſt. St. Germain ließ ihn 1776 nach Paris kommen und ernannte ihn, nebſt dem Chevalier d'Oiſy und Herrn de la Roziere, zum königlichen Commiſſarius, um zu unterſuchen, wo und wie ein Kriegshafen am Canal anzulegen wäre. Der Chevalier war ein ſehr unwiſſender Seecapitain und ſtarb

noch vor der Abreiſe. Der Andre war der geſchickteſte Staabsofficier, den Dümouriez noch geſehen hat. Damals war er Brigadier und Marechal des Logis bei der Armee in Bretagne. Seine Beförderung hatte er dem Herrn de Broglio zu danken.

Sie reiſeten mit einander ab. Ihr Auftrag war noch weiter ausgedehnt worden. Sie ſollten nicht nur Ambleteuſe, welches la Roziere ſehr gut kannte und wovon er vorher ſagte, daß es nicht tauglich wäre, ſondern auch alle ſchon gemachten oder noch zu machenden Projecte über die Häfen von Dünkirchen bis an die Mündung der Seine unterſuchen.

Die beiden Officiers hatten eine große Arbeit, um alle die eingereichten Projecte über Kriegshäfen in dieſer ganzen Ausdehnung zu prüfen. Es gab keinen, noch ſo kleinen Schlupfhafen, der nicht die Einbildungskraft einiger Plusmacher beſchäftigt hätte. Sie fanden, daß das Memoire über Ambleteuſe auf ganz falſchen Vorausſetzungen beruhete, und daß der Marechal de Vauban, den man mit Unrecht hierbei anführte, der freilich eine Citadelle entworfen und eine Schleuſe und einen

Eingang in das Baſſin erbauet hatte, doch eigentlich nur einen Hafen für Fregatten habe anlegen wollen, welches man leichtlich an der Breite des Seitengemäuers der Schleuſe, und an der Tiefe des Bettes derſelben beim Eingange, erkennen könne. Dieſes Project gaben ſie alſo auf, und blieben nach reiflicher Ueberlegung bei dem Local von Boulogne ſtehen. Sie wollten die Stadt und den Fluß Lianne rechter Hand laſſen, die Waſſerbehälter in dem Thal Capecüre und die Baſſins unter dem Fort Chatillon ausgraben laſſen und den Eingang unter dieſem Fort mit einem Deich eröfnen, der ſich unter die Bänke Heure und Inheure hinaus erſtreckte. Hier konnte man einen Seehafen für zwölf Linienſchiffe anlegen, welcher ſich leicht vertheidigen ließ, und zwar für zwölf Millionen, wenn man ſowohl die Arbeit als die Ausgabe auf vier Jahre gleichmäßig vertheilte. Dieſer Hafen würde den Dünen neben über gelegen haben.

La Roziere kannte Cherbourg ſehr gut. Er ſchlug vor, daſelbſt einen zweiten Hafen, Portsmuth gegen über, für dreißig Linienſchiffe zu bauen. Der Breſter Hafen liegt gegen Ply-

mouth über, und ſo hätten wir die Häfen Rochefort und Toulon mehr als die Engländer gehabt. Dieſem Bericht fügte ſie eine genauere Beſtimmung des Projects und der Arbeiten, der Summen, die man aus Artois, Boulonois und der Picardie ziehen könnte, um der Regierung zu Hülfe zu kommen, und die Tabellen über die Erdarten, die Meerestiefe und die Höhe der Fluthen bey. Dümouriez, welcher voraus ſah, daß der americaniſche Krieg Frankreich und England gewiß entzweien würde, hatte noch eine Abhandlung über dieſen Krieg, und über die Mittel binnen einem Monat ſo viel Schiffe als zur Ueberſchiffung von 5000 Mann nach England erfordert würden zuſammenzubringen, beigelegt.

Mit all' dieſen Früchten ihres Fleißes verſehen, kehrten ſie im September wieder nach Verſailles zurück. Herr von Maurepas verſammelte alle Miniſter, wobei auch der Graf d'Eſtaing erſcheinen mußte. Dem Plan von Boulogne ertheilte man Lobſprüche, aber zur Ausführung kam er nicht. Der Graf de St. Germain hatte Dümouriez zum Aide Marechal des Logis an den Küſten von Boulonois

ernannt, und wollte ihm dort das Commando übergeben, um die Arbeiten unter ſeine Aufſicht zu nehmen. Als die Abhandlung über den americaniſchen Krieg verleſen wurde, ſagte Maurepas ohne Umſtände zu ihm, er wäre ein Narr und ein Hitzkopf. Die americaniſchen Händel würden, wie er gewiß wiſſe, ohne einen Krieg zu verurſachen, beigelegt werden; er habe deshalb ganz unfehlbare Maaßregeln genommen. Dümouriez glaubte nachgeben zu müſſen, obgleich er überzeugt war, daß der Premier-Miniſter Unrecht hatte. Er reiſete wieder nach ſeinem Landgute, und blieb daſelbſt das ganze Jahr 1777. Hier verfertigte er ein Memoire über die Vertheidigung der Normandie und verſchiedene andere Arbeiten; unter andern überſetzte er ein ziemlich unbekanntes, aber ſehr originelles Buch aus dem italiäniſchen, betitelt: Vita di Benvenuto Cellini, ſcultore Fiorentino, und ein deutſches Werk, welches die Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Generale Carls XII. Renſchild, Steinbok, Düker, Meyerfeld und anderer enthielt. Dieſe Arbeiten ſind verloren gegangen,

weil es ihm immer an Zeit gefehlt hat, ſie drucken zu laſſen.

Im Julius überſandte er dem Herrn de Montbarey ein Memoire über den americaniſchen Krieg, worin er das Unglück des Generals Bourgoyne voraus ſagte. Einige Zeit nachher kam die Nachricht, daß derſelbe bei Saratoga mit ſeiner ganzen Armee das Gewehr geſtreckt habe. In dieſem Memoire kündigte er den Krieg als ſehr nahe bevorſtehend an. Maurepas ſagte damals: ich fürchte, er hat Recht.

Gegen das Ende des Decembers erhielt er einen Courier von Montbarey, der ſo eben Miniſter geworden war und ihn ſogleich nach Verſailles berief. Hier traf er la Roziere, der gleichen Befehl bekommen hatte. Den folgenden Morgen wurde ein großes Conſeil bei Herrn von Maurepas gehalten. Der Krieg war erklärt. La Roziere las die Vertheidigung von Bretagne vor. Für dieſe Provinz und beſonders für Breſt, war man ſehr beſorgt. Man ſchickte Geſchüz und Munition auf der Poſt von Douay nach Breſt.

Hierauf wurde Dûmouriez kommandirt nach Bretagne abzureiſen, und unter la Roziere zu dienen. Er nahm das Wort und ſagte: meine Herren, Sie ſind beſorgt wegen Bretagne, ich fürchte nichts mehr für dieſe Provinz, nachdem ich das vortrefliche Memoire gehört habe, welches Sie angenommen haben. La Roziere iſt genug für Bretagne. Ich bin auch für die Normandie, woran Sie gar nicht denken, und beſonders für die Halbinſel Cotentin beſorgt, welche die Engländer ſchon einmal weggenommen haben. Wenn ſie ſich da feſtſetzen, ſo koſtet es wenigſtens einen ganzen Feldzug, ſie wieder zu vertreiben. Alsdann machte er ihnen einen kurzen Abriß von der Vertheidigung der Normandie. Herr von Maurepas verlangte, er ſolle ihn ſchriftlich aufſetzen. Dies that er ſogleich. Der Miniſter zeigte ihn dem Könige. Dieſer fragte, wer das kurze Memoire gemacht hätte, und bei der Stelle, wo von Cherbourg die Rede iſt, ſchrieb er eigenhändig bei: Dûmouriez, Commandant von

Cherbourg. Dieſe Commandantenſtelle wurde alſo aus Ludwigs XVI. eigenem Antriebe im Anfange des Januars 1778 für ihn errichtet. Hiemit waren 6000 L. Gehalt verbunden, ſo daß ſich ſeine Einkünfte mit dem Gehalt als Aide Marechal des Logis, der Penſion, und ſeinem eigenen Vermögen, nebſt freier Wohnung und einem beſtimmten Amte auf 23000 L. beliefen.

Viertes Kapitel.

Commando in Cherbourg. Americaniſcher Krieg.

Dúmouriez hatte als Cornet von der Cavallerie 1758 Cherbourg mit vertheidigt, oder vielmehr er hatte die Engländer abziehen ſehen. Nun war er ſeit zwanzig Jahren nicht wieder da geweſen. Schon bei jener erſten Reiſe hatte er dieſe Rhede und ihre glückliche Lage am Ende einer Halbinſel, der ſüdlichen Spitze der Inſel Wight gegen über, in einer Entfernung von achtzehn Meilen von England, bewundert. Er hatte mehr als funfzehn Jahr vorher zu ſeiner Frau, die damals noch Mädchen war, und zu ſeinen Freunden geſagt, er werde ſich nicht eher zufrieden geben, als bis er den König bewogen hätte, hier einen Kriegshafen an-

zulegen. Damals bewunderte man ſein beſonderes Geſchick.

Seiner Frau überließ er die Beſorgung des Umziehens, und trat ſeine Commandantenſtelle im Anfange des Februars an. Die Stadt war nicht viel mehr als ein großer Flecken und enthielt an Einwohnern, welche er zählen ließ, 7300. Ihr Handel war unbedeutend; er wurde mit drei Schiffen von 100 Tonnen, welche eine weite Reiſe machten, und mit 30 Barquen von 10—40 Tonnen, die von Küſte zu Küſte fuhren, getrieben. Er fand ein ſehr ſchönes Baſſin angelegt und einen Vorhafen, der wohl 200 Schiffe faſſen konnte. In das Baſſin konnte man Fregatten von 32 Kanonen legen und flott halten.

Es war daſelbſt nur ein Bataillon als Beſatzung und ungefähr 20 Vierundzwanzigpfünder ohne Laveten, an der linken Seite des Hafens ein kleines Fort im ſchlechten Stande, und etwas weiter hin auf einer Spitze, Homet genannt, eine offene Batterie ohne Bruſtwehr. Der Marechal d'Harcourt war Commandant der Provinz, und ſein Sohn, der Duc d'Harcourt, commandirte unter ihm. Dieſer iſt ein

ſehr verdienter und rechtſchaffener Mann, aber er hatte zweierlei gegen Dümouriez. 1. Er glaubte, daß die Commandantenſtelle in Cherbourg eine Belohnung für ſeine Gefälligkeit wäre, indem er ſich für den Proceß des Prinzen Montbarey bei dem Parlement zu Rouen verwendet hätte. 2. Daß dieſe Ernennung geſchehen wäre, ohne weder ihn noch ſeinen Vater davon vorläufig zu benachrichtigen. Dieſes Vorurtheil, und dieſe Abneigung gegen den neuen Commandanten hegte er lange Zeit.

Der Hafen mußte vorläufig gegen einen Ueberfall gedeckt werden. Er bat um Verhaltungsbefehle; ſowohl dieſe als auch Geld wurde ihm abgeſchlagen. Damals war jeder Theil der Adminiſtration des Kriegsweſens von einander ganz unabhängig und es verurſachte viele Mühe ſie mit einander einſtimmig zu machen. Man pflegte auch zu ſagen, der König zu Lande, der König zur See, der König von der Artillerie, der König von der Fortification u. ſ. w. Die Truppen gehorchten bloß den Militair-Commandanten; aber es wurden ihnen beſtändig Hinderniſſe in den Weg gelegt,

durch die andern Chefs. Für die Artillerie war zu Cherbourg ein alter Capitain, ein ſchwacher Mann, der ſeit 1741 nicht gedient hatte, und eine Compagnie Invaliden von 45 Mann, wovon nur der Lieutnant und acht Mann bei der Artillerie gedient hatten. Er ſchrieb an einen alten Director der Artillerie zu Caen, ihm Laveten zu ſchicken, konnte aber keine erhalten. Der Marſchall kam ihm eben ſo wenig zu Hülfe. Da der alte Capitain es ihm abſchlug, ſo machte er den Lieutnant von den Invaliden, einen verſtändigen Mann, zu ſeinem Ober-Artillerie-Inſpector, ließ Holz auf Rechnung der Artillerie aus dem Hafen nehmen, Laveten machen, ſie mit Eiſen beſchlagen, und pflanzte mit Hülfe ſeiner Infanteriſten neun Kanonen auf das Fort Galet, zwei auf die Spitze Homet, und die übrigen auf andere Batterien. Die Berechnung der Koſten überſandte er dem Director, der ganz wüthend wurde, ſich bei dem Miniſter beklagte, welcher Dümouriez'n einen derben ſchriftlichen Verweis gab, aber die Rechnung bezahlen ließ.

Fünfviertel Meilen nordweſtwärts vom Hafen, an dem äußerſten Ende der Rhede, lag die berühmte Inſel Pelee, welche der Rhede ihren eigentlichen Werth giebt, weil ſie dieſelbe einſchließt und deckt. Schon ein Jahr vorher hatte man ein Fort darauf bauen wollen; hernach kam es auch wirklich dazu, und es iſt unſtreitig eines der beſten Seeforts in Europa. Man hatte die Arbeiten eingeſtellt, wegen des Krieges, und für 60—80000 L. große gehauene Granitblöcke daſelbſt deponirt. Er beſuchte dieſe Inſel und fand, daß man von dieſen Steinen über dem Waſſer einen Wallgang, (terreplein) welcher bei hoher Fluth die ganze Inſel, einige Spitzen ausgenommen, deckte, angelegt und darauf ein beträchtliches Corps de Logis für die Ingenieurs und Arbeiter gebauet hatte, worin ein Wächter wohnte. Er dachte, wenn man um dieſen Wallgang andere Blöcke ſtellte und eine Bruſtwehr daraus bildete, ſo könne man hier eine Batterie anlegen. Er ſprach mit dem Ingenieur-Oberſtlieutnant Bouchet, einem Manne von Kopf und Talenten, mit dem er in der Folge in ſehr enge Verbindung trat, und welcher in dieſen Memoiren

auch noch mehr vorkommen wird, davon. Sie machten einen Riß ihres Plans, es koſtete ihnen aber viele Mühe, den Director des Fortificationsweſen zur Bezahlung der Koſten von ungefähr 17000 L. zu bewegen. Nun mußte man auch noch ſuchen Kanonen zu bekommen.

Er durchreiſete mit eben dieſem Ingenieur die Halbinſel von Carentan bis Portbail, und fand eine Menge Redouten, deren Bewafnung unnütz geweſen wäre, mit Kanonen und Küſtenlaveten beſetzt. In den am ſchlechteſten angelegten Redouten nahm er 25 unnütze Kanonen und 3 oder 4 Mörſer weg, und ſchickte ſie nach Cherbourg. Neue Ausgaben für die Artillerie, und neues Geſchrei. Ein Umſtand machte ſein Verbrechen noch größer. Ein Theil der Redouten gehörte gar nicht unter ſeine Bothmäßigkeit. Der erſte Beamte bei der Artillerie ließ Montbarey einen noch fürchterlichern Brief als den erſten unterzeichnen. Man befahl ihm die Kanonen wieder herauszugeben; er ſchwur, er würde es nicht thun, wenn der Miniſter ihm nicht andere dafür wieder geben ließe; er ſagte: Cherbourg wäre der Ankerplatz aller Convoien zwiſchen Havre

und Breſt, der Gaſthof des Canals, und es wäre unmöglich ihn unbewaſnet zu laſſen.

Während dieſes Zanks ließ der Marechal de Camp und Director des Jngenieurweſens, Herr de Caux, die Batterie auf der Jnſel Pelee in Ordnung bringen. Dümouriez pflanzte ſieben 24 pfünder und drei 12 zöllige Mörſer auf derſelben auf, legte 100 Mann Beſazzung und 20 Matroſen hinein, nebſt zwei Schiffen und einer Flagge. Dies ward ihm als Verwegenheit angerechnet. Der Miniſter ſchrieb ihm, er compromittire die Artillerie des Königs, und ſolle dafür haften. Er antwortete demſelben: er ſolle ihn nur machen laſſen, die Artillerie des Königs wäre dazu beſtimmt, compromittirt zu werden, die Eroberung des Forts ſei ſo leicht nicht als er glaube, weil man nur bei niedrigem Waſſer und mit großen Schwierigkeiten landen könnte, ſeine Batterie könne weder geſchleift, noch demontirt werden, da die Bruſtwehren aus großen Granitblöcken beſtünden, übrigens ſolle er bald mehr von ihm hören; wenn die Engländer auch die Batterie wegnähmen, ſo wollte er, da ſie doch die Jnſel weder wegnehmen noch behaupten könn-

ten, wieder Kanonen und Garniſon hinſchaffen, und wenn er auch während des ganzen Krieges alle Jahr zweimal von vorn anfangen ſollte. Man antwortete ihm, er ſolle bei Verluſt ſeiner Stelle nichts ohne Ordre thun. Acht Tage nachher, verfolgten zwei engliſche Fregatten einige Kauffahrer, welche ſich unter das Fort der Inſel Pelee retteten. Die Batterie kanonirte die Fregatten, und zwang ſie zur Flucht, nachdem die eine ſehr übel zugerichtet worden war. Nun ſah man den Nutzen der Bewafnung der Inſel ein, und der Miniſter ſchrieb ihm einen Brief, worin er ihm ſeine Zufriedenheit bezeigte, und ihn beſchwur nichts ohne Ordre zu thun. Er aber kehrte ſich nicht daran, ſondern wollte ſich vollkommen in Vertheidigungsſtand ſetzen.

Die Batterie auf der Spitze Homet hatte nur zwei Kanonen, welche bloß auf der Bettung lagen, nnd nicht einmal eine Pfanne hatten. Dieſe Spitze beſtrich die Rhede von Cherbourg. In der Richtung von Oſten nach Weſten, war 300 Schritte davon, noch eine andere Spitze, welche die Bucht St. Anna hinter der Rhede beſtrich. Die Schiffe, welche

von

von Oſten auf die Rhede kamen, fuhren hart an dieſe Spitzen herum, den großen Strom im Canal zu vermelden, der ſie zu weit abgetrieben haben würde. Die Schiffe, welche von dem Hafen und der Rhede mit der Fluth oſtwärts fahren wollten, mußten ebenfalls aus dem nemlichen Grunde ſich an dieſer Küſte halten. An dieſer Spitze nach der Bucht St. Anna zu, fanden ſich die Spuren einer alten Batterie, welche noch Choiſeuls Batterie hieß.

Dieſe beiden Spitzen wollte er durch zwei halbe Baſtionen ſchließen, und ſie vermittelſt einer langen Courtine in Verbindung bringen. Auch hier befand ſich ein großer Haufen Granitblöcke, weil man die Abſicht gehabt hatte, auf den Felſen vor Homet ein ähnliches Fort, wie auf der Inſel Pelee zu bauen, welches in der Folge auch geſchah. Er that Herrn de Caux den Vorſchlag dazu, der aber wegen ſeiner Gefälligkeit gegen Dümouriez bei der Anlegung der Batterie auf der Inſel Pelee ohne Befehl des Miniſters, einen Verweis bekommen hatte, und es ihm nicht nur abſchlug, ſondern ſogar ſeinen Ingenieurs verbot, ſich

damit abzugeben. Dieſe abſchlägige Antwort machte ihn nicht muthlos. Er nahm den Chevalier Boyer, Major vom Regiment Normandie, einen Bruder des franzöſiſchen Miniſters in Genua, nebſt einem Dutzend Unterofficiers und 150 Mann Freiwilliger von demſelben Regiment zu ſich, und redete ſie alſo an:

„Freunde! Um euer Leben zu retten, will „ich euch zu einer höchſt nothwendigen Arbeit „gebrauchen; ich habe nicht nur keine Ordre, „ſondern man hat mir auch das Geld zur Ar„beit abgeſchlagen; man hat ſogar den Inge„nieurs verboten mir zu helfen. Und doch „ſeht ihr, daß hier Kanonen aufgepflanzt wer„den müſſen, um unſere Schiffe zu beſchützen. „Die Engländer werden ſie demoliren und „euch todtſchießen. Je tapferer ihr ſeyd, deſto „weniger will ich euch blosſtellen. Ich kann „ohne die Ingenieurs fertig werden, ich will „euch die Arbeit vorzeichnen und ſelbſt mit „euch arbeiten. Ich bin arm, ich kann euch „nichts geben, als Moſt und Branntewein. „Aber ich arbeite für euch.„

Die braven Leute waren bereitwillig. Er wieß ihnen die Arbeit an. Auch die Einwohner traten mit bei, gaben ihre Schubkarrn, Spaden und Schaufeln her, und die Bruſtwehr entſtand. Herr de Caux bekam Nachricht davon, erſchien zu Pferde, bat den Commandanten, damit fortzufahren, und gab zwei Ingenieurs die Arbeit zu dirigiren, her. Acht Tage darauf ſahe man fünf 24 pfünder in der halben Baſtion Homet, vier in der halben Baſtion Choiſeul und vier Mörſer längs der Courtine. Herr de Caux übernahm es auch, die Arbeiter zu bezahlen, die aber kein Geld annehmen wollten, ſondern ſagten: ſie hätten freiwillig und zu ihrem Beſten gearbeitet. Was für eine gute Nation! Wie ſehr ſchmerzen ſolche Züge!

Hierauf errichtete er eine Batterie von drei 24 pfündern in der Bucht St. Anna; fünf ſolcher Kanonen und einen Mörſer pflanzte er auf in dem Fort Querqueville, neun Kanonen und zwei Mörſer im Fort Galet, fünf Kanonen in dem kleinen Fort l'Onglet am Eingange des Hafens, und vier Kanonen und einen Mörſer auf der Redoute Tourlaville an der rech-

ten Seite des Hafens. Binnen zwei Monaten pflanzte er in zuſammenhängenden und mit einander verbundenen Batterien 45 Kanonen und 10 Mörſer auf, welches nicht mehr als 60000 L. koſtete. Alsdann machte er einen Riß von der Rhede, nebſt einer Zeichnung von allen Batterien, und überſchickte ſie dem Miniſter, welcher ſie dem Könige zeigte. Dafür erhielt er große Lobeserhebungen; man ſchickte ihm eine Compagnie Artilleriſten, Munition, viele Kanonen, Mörſer und 2000 Flinten, die er verlangt hatte. Er bezeichnete die Batterien längſt den Küſten von Barfleur bis Port Bail, den Grenzen ſeiner Befehlshaberſchaft, verſtärkte die Batterien von Cherbourg und hatte im Auguſt zwei und zwanzig Batterien, welche aus 150 Kanonen und 30 Mörſern in einer Ausdehnung von 23 Meilen an der Küſte her, beſtanden.

Warum, wird man fragen, unternahm er dieſe Arbeit ohne Befehl? Weil ihm Jedermann Hinderniſſe in den Weg legte, und er nichts erhielt. Der Dûc d'Harcourt beſuchte hierauf die Batterien und billigte alles, was er gethan hatte und hegte von der Zeit an in

militairiſchen Angelegenheiten großes Zutrauen zu ihm. Die Bewafnung war von großem Nutzen. Die Kaper hatten auf dieſer Rhede einen ſichern Zufluchtsort. Sie flüchteten mit ihren Priſen hieher, und Cherbourg wurde bald ſehr lebhaft.

Zwei alte Magazine hatte er zu Caſernen gemacht, und zwei Bataillons nach Cherbourg gezogen, zwei anders nach Valogne verlegt. Sehr oft ſchlug man ſich mit Johnſtone's und Carterets kleine engliſchen Eſcadren, und war allemal ſo glücklich ſie bei ihrer Annäherung zurückzutreiben und die Convoien zu retten.

Durch einen ſehr ſonderbaren Zufall hätte er im Auguſt beinahe ſeine Commandantenſtelle verloren. Das franzöſiſche Militair war der Manövres des Barons Pirch ſchon überdrüſſig. Es erhob ſich damals ein großer Streit über die tiefe und flache Schlachtordnung zwiſchen dem Marechal de Camp Dürand, einem ziemlich guten Tactiker, und dem berühmten Guibert. Jener vertheidigte die tiefe Schlachtordnung mit ſtarken Gründen, aber mit vieler Bitterkeit; Guibert, der mehr Kopf als Gründlichkeit beſaß, war für die flache. Sie

hatten Beide Unrecht, weil ſie ihr Syſtem einſeitig vertheidigten. Der Marechal de Broglio nahm ſich mit Wärme der tiefen Schlachtordnung an; er war nicht mehr Guibert's Freund. Der Hof befahl ein Lager von 30000 Mann in den Ebenen von Vauſſieux, nicht weit von Bayeux, zu verſammlen, um beide Syſteme zu prüfen, indem man ſie Preis gab. Der Marſchall de Broglio wurde zum Befehlshaber dieſes Lagers ernannt.

Zufolge einer der Sonderbarkeiten im franzöſiſchen Dienſte, wurde das Commando des Marſchalls d'Harcourt, als Befehlshaber in der Provinz, durch das Commando des Marſchalls de Broglio aufgehoben. Dieſer hatte bloß in den Feſtungen und im Lande zu ſagen; da aber alle Truppen in den Garniſonen zu dem Lager bei Vauſſieux beſtimmt waren, ſo ſtanden ſie unter dem Befehl des Marſchalls de Broglio, woraus eine Verwirrung entſtand, aus welcher Niemand heraus finden konnte. Dieſer mißbrauchte ſein vorübergehendes Recht und ernannte in allen Orten, wo Truppen unter ſeinem Befehl ſtanden, einſtweilige Befehlshaber.

Ungeachtet die Normandie an der See lag, ſo war ſie doch keine militairiſche Provinz. Der Generalſtab war ein bürgerliches gekauftes Amt. In der ganzen Normandie war nur eine militairiſche Commandantenſtelle, die der König ſelbſt ernannt hatte, nemlich in Cherbourg. Broglio, der dieſes nicht wußte, ernannte einen Brigadier, Herrn Micoud, der alſo mehr als der Oberſte Dümouriez war, zum Commandanten von Cherbourg, weil er dieſen Letztern nur für einen Lieutenant des Königs oder Civil-Commandanten hielt. Dieſer verſicherte aber, er werde, wenn Micoud käme, ſeine Befehle nicht allein nicht annehmen, ſondern ihm, ſo wie der übrigen Garniſon, die ſeinigen ertheilen, oder ihn abweiſen. Er ſchrieb davon nichts an den Miniſter, ſondern erwartete den Marſchall de Broglio, der im Auguſt auch anlangte. Dieſer General nahm ihn gut auf, er zeigte demſelben ſein Patent, und erklärte ihm ſeine Lage. Als der Marſchall dennoch auf ſeinen Willen beſtand, ſagte er zu demſelben: laſſen Sie ſich das gar nicht verdrießen, wenn ſie Micoud's Glück machen wollen, ſo bin ich er-

bötig, Ihnen als Adjudant zu folgen. Der Marſchall ſchien über dieſes Betragen gerührt, und Micoud wurde ſonſt irgendwo angeſtellt.

Hernach fragte Broglio ihn, welcher Meinung er in Abſicht der tiefen und flachen Schlachtordnung wäre. Er antwortete demſelben: ich werde immer für diejenigen ſeyn, welche Sie den Umſtänden nach wählen werden. So war die Frage für und wider entſchieden, wie es auch ſeyn mußte. Beide Stellungen ſind gut, und dürfen eine die andere nicht ausſchließen. Das Genie des Feldherrn muß ſie der Beſchaffenheit des Locals und der Gelegenheit gemäß wählen. Das Lager bei Vauſſieux wurde gehalten. Der Marſchall commandirte die tiefe Stellung mit einer überlegenen Armee, Luckner die flache mit geringerer Truppenzahl, und ſchlug ihn beſtändig, indem er eigentlich nichts von dem ausführte, was man verabredet hatte, ſondern zur rechten Zeit ſeinen Vortheil wahrnahm, und der Marſchall hatte Verdruß davon. Beſſer hätte er gethan Jerſey und Guernſey zu erobern.

Dieſer Streit über die tiefe Schlachtordnung, welcher theils wegen der franzöſiſchen Unbeſtändigkeit, theils weil er durch das Lager bei Vauſſieux lächerlich wurde, bald aufhörte, zog Dümouriez, der ſich gar nicht hineingemiſcht hatte, eine ungerechte Behandlung zu. Guibert, Dümouriez und Vauborel, ein Schwiegerſohn des Marſchal de Vaux, waren 1769 zu gleicher Zeit zu Oberſten ernannt, und folgten auf einander. Guibert war zu eitel, als daß er dem Marſchal de Broglio ſeine Meinung vergeben konnte. Er hatte demſelben alles zu danken. In einer Antwort an Mesnil Dürand, warf er ein Epigramm auf ſeinen Wohlthäter hin; es war unverzeihlich und empörte Jedermann. Man hielt das für Undankbarkeit, was doch nur Stolz war. Es wurde eine Promotion vorgenommen, wobei man bei Guibert ſtehen blieb. Dümouriez und Vauborel wurden alſo ſeinetwegen geſtraft. Man hätte einen andern Weg zu ſeiner Beſtrafung wählen, und ihm nicht den Lohn ſeiner Dienſte entziehen ſollen. So wurde Dümouriez zum dritten Male übergangen, und verlor dadurch erſtaunlich an ſeinem

Range *). Doch was iſt am Range gelegen? Durch ein unwiderrufliches Decret des Schickſals war es beſtimmt, daß jeder Rang und Stand in wenig Jahren durch einander geworfen werden ſollte, und jede Ungerechtigkeit, jeder Fehler der Regierung beſchleunigte dieſe ſchreckliche Cataſtrophe.

Den Sommer über unterſuchte Dümouriez die Rhede von la Hougue ſehr genau, verſchafte ſich die Meerestiefen und die Plane zur Anlegung eines Hafens daſelbſt, ſo wie die genaueſten Beobachtungen über die Fluthen, Ströme und Winde, ließ dieſelben Beobachtungen über die Rhede von Cherbourg anſtellen und berichtigte ſie, und machte den Anfang zu einem großen Werk über die Wahl eines dieſer beiden Orte zur Anlegung eines Kriegshafens Portsmouth gegenüber. Dieſer intereſſante Gegenſtand ſoll ununterbrochen im folgenden Kapitel abgehandelt werden.

*) Im Original ſteht: il perdit par là près de trois cents rangs. Hierauf beziehen ſich die folgenden Worte. Rang hat im Deutſchen, in ſeiner Bedeutung, nicht den ganzen Umfang wie im franzöſiſchen, daher konnte, ohne der Deutlichkeit zu ſchaden, nicht wohl anders überſetzt werden.

Der Marſchall de Broglio bekam beinahe 200000 L. für ſein Lager bei Vauſſieux. Er hofte im Frühling von neuem wieder anzufangen, aber man vertheilte die Truppen, woraus dieſe Armee beſtand, und die Generale in die Feſtungen. Der Baron de Bezenval commandirte auf der Halbinſel, der Marechal de Camp, Marquis de Jaucourt, kam nach Cherbourg. Es war ein guter Officier, mit welchem Dümouriez ſich wohl vertrug. Damals gab es eine große Menge Commandanten. Denn außer den Marechaux de Camp und den Generallieutnants von Broglio's Armee, erhielt er auch noch Befehle von dem Marechal de Camp Marquis Hericy, der in der Nieder-Normandie angeſtellt war, von dem Commandanten en Chef Dúc d'Harcourt, und von deſſen Vater dem Marſchall d'Harcourt, welcher Statthalter mit dem Patent eines Commandanten war, ein Vorrecht, welches dieſe Familie ausſchließend in ihrer eigenen Provinz hatte. Alle dieſe verſchiedenen Widerſprüche ſuchte er mit der größten Vorſicht zu vereinigen. Die Generale der Armeen wechſelten ab, die andern blieben beſtändig.

Gegen eine andre Art von Titulairen, die ihn umringten, war er nicht ſo nachgiebig. Es gab einen eigenen Gouverneur von Cherbourg, den Grafen de Valentinois, einen Generallieutnant von Cotentin, der beiläufig ein Sohn eines Gerichtsdieners aus Valogne war, und vier Generallieutnants der Provinz. Dieſe Stellen waren käuflich, und gaben gewiſſe Vorrechte, beſonders aber viel Anmaßung, obgleich eigentlich gar keine Amtsverrichtungen damit verbunden waren. So oft Ceremonien vorfielen, ſchickten dieſe Herren ihre Befehle an Dümouriez, der ihre Briefe an den Marſchall d'Harcourt ſchickte, ohne darauf zu antworten. Dieſe unintereſſanten Umſtände werden bloß deswegen angeführt, um das viele einander durchkreuzende Räderwerk zu zeigen, wodurch der Gang der franzöſiſchen Regierung ſo ſehr erſchwert wurde.

Der Graf de Broglio und Herr de Boyer ſtarben Beide in dieſem Jahre. Jener ging ihm ſehr nahe, denn es war ein wahrer Staatsmann, und deren gab es, wie die Folge zeigte nicht viele. Drei oder vier Männer wie Er würden Frankreich gerettet haben.

Sein Tod war das lezte Opfer, welches er ſeinem Vaterlande brachte; er wurde von einer anſteckenden Krankheit befallen, die er ſich bei der Aufſicht über die Austroknung der Moräſte von Rochefort zuzog. Herr de Voyer war gleichfalls das Opfer derſelben. Er hatte mehr Kenntniſſe als der Graf de Broglio, aber er flößte durch ſeinen moraliſchen Charakter nicht ſo viel Zutrauen ein als jener.

Dümouriez hatte zu Cherbourg eine Art von Akademie mit Patenten wohl verſehen angetroffen, die ſich aber nie verſammlete, weil ſie nur aus fünf oder ſechs nicht ſehr unterrichteten Mitgliedern beſtand. Man trug ihm die Stelle eines Ehren-Präſidenten dieſer Akademie an; er nahm ſie an, um ſie zu ſeinen Abſichten zu benutzen. Eine Geſellſchaft von Gelehrten, Seeleuten und Nieder-Normännern konnte weder die Literatur noch die franzöſiſche Sprache bereichern. Es waren Admiralitäts-Richter, Kaufleute, Landprieſter, und ein ſehr geſchickter Aufſeher über die Brücken und Wege, Namens Noel. Er übernahm die Leitung ihrer Arbeiten, und forderte

von einem jeden gewiſſe Berichte in Beziehung auf Cherbourg, von dem einem über den Handel, von einem andern über die Schiffahrt, von noch einem andern über den Ackerbau, und wieder von einem andern über die natürliche Beſchaffenheit der Gegend, zum Beiſpiel über Schieferwände, Bergwerke, Steinbrüche und deren Beſchaffenheit, über die Gehölze, Art des Bodens, Cultur, über die Flüſſe, Thiere, Bevölkerung, u. ſ. w.

Dieſe Berichte wurden während des Winters abgefaßt; er ſammlete ſie und machte ein Werk daraus, unter dem Titel: Mémoire ſur le Cotentin. Dieſe Arbeit währete zwei Jahre, und diente dem Plan zur Anlegung des Hafens zur Grundlage, denn man lernte daraus die großen Hülfsquellen dieſer Halbinſel kennen. Dieſes Memoire theilte er allen Miniſtern mit, und meldete ihnen dabey, daß es das Reſultat der gemeinſchaftlichen Arbeiten einer akademiſchen Geſellſchaft wäre. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Vergennes, der zugleich beſonderer Miniſter der Normandie war, ſchickte ihm ein Dankſagungsſchreiben an die Geſellſchaft.

So hätte man dieſe literäriſchen Geſellſchaften in ganz Frankreich durch vernünftige Leitung ihrer Arbeiten nuzbar machen können, ſtatt dieſelben ſich mit müſſigen und allemal unvollkommenen Kenntniſſen planlos beſchäftigen zu laſſen.

Seine innern Arbeiten, die Halbinſel zu vertheidigen und in beſſern Stand zu ſetzen, hielten ihn nicht ab, für die große Angelegenheit des Krieges thätig zu ſeyn. In dem Feldzuge von 1778 hatten Frankreich und England ſich nur eine mäßige und gleich ſtarke Escadre entgegenſtellen können. Zum Schein hatten ſie ſich am Eingange des Canals eine Schlacht geliefert. Beide Mächte ſchickten ſich an, weit größere Kräfte in dem nächſten Feldzuge aufzubieten, welcher der entſcheidende ſeyn ſollte, weil die ſpaniſche und franzöſiſche Flotte ſich vereinigen ſollten, und weil man außer dieſen fürchterlichen Rüſtungen noch mit einer Landung in England umging. Der Anfang dieſer Projecte und die Schwierigkeit, die Kräfte zweier Nationen mit einander zu verbinden, haben dem glücklichen Erfolge des Krieges geſchadet.

Das iſt allemal der Fall. Das Beiſpiel der Republik Venedig gegen die Ligue von Cambrai, Friederichs des großen im ſiebenjährigen Kriege, und noch weit mehr als dieſe, das neueſte Beiſpiel des Widerſtandes des anarchiſchen Frankreichs gegen die Union aller europäiſchen Mächte, iſt ein ſchrecklicher Beweis von den Vortheilen, welche eine allein agirende Macht, vor der Vereinigung und Verbindung Mehrerer voraus hat, die ſich niemals mit einander vertragen können.

Die Nachbarſchaft der Inſeln Jerſey und Guernſey, machte Dümouriez gelüſten. Er hielt es für ſchimpflich, daß zwei ſo nahe an unſern Küſten liegende, von der Normandie abgeriſſene Inſeln in den Händen der Engländer blieben. Nie hat er begreifen können, wie die Ehre der Nationen Frankreich nicht bei jedem Kriege mit England antrieb, eine Expedition dahin zu wagen, mit dem feſten Entſchluß ſich darauf zu behaupten. Ja, die Ehre der Nation ungerechnet, ſchon die Lage dieſer Inſeln am Meerbuſen von St. Malo, welchen die Küſten von Bretagne und die weſtliche Ausdehnung der Halbinſel Cotentin

bilden,

bilden, macht dieſelben für die franzöſiſche Schifffahrt gefährlich. Die engliſche Regierung behandelt dieſe Inſulaner ſehr glimpflich; ſie ſind entweder gar keinen, oder doch ſehr geringen Auflagen, auch dem Preſſen nicht unterworfen. Im Frieden treiben ſie einen außerordentlichen Schleichhandel mit Frankreich, und im Kriege ſchreckliche Caperei.

In allen Kriegen zwiſchen dieſen beiden Mächten koſtet das erſte Jahr Frankreich allemal, wenn es unvermuthet angegriffen wird, mehr als 40 Millionen und 2 oder 3000 Matroſen. Beſäße Frankreich dieſe Inſeln, ſo wie Aurigny, Herens, Secq und die Casquets, ſo hätte es davon alle die Vortheile, welche nun die Engländer davon ziehen, den lebhaften Schleichhandel mit den Küſten von England und den Vorſprung einer unvermutheten Caperei im Kriege.

Dagegen wendete man mit dem Fuchſe in der Fabel ein: dieſe Inſeln verlohnten keiner Expedition, im Frieden wären ſie Frankreich zur Laſt, weil man ſchwerlich dem Schleichhandel wehren könnte, wenn die Engländer ſie beſäßen, ſo würde uns dadurch ein Schleich-

handel mit den engliſchen Küſten eröfnet, welcher dem Abſatz unſers Branntweins, Tobaks, Salzes und unſerer Manufacturwaaren aus der Normandie, ſehr beförderlich wäre. Er antwortete hierauf: dieſe Vortheile würden unter franzöſiſcher Hoheit doppelt ſeyn, wenn man den Inſeln ihre Verfaſſung, welche ſie ſo blühend machte, ließe. Dem Handel wäre es einerlei, ob die Garniſon engliſch oder franzöſiſch wäre; aber Frankreich liege viel daran, ſie im Frieden zu beſitzen, um ſie im Kriege nicht zu Gegnern zu haben.

Gegen das Ende des Jahres befanden ſich in den Häfen mehr als 60 franzöſiſche Priſen, über 2000 Matroſen in den Gefängniſſen, und für mehr als 50 Millionen unſerer Waaren in den Magazinen dieſer beiden Inſeln, auf welchen man eben ſo wenig, als auf den engliſchen Küſten an Maasregeln zur Vertheidigung gedacht hatte. Die Miliz war noch nicht einmal aufgeboten. Sie iſt auf dieſen Inſeln freilich immerwährend, und die Einwohner ſind ſämmtlich bewaffnet. Aber ein langer Frieden hatte ſie vom Dienſte ganz entwöhnt. Der größte Theil befand ſich ohne-

hin auf der See. Die Batterien auf den Küſten waren nicht montirt und 7 bis 800 neugeworbene, mit ihrer Beſtimmung unzufriedne Bergſchotten machten die ganze Beſatzung aus.

Dumouriez hatte dem Marſchall von Broglio gerathen, die beiden Inſeln im Auguſt oder September friſch anzugreifen. Aber dieſer General, der ſich in ſeiner tiefen Schlachtordnung ganz vertieft hatte, verwarf den Vorſchlag, als viel zu geringe für ihn. Hierauf machte er den Entwurf, dieſelben auf eine ſehr einfache und wenig in die Augen fallende Weiſe anzugreifen, wovon er das Detail nicht mittheilen zu dürfen glaubt, um ſeinem Vaterlande dieſen Vortheil bei künftigen Kriegen nicht zu entziehen. Er überſchickte ſeine Memoiren an den Duc d'Harcourt, an den Kriegs- und an den Seeminiſter. Der brave Prinz von Naſſau-Siegen, den er liebt und hochſchätzt, hob eine noch nicht einmal vollzählige Legion aus; man hatte ihm dieſe Expedition für das nächſte Jahr zugedacht, und den unfehlbaren Plan von Dumouriez hintangeſetzt. Hätte der Herr von Sartines, welcher hieran

Schuld war, gewußt, wie ſehr Dümouriez des braven Naſſau Freund war, und dieſem, ſtatt der unvollzähligen Legion, andere Truppen gegeben, ſo würde jener ſeinem achtungswerthen Freunde zum Siege verholfen und mit Entzücken dieſen Ruhm erworben haben.

Noch ein weit größerer und für England weit gefährlicherer Plan beſchäftigte ihn, nemlich die Eroberung von der Inſel Wight. Am Ende des Jahres 1778 hatten die Engländer 50000 Mann in America, ihre Miliz war nicht auf den Beinen, und weder auf ihren Küſten noch auf dieſer Inſel eine einzige Batterie im Stande. In England waren nicht mehr als 7 bis 8000 Mann regulärer Truppen auf den Beinen. Die Inſel Wight war von der äußerſten Wichtigkeit. Alles Bauholz zu den Fregatten war zu Cowes. Das Hoſpital, worinnen ſich mehr als 2000 kranke Matroſen befanden, war zu Nieuport im Mittelpunct der Inſel. Alles Korn und Mehl für Portsmouth war zu St. Helens. Hätten ſich einmal 10000 Mann auf der Inſel geſetzt gehabt, ſo hätte England eine Armee anwerben müſſen, und wenigſtens einen Feldzug gebraucht,

um ſie wieder zu vertreiben. Wenn England ſie auch zu Gefangenen gemacht hätte, nun, ſo war es eine Beſatzung, welche Frankreich leicht daran wenden konnte, um das ganze Kriegsſyſtem jener Macht in Unordnung zu bringen, derſelben ungeheure Koſten zu verurſachen, und ihren Credit zu ſchwächen. Ja, es würde noch weit größere Folgen gehabt haben.

Von dieſem Project machte er einen ſehr umſtändlichen Entwurf, und wünſchte deſſen Ausführung im December 1778 oder im Januar 1779. Die Mittel dazu hatte er ſämmtlich in Händen. Eben diejenigen Gründe, welche ihn von der Bekanntmachung des Details der Expedition auf Jerſey und Guernſey abhalten, legen ihm auch hierüber Stillſchweigen auf. Die Umſtände können wieder dieſelben werden, er will ſeinem Vaterlande nicht ſchaden, deſſen Anarchie er als ein ſchreckliches, aber vorübergehendes Uebel betrachtet. Er iſt überzeugt, daß dieſe Expedition, die faſt ohne Gefahr iſt, die ſchrecklichſten Folgen für England gehabt haben würde.

Er widmete dieſe Arbeit dem Grafen d'Harcourt, welcher im ſiebenjährigen Kriege auf eine ſehr glänzende Weiſe gedient hatte, und ihm zu dieſer Unternehmung, welche ihn zum Marechal de France erhoben hätte, beſonders tüchtig ſchien. Dieſer General bezeugte ſeinen völligen Beifall, und redete mit dem Miniſterium davon. Leider war die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte ſchon entſchieden, man beſchäftigte ſich mit Landungsplanen, ſchloß den Angriff auf die Inſel Wight mit in den allgemeinen Plan zum Feldzuge ein, welcher erbärmlich war, und verlohr die ſchönſte und einzige Gelegenheit, den ganzen Krieg in einem Feldzuge ſehr ehrenvoll und in England ſelbſt zu endigen.

Des ſchlechten Erfolges ſeiner Vorſchläge überdrüßig, ſchränkte er ſich blos auf politiſche und militäriſche Gegenſtände ein, welche auf Cherbourg und ſeine Halbinſel Beziehung hatten. Während des Winters that ihm der Herr de Jaucourt ſehr ausführliche Fragen über die Art, Jerſey und Guernſey anzugreifen. Sie waren ſehr gut aufgeſetzt. Er beantwortete dieſelben Punct für Punct auf ge-

brochenen Bogen, und hörte nicht weiter davon reden. Im Frühjahr ging der brave Prinz von Naſſau mit ſeiner Legion von St. Malo ab, Jerſey anzugreifen. Er war von mehr Schiffen als nöthig waren, bedeckt, landete in der Bay St. Ouen, aber ohne glücklichen Erfolg, und war gezwungen, ſich wieder einzuſchiffen. Eben dieſe Legion ward zum Theil einer andern, welche der Prinz von Luxenburg warb, untergeſteckt. Rüllecourt, ein braver Abentheurer, war Commandant derſelben. Er kündigte die Eroberung der Inſel Jerſey zum voraus an, ſchiffte ſich zu Granville ein, landete in der heil. drei Königsnacht 1780 glücklich auf der St. Clement-Spitze, überrumpelte St. Helier, nahm den Commandanten der Inſel gefangen, wurde aber den andern Morgen frühe getödtet, und ſein kleines Häuflein gefangen genommen. Dieſes war der letzte Verſuch, welchen man auf dieſe Inſeln machte. Durch dieſe Unbeſonnenheiten ſchnitt man ſich ſelbſt alle Mittel ab, ſie mit glücklichem Erfolg anzugreifen.

1779 brachte der Admiral d'Orvilliers einen großen Theil des Sommers damit zu,

an den ſpaniſchen Küſten zu kreuzen, um ſich mit der ſpaniſchen Flotte zu vereinigen, welche ihn entweder aus böſem Willen, oder auch aus angebohrner Saumſeligkeit, auf dieſer ſchrecklichen Kreuzfahrt ſchmachten ließ. Der Scharbock richtete die Hälfte des Volks zu Grunde. Während der Zeit kündigte man mit großem Aufheben das Project einer Landung in England an. Der Graf de Vaux, welcher Marechal de France geworden war, wurde zum Oberbefehlshaber derſelben ernannt. Dieſes war eine große Kränkung für den Marechal de Broglio; ja es war eine Ungerechtigkeit, weil ſein verſtorbner Bruder ſeit zwanzig Jahren, alle möglichen Arten von Landungen in England auf das genaueſte in Richtigkeit gebracht hatte. Der wohlerworbene Ruf dieſes Generals, welcher an allen Entwürfen ſeines Bruders und deſſen Mitarbeiters de la Roziere Theil gehabt hatte, mußte ihm nothwendigerweiſe den Vorzug vor dem Herrn de Vaux geben, welcher ſchon ſehr abgängig und nicht im Stande war, einen Feldzug zu machen, ſo eben erſt Marechal geworden war, und außer der unbedeutenden Expedition in Corſica, nie en Chef commandirt hatte.

Zu Unterbefehlshabern des Marechal de Vaux wurden die Generallieutenants Dûc d'Harcourt und Herr de Langeron ernannt. Dieſer konnte gar nicht commandiren. Die Armee war nur 30000 Mann ſtark, hatte aber einen ungeheuern Generalſtab, unter andern zwei Marechaux-Generaux-des-Logis, die Herrn de Jaucourt und de Lambert, welches etwas unerhörtes war. Weder la Roziere noch Dûmouriez wurden bei der erſten Ladung dieſes Generalſtabes angeſtellt. Jenen ließ Herr de Langeron indeſſen in der Folge zum dritten Marechal-des-Logis ernennen, und der Marechal de Vaux, welcher ſich an Dûmouriez erinnerte, verlangte ihn mit Beibehaltung ſeiner Commandantenſtelle zu Cherbourg, zu ſeinem Aide-Marechal-des-Logis, was er ſchon zehn Jahre vorher in Corſica geweſen war.

Die Plane zu dieſer Landung waren ſehr unbeſtimmt und unzuſammenhängend, oder es war vielmehr gar kein wirklicher Plan. Maurepas, der ſchlechteſte von allen Miniſtern, und einer der vorzüglichſten Urheber alles Elends in Frankreich, trieb den ganzen Tag

ſeinen Spas mit der Landung und ſagte: ſie exiſtire nur in den Hoſen des Marſchalls de Vaux, weil dieſer ehrwürdige Greis mit einer gewiſſen Schwäche behaftet war. Ein ſehr plumper Scherz, den die Hofſchraznen allerliebſt fanden, der aber Frankreich damals durch eine tolle Verſchwendung um 100 Millionen brachte. Man beging die Ungereimtheit, und vertheilte dieſe kleine Armee nach zwei Plätzen zur Einſchiffung, nemlich nach Havre und St. Malo. Dümouriez ſchlug vor, man ſollte wenigſtens auf der Rhede von Cherbourg, als dem Mittelpunct des Canals, zuſammenſtoßen, wo die Fahrt gar nicht gefährlich, und welche frei von den Inſeln und Felſen iſt, welche St. Malo umgeben. Aber nein, es mußten zwei Armeen, zwei Expeditionen um der eitlen Ehre einiger Chefs willen ſeyn, und man ſchickte ſich zu zwei ſchwachen Angriffen an.

Der Marſchall de Vaux ſollte von St. Malo abgehen und Plymouth angreifen, oder doch bedrohen, der Dūc d'Harcourt aber von Havre zum Angriff auf Portsmouth oder die Inſel Wight. Die Armee von Havre war ungefähr 12000 Mann ſtark. Der Marquis

de Lambert ging von St. Malo als Marechal-des-Logis zu derſelben ab. Die Armee von Havre war 7 bis 8000 Mann ſtark. Jaucourt und la Roziere befanden ſich bei derſelben mit dem nemlichen Range, welchem man dieſen letztern, ungeachtet ſeiner überwiegenden Verdienſte, ſeiner langen Studien und vortreflichen Arbeiten über England, nicht einmal wollte zukommen laſſen.

Dümouriez erhielt Befehl, in der Armee von St. Malo zu dienen. Er wunderte ſich nicht wenig, daß der Dûc d'Harcourt ihn nicht bei ſeinem Corps d'Armee, welches doch zu einem Angriff beſtimmt war, worüber er beſonders viel gearbeitet hatte, anſtellte. Er hat ſich nie Mühe gegeben, hinter die Urſache davon zu kommen, nie mit ihm davon geſprochen. Auch gab er ſich ſehr bald darüber zufrieden, theils, weil er wieder zu ſeinem alten General kam, welchen er ſehr verehrte; theils, weil er vorausſehen konnte, daß die Armee von Havre doch nichts ausrichten würde, weil der Ort ihrer Abfahrt ſchlecht gewählt war, und zu hoch hinauf im Canal lag. Er vermuthete gleich, daß unſere alten Schiffscapi-

taine, welchen die Fahrt in dieſem Meere ganz unbekannt war, zu furchtſam ſeyn, und es für eine ſehr gewagte Unternehmung halten würden, eine zahlreiche Convoy von Havre abzuholen.

Bei ſeiner Ankunft zu St. Malo wurde er ein Gehülfe Lamberts, eines talentvollen und thätigen Generals, mit welchem er Freundſchaft auf immer ſchloß, ungeachtet der Verſchiedenheit ihrer Meinungen und ihres Schickſals. Er ſagte demſelben voraus, daß es gar nicht zum Einſchiffen kommen würde, und zeigte ihm ganz regelmäßig die Bemerkungen, welche er alle acht Tage dem Herrn de Montbarey überſchickte, um demſelben das Luftige dieſer Plane zu zeigen. Drei Monate brachte er in St. Malo zu, beſchäftigt mit dem unermeßlichen Detail dieſer Einſchiffung, wodurch ſeine erſten Begriffe, die er davon 1768 in Toulon faßte, vervollkommt wurden.

Herr d'Orvilliers erſchien endlich mit den beiden Flotten am Eingange des Canals, paradierte vor Plymouth, welches er mit der bloßen Beſatzung auf ſeinen Schiffen hätte wegnehmen können, und ließ den Admiral

Hardi entwiſchen, welcher ſich ſehr geſchickt in den St. Georgs-Canal zurückzog. Einen Augenblick hatte die Armee von St. Malo die Hofnung ſich einzuſchiffen, als die Fregatte la Magicienne mit einem Brief von dem Generallieutenant-Herrn de la Touche Treville ankam, und meldete, er wolle mit ſeiner Diviſion kommen und die Convoy unter ſeine Bedeckung nehmen.

Dümouriez, welcher an Bord geweſen war, und von den Officiers der Fregatte den abſcheulichen Zuſtand der Flotte erfahren hatte, verſicherte, man werde nicht abreiſen, und wollte die Ochſen und Pferde, welche er in den Brüchen von Dol und Avranches weiden ließ, nicht einſchiffen. Einige Tage nachher kam die Nachricht, daß die große Flotte in Breſt eingelaufen wäre, worauf man zu Malo und Havre einen Theil des Mundvorraths dieſer großen Rüſtung für Nichts verkaufte.

Zu St. Malo hatte er nichts weiter zu thun, ſondern Langeweile, weil es ihm an beſtimmten Geſchäften fehlte, und ſeine wichtigern Arbeiten zu Cherbourg unnützerweiſe dadurch unterbrochen wurden. Der Commodore

Carteret bedrohete damals den Hafen von Cherbourg mit einer Escadre von 17 Segeln und 2 Brandern. Dieß gebrauchte er zum Vorwande, um nach ſeinem Poſten zurückzukehren.

1780 wurde dem Dûc d'Harcourt das Commando des kleinen Lagers St. Sauveur la Vicomte auf der Halbinſel Cotentin übertragen. Dûmouriez wurde bei dieſem Lager als Aide-Marechal-des-Logis angeſtellt. Er ſtattete in demſelben nur einen kleinen Beſuch ab, und blieb auf ſeiner Stelle als Commandant, welche nur ſechs Meilen davon entfernt war. Dieſes Zuſammentreffen war ſehr nützlich, weil er grade damals mit dem Dûc d'Harcourt die Unternehmung der Arbeiten zu Cherbourg zu Stande brachte. Hiebei war Lambert ſehr behülflich, durch ſeinen Einfluß auf den Dûc d'Harcourt, und durch die Strebſamkeit, welche er im hohen Grade beſaß. Bis zum Frieden ereigneten ſich auf der Halbinſel, außer häufigen Canonaden, gar keine kriegeriſchen Vorfälle. Dûmouriez wurde 1788 zum Brigadier bei der Armee ernannt; ſeine Stelle

als Commandant wurde auf 12000 Livres erhöht, indem man das Gehalt ſeines Poſtens beim Generalſtabe der Armee, welcher hernach einging, dazu ſchlug.

Fünftes Kapitel.

Der Hafen zu Cherbourg.

Der Plan zu dem Hafen von Cherbourg iſt eine der kühnſten und rühmlichſten Unternehmungen dieſes Jahrhunderts. Sie machte dem Monarchen, welcher derſelben Beifall gab, und mit edlem Muthe die Ausführung befahl, den Perſonen, welche die Urheber davon ſind, und der Nation, welche Sinn dafür hatte, Ehre. Hätte man dieſe rieſenhaften Arbeiten einfacher behandelt, ſo wären ſie zu Stande gekommen. Dieſe ſchöne Unternehmung iſt durch Uebermaas an Kunſt und Talenten verdorben worden; ſonſt wäre ſie gewiß geglückt und hätte weit weniger gekoſtet.

Durch die franzöſiſche Revolution ſind dieſe ungeheuren Arbeiten in Stocken gerathen.

Sie

Sie können einſt wieder angefangen und aus dem was ſchon gethan iſt, kann noch großer Vortheil gezogen werden. Bleibt die Arbeit aber zu lange unvollendet, und ſucht man nicht die Dämme zu ihrer beſtimmten Höhe zu bringen, ſie einzufaſſen und beſonders ihre äußerſten Spitzen oder Flügel des Dammes zu vollenden, ſo muß der unaufhörliche Wellenſchlag ſie ebnen, ihre Materialien auf der ganzen Rhede zerſtreuen und Bänke und Erhöhungen bilden, wodurch dieſelbe wenigſtens für Kriegsſchiffe unzugänglich wird. Dann hat man die natürliche Anlage verdorben, und dafür giebt es kein Hülfsmittel.

Frankreich hat drei Männern für die Unternehmung zu Cherbourg große Verbindlichkeiten, nemlich dem Dûc d'Harcourt, la Bretonniere und Dümouriez. Der erſte, als Gouverneur der Provinz, von dem unglücklichen Ludwig XVI ſehr geliebt, widmete dem glücklichen Erfolge dieſes großen Plans ſeinen großen Einfluß, ſeine Feder, ſeine Anſtrengung, ſeine Geſundheit. Der andere rieth zur Einfaſſung der Rhede, die zu offen war, und zeigte dabei die ganze Beharrlichkeit ſeines Characters.

Er war ein Edelmann, nahe bei Cherbourg gebürtig, Schiffscapitain und ein ſehr guter Seemann. Der dritte hatte ſchon funfzehn Jahr vor ſeiner Ernennung zum Commandanten in Cherbourg, einen, man möchte ſagen, inſpirirten Wunſch geäußert, dort einen Hafen zu ſehn. Als er nachher an den Küſten des Canals gebraucht wurde, hatte er 1776 und 1777 geſagt und geſchrieben, man müſſe zu Cherbourg einen Hafen anlegen. Als Commandant der Stadt 1778 hatte er alle ſeine Arbeiten, ſeine ganze Thätigkeit, ſeine Stetigkeit auf dieſen Plan gerichtet, und nicht eher aufgehört, ſowohl zu handeln als zu ſchreiben, als bis derſelbe angenommen würde.

Schon ſeit langer Zeit hatte man ſich mit dem Project zu einem Kriegshafen zu Cherbourg umhergetragen. Der unſterbliche Vauban hatte einen Plan dazu entworfen. Es gab deren ſogar mehrere von andern Verfaſſern. Seines Gegenſtandes am würdigſten aber war der von jenem großen Manne. Er hatte ſogar ein Stück Landes hinter dem Graben Galet, die Königswieſe genannt, kaufen laſſen. Hier wollte er ein königliches

Baſſin ausgraben laſſen. Er hatte auch einen Plan zu einem Hafen zu la Hougue gemacht Um Vauban's außerordentliches Verdienſt zu würdigen, muß man die Küſten von ganz Frankreich in Augenſchein nehmen. Von Dünkirchen bis Antibes iſt nicht ein einziger günſtiger Fleck, auf welchem er nicht Spuren ſeines Genies, d. h. ein der Localität angemeſſenes Project für den Krieg oder den Handel hinterlaſſen hat. Nirgends hat ſeine Einbildungskraft einen zu hohen Schwung genommen, nirgends iſt ſie hinter dem Nützlichen und Möglichen zurückgeblieben. Dümouriez hatte Vauban's Plan über Cherbourg ſtudiert; dieſen wünſchte er ausgeführt zu ſehen, und mußte mit großem Verdruß erleben, daß von mittelmäßigen Menſchen, die ſich klüger dünkten als jener, Dinge ausgeführt wurden, woran derſelbe gar nie gedacht hatte.

Die Natur hatte zu Cherbourg alles zu einer großen Unternehmung vereinigt, und die Mittel zur Ausführung derſelben an die Hand gegeben. Die See bildet zwei Rheden mit vollkommen ſichern Ankerplätzen. Die eine kleinere, oder innere, iſt 1800 Toiſen lang

von der Inſel Pelée bis Homet; aber bei weitem nicht ſo breit, weil der Boden des Meers gegen die Küſte, welche dieſelbe im halben Cirkel einfaßt, ſich erhebt. Sie iſt von der Mauer des Kaufmannshafens, ungefähr eine halbe Meile in grader Linie lang. Die große Rhede iſt von der Inſel Pelée bis zur Spitze von Querqueville 4000 Toiſen lang, und dehnt ſich 5 bis 600 Toiſen über Homet und die Bucht St. Anna hinaus.

Die Rhede kann nie blokirt werden, weil oberhalb des Vorgebirges Levi oſtwärts, und der Spitze von Querqueville weſtwärts, der große Strom im Canal anfängt, und die Kreuzfahrer entweder mit der Fluth oder mit der Ebbe fortführen würde. Von den 32 Winden ſind 22 zur Ausfahrt und Einfahrt aus der Rhede günſtig, und 100 Klafter jenſeits derſelben iſt man über alle Landſpitzen hinaus, und kann ſegeln wohin man will.

Zur Rechten iſt die Rhede gedeckt durch die Inſel Pelée, auf welcher man ein unbezwingliches Fort ganz von ſchönem Granit mit 100 Feuerſchlünden beſetzt, erbauet hat. Der Mittelpunct derſelben wird von einem ähnlichen

Fort bedeckt, welches auf den Felſen vor Homet erbauet iſt. Es ſchützt die kleine Rhede und die mittlere Durchfahrt der großen. Das Fort Querqueville und eine hufeiſenförmige Batterie von 45 Canonen ſchützt dieſe letztere. Ob dieſes Fort vollendet iſt, weiß Dümouriez nicht.

Zwiſchen Querqueville und Cherbourg iſt eine fruchtbare Ebene. Cherbourg hat einen Kaufmannshafen, welchen Herr Trüdaine gebauet hat. Hundert Schritt hinter dem Baſſin erheben ſich Granit- und Schieferberge, welche ſich bis Barfleur ausdehnen, und in weſtlicher Richtung durch das Kirchſpiel Querqueville ſich bis zum Vorgebirge Jobourg erſtrecken. Schönes Waſſer, reine und geſunde Luft, ein kaltes aber ſehr erträgliches Clima, mußten zu dem Gedanken veranlaſſen, hier eine Stadt anzulegen. Befeſtiget kann ſie nicht werden, aber die nahegelegenen Berge gewähren ihr einen natürlichen Schutz, und im Fall man mit einer großen Landung bedroht würde, könnte man in einiger Entfernung verſchanzte Läger anlegen, welche ſehr ſchnell an gewiſſen beſtimmten Stellen aufgeſchlagen werden müßten.

Cherbourg bot ſchon eine Stadt dar, die ſich durchaus vergrößern mußte, und einen Kaufmannshafen, neben dem von Herrn de Vauban entworfenen Kriegshafen. Hier konnte man ſich auch in Kriegszeiten zu einer großen Landung rüſten, welches allemal die beſte Drohung gegen die Engländer iſt.

Zwiſchen dem Fort Homet und dem Fort Galet iſt eine Vertiefung, der Graben Galet genannt, welchen die Natur zum Canal eines Baſſins beſtimmt hat. Hinter dieſem Canal iſt ein längliches Stück Land, welches Vauban zur Aufnahme von Schiffen beſtimmte und ausgraben laſſen wollte. Man findet auf einer fünf bis ſechs Fuß niedrigern Fläche als das Meer, dreißig Fuß tief ganz reine Erde ohne Steine; man könnte alſo die nöthige Tiefe gewinnen, um die größten Schiffe flott zu halten.

Das Ausgraben und Ausmauern des Baſſins mit ſeinen Wellenthüren, ſein Bette und die Ausbauung des Canals hätte in drei Jahren geſchehen können, ſogar in Kriegszeiten, ohne daß der Feind die Arbeit verhindern konnte, und würde höchſtens 12 bis 15 Mil-

lionen gekoſtet haben. Die mehrſte Schwierigkeit und Koſten hätte der Vordamm, um das Uebertreten des Seewaſſers zu verhindern, gemacht. Hernach hätte man das Baſſin und die dazu nöthigen Gebäude einfaſſen und in dem weiten Raum zwiſchen Fort Galet, die Abtei von Cherbourg, und Fort Hamet, eine Stadt für die Soldaten, alle zum Bauweſen gehörigen Arſenäle, Vorrathshäuſer und Caſernen anlegen können. Die Stadt konnte ſogar von den Bergen beſtrichen und befeſtiget werden. Wenn man die Feſtungswerke des Fort Galet, auf den Felſen, welche ſich noch 200 Toiſen weiter als ſeine wirkliche Lage erſtrecken, herausrückte, ſo hätte daſſelbe den Eingang zum Hafen gedeckt. Durch eingerammte Pfähle hätte man auf der kleinen Rhede den Ankerplatz für die Schiffe beſtimmt, und dieſelben ſehr leicht in den Hafen einholen können.

Dieſes war der Plan des Marechals de Vauban zu einer Anlage für 30 bis 40 Schiffe, in einer Entfernung von 20 Meilen neben Portsmouth über. Der Plan war groß, aber einfach und leicht und ſicher auszuführen. Dü-

mouriez war mit Eifer dafür, aber man nahm einen anderen weitläuftigeren, kühneren und koſtbareren von la Bretonniere an. Mit den 40 Millionen, die man in ſechs Jahren verſchwendete, und wobei der Plan deſſelben nur entworfen und vielleicht verpfuſcht wurde, hätte man Vauban's Plan ganz ausführen können. Ehe man ſich für irgend einen Plan entſchied, mußte zuvor ein großer, aber ſchon ſeit hundert Jahren ſchwebender Proceß zwiſchen la Hougue und Cherbourg entſchieden werden. Die Vortheile, welche Cherbourg darbot, ſind bereits angeführet. Nun wollen wir ſehen, was la Hougue war und noch iſt, denn man hat gar nichts abgeändert. Die Rhede von la Hougue iſt ſehr ſchön und hat guten Grund. Sie liegt in einer Vertiefung der Bay von Caen, und iſt von der einen Seite von den Veys, welche der Ausfluß von ſieben Flüſſen in das Meer ſind, von der andern aber durch die Felſen, die ſich beinahe eine deutſche Meile über das Vorgebirge Gatteville hinaus erſtrekken, wo ein Leuchtthurm ſteht, um die Schiffe vor den Klippen zu warnen, eingeſchloſſen. Eine ſehr lange Bank, Banc de Bec ge-

nannt, welche ſich von Norden nach Süden erſtreckt, theilt die Rhede in zwei Theile. Die große Rhede iſt außerhalb der Bank, und erſtreckt ſich von der Inſel Tatihou bis zu den Inſeln St. Marcoul. Die kleine Rhede iſt innerhalb der Bank und des feſten Landes, und erſtreckt ſich von der Inſel Tatihou bis etwas über Morſeline hinaus. Auf dieſen beiden langen Rheden könnten die ſämmtlichen franzöſiſchen und engliſchen Flotten liegen. Sie haben vier- bis fünfmal ſo viel Flächenraum als die Rhede von Cherbourg.

Die Unbequemlichkeiten derſelben waren: 1) Alle nur etwas öſtliche Winde machen die Abfahrt von der Rhede beſchwerlich; die weſtlichen hindern die Einfahrt. In beiden Fällen muß man in Erwartung eines günſtigen Windes auf der großen Rhede vor Anker liegen. Denn da der Canal aus dem Durchgange des großen Weltmeers zwiſchen den beiden nord- und südwärts gelegenen Ländern entſteht, ſo müſſen die Winde und Ströme in demſelben allemal einen Strich von Oſten oder Weſten haben.

2) Le Raz de Barfleur, welcher aus der Brechung der Wellen gegen die Felſen bei dem Leuchtthurm Gatteville entſteht, iſt ſehr gefährlich, und man muß um ihn herumfahren, ſo oft man auf dieſer Rhede aus oder ein will. Dieſe Gefahr, welche für kleine Fahrzeuge ſchon bedeutend iſt, wird es für Linienſchiffe, welche 20 bis 30 Fuß tief gehen, noch mehr. Fährt man, um dieſer Gefahr auszuweichen, weiter in die Bay von Caen hinein, ſo muß man befürchten, an dem ſteilen Ufer von Beſſin oder an den Felſen von Calvados vor Caen zu ſcheitern.

3) Die Rhede hat einen ſehr ſtarken Strom, welches von der Heftigkeit des Ausfluſſes der Veys während der Fluth herrührt, und wodurch die Schiffe quer zu liegen kommen.

4) Die Inſel Tatihou kann ſehr gut zur Vertheidigung der linken Seite der Rhede dienen; aber man iſt nicht im Stande, eine Batterie auf der rechten Seite anzulegen, außer auf der Bank dû Bec. Da dieſe aber an dieſer Stelle 35 Fuß hoch mit Waſſer bedeckt iſt, ſo müßte man den Grund zum Fort 35 Fuß unter Waſſer anlegen. Noch hätte man

auf derſelben Bank nach Tatihou zu, zwei Zwiſchenforts errichten müſſen, und die größte Höhe der Bank iſt 14 Fuß unterm Waſſer.

5) Das Fort de la Hougue kann der Rhede nicht zum Schutz dienen, weil es hinter dem Ankerplatze liegt. Die Küſte iſt ſehr flach, und das Meer zieht ſich 8 bis 1200 Toiſen weit vom feſten Lande zurück. Folglich kann man keine Batterie errichten, welche auch nur bis auf den Ankerplatz, geſchweige denn über denſelben hinausreichte.

6) In der ganzen Gegend umher iſt kein Steinbruch. Das Land iſt moraſtig, ungeſund, das Waſſer ſchlecht. Es würde eben ſo unangenehm zu bewohnen ſeyn, als Rochefort.

7) Kurz la Hougue iſt nicht wie Cherbourg, eine ſchon gebauete Stadt mit einem ganz fertigen Kaufmannshafen. Man findet daſelbſt keine Landſpitzen und hervortretende Küſten, keine weit ins Meer reichende Batterien.

Demungeachtet hatte la Hougue eben ſo viel Verfechter als Cherbourg. Dieß rührte von dem großen Ruf her, welchen es ſich durch die Schlacht des Herrn de Tourville 1692 er=

worben hatte, und eben dieſe Schlacht hätte davon abrathen müſſen, la Hougue zu wählen. Die Schlacht war vor Cherbourg vorgefallen. Herr de Tourville, welcher ſich heldenmüthig drei Tage lang mit 42 Schiffen gegen 84 geſchlagen hatte, ſuchte das Vorgebirge Jobourg und le Raz Blanchard zu umſegeln, und ſich nach Breſt und St. Malo zu retten. Zwei und zwanzig Schiffe hatten ſo viel Zeit, den Grand Ruau *) zu paſſiren, und nach St. Malo zu entkommen. Die Fluth trieb den Reſt der Flotte wieder zurück. Drei Schiffe ſtrandeten auf der Rhede von Cherbourg, 15 oder 16 andere, beſtändig von der Fluth getrieben, retteten ſich mit dem Marſchall de Tourville nach der Rhede von la Hougue. Der König Jacob war mit einer Armee auf den Inſeln Tatihou und la Hougue, und mußte zuſehen, wie die Engländer alle Schiffe des Marſchall de Tourville verbrannten, ohne daß er es hindern konnte.

*) le grand Ruau iſt die Meerenge zwiſchen der weſtlichen Küſte der Normandie und der Inſel Jerſey; le petit Ruau, die Meerenge zwiſchen der Inſel Jerſey und Guernſey. A. d. U.

Hieraus iſt nun leicht zu ſchließen, daß der rechte Platz, wo ein Hafen angelegt werden muß, Cherbourg iſt, zwiſchen Raz de Barfleur und Raz Blanchard, um nicht lange gejagt und verfolgt zu werden, nach einer verlornen Schlacht. Wäre der Hafen von Cherbourg damals ſchon vorhanden geweſen, ſo hätte Herr de Tourville ſich ohne alle Gefahr mit ſeiner ganzen Flotte dahin retirirt. Dieſes Arguments bediente ſich Dümouriez nachher bei der Fortſetzung des Proceſſes mit Nutzen.

Er ſetzte drei Memoires auf, welche die erſten Actenſtücke des Proceſſes wurden. Eine Parallele zwiſchen la Hougue und Cherbourg auf gebrochenen Bogen. Eine Analyſe, um die Begriffe über die Art der zu Cherbourg zu machenden Anlage feſtzuſetzen. In dieſer ſuchte er zu beweiſen, daß man ſich auf 30 Schiffe einſchränken und zu Boulogne einen andern Hafen für 12 Schiffe anlegen müſſe, ſtatt das Ganze in einen Punct zu vereinigen. Wir wollen einige von ſeinen Gründen hören.

„Der Krieg, man mag ihn führen auf „welchem Elemente man will, hat einige allge-

„meine Grundſätze, die zur Grundlage dienen „müſſen. Bauet unſer Feind auf ſeinem Ge„biet eine Feſtung, ſo müſſen wir eine der ſei„nigen gegenüber bauen. England hat drei „Hafen am Canal, die Dünen, Portsmouth „und Plymouth. Wir müſſen alſo, um ſeine „Bewegungen zu beobachten, auch drei Hafen „beſitzen, Boulogne, Cherbourg und Breſt. „Der Vortheil beſtehet nicht darin, einen ſehr „geräumigen Hafen zu bauen. Unſere und „die engliſchen Colonien nöthigen uns, den „Krieg in der Ferne zu führen. Wir ſind nicht „in dem Fall, eine große Ueberlegenheit an „Schiffen im Canal haben zu müſſen, außer „in der einzigen Abſicht, in England zu lan„den. Dieſes iſt ein ſo ſeltener Fall, daß er in „Jahrhunderten nicht Statt haben wird. „Selbſt alsdann hängt die Uebermacht nicht „von einer beſtimmten Anzahl von Schiffen „ab, ſondern ſie iſt verhältnißmäßig. Wenn „einmal alle entfernteren Diverſionen gemacht „ſind, ſo können 20 Schiffe ſchon die Ueber„macht im Canal geben, vorzüglich wenn wir „drei Häfen beſitzen, wodurch der Feind ge„nöthigt wird, ſeine Macht zn theilen.“

Das dritte Memoire betraf Cherbourg insbeſondere. Er beſtand darin auf die Nothwendigkeit, Vauban's Plan anzunehmen, und zeigte alle Vorzüge deſſelben. Zu dieſen drei Memoires fügte er noch ein größeres über die Halbinſel Cotentin hinzu. Der Dûc d'Harcourt, welcher ſeinerſeits auch viel gearbeitet hatte, brachte es endlich dahin, daß die Miniſter Rathsverſammlungen hielten, worin nach langen Debatten endlich beſchloſſen wurde, la Hougue gänzlich aufzugeben, und die Arbeiten zu Cherbourg anzufangen.

Als dieſer erſte Punct ausgemacht war, kam man auf la Bretonnieres Plan. Das ganze Corps der Marine behauptete, Frankreich habe an drei Kriegsdepartements und an drei Kriegshafen genug. Es verlangte gar keinen Hafen am Canal, ſondern einen bloßen Zufluchtsort; aber es hat auch niemals recht erklärt, was es eigentlich wollte. Dûmouriez war der Meinung, ein Zufluchtsort im Canal könne nichts anders ſeyn, als ein Hafen, das heißt, ein Baſſin mit gehörigen Anſtalten, die Schiffe zu kalfatern, auszubeſſern und mit Maſten zu verſehen, nebſt Niederlagen von

Maſtbäumen, Reepſchlägereien, Segelmachereien, Arſenälen, Hoſpitälern, Caſernen, Schuten, Evern, Schaluppen, großen und kleinen Böten, Leichterſchiffen, Pontons u. ſ. w. Denn die Erſcheinung von franzöſiſchen Escadern im Canal in der Mitte von drei großen engliſchen Seeplätzen, konnte nicht wohl ohne Treffen abgehen, und auf einer Rhede, wo man angegriffen werden kann, kalfatert es ſich nicht gut. Aus eben dem Grunde behauptete er auch, daß es beſſer wäre, ſich zwei Stationen zu verſchaffen als eine, und zwei Hafen vom zweiten Range zu bauen, als einen großen.

In Vauban's Plan fand ſich alles, was man zu einer weder zu großen noch zu kleinen Seeanlage zu Cherbourg nur wünſchen konnte. Einen großen Vorzug hatte derſelbe vor allen übrigen Planen, daß man nemlich mit der Ausführung deſſelben auch in Kriegszeiten einen Anfang machen konnte, ohne zu befürchten, daß man vom Feinde unterbrochen würde. Denn im Angeſichte deſſelben wurde 1778 eine Batterie auf der Inſel Pelée errichtet, und das Fort auf dieſer Inſel, ſo wie das Fort Homet, erbauet.

La

La Bretonniere hatte ſeinen Plan nach dem ſchlecht ausgedachten Syſtem der Marine eingerichtet, nemlich nur einen Zufluchtsort zu haben. Er wollte in grader Linie von der Inſel Pelée bis nach der Spitze von Querqueville einen Damm in zwei Theilen aufführen, mit drei Einſchnitten, jeden von 5 — 600 Toiſen, einen gegen Oſten bei der Inſel Pelée, den zweiten im Mittelpunct, in der graden Richtung von Norden nach Süden, der Einfahrt in den Kaufmannshafen gegen über, und den dritten gegen Weſten, nicht weit von Querqueville. Durch dieſen Damm wollte er die große Rhede einſchließen und einen Ankerplatz für 85 Linienſchiffe verſchaffen. Weil die Schiffe durch einen von dieſen drei Einſchnitten mußten, ſo konnten ſie auch allemal von einem der drei Forts beſtrichen werden. Gelang es, wie man damals gewiß hofte, den Damm zur Höhe der größten Fluten zu bringen, ſo war es leicht an den äußerſten Enden der beiden Dämme vier Forts anzulegen, von welchen jeder Einſchnitt kreuzweis beſchoſſen werden konnte. Innere Feſtigkeit ſollte dieſer Damm von ſelbſt durch die Meerpflanzen

und Schalthiere, welche ſich anſetzen würden, bekommen.

Dieſer auf einer hydrographiſchen Karte von der Rhede gezeichnete Plan wurde einſtimmig angenommen. Die Idee war groß und neu. Dieſe Mauern, welche man den Winden und Wogen entgegenſetzte, dieſe Forts, welche im offenen Meer erbauet werden ſollten, dieſe Rhede, welche la Roziere, Dümouriez und alle Seemänner, und der große Vauban ſelbſt ſich nur innerhalb der Linie von der Inſel Pelée bis Homet gedacht hatten, war nun vergrößert, ja durch die Eroberung des ganzen Raums innerhalb der Linie von der Inſel Pelée bis Querqueville dreifach vergrößert. Das Meer wurde gleichſam urbar gemacht. In der Einbildung ſahe man ſchon mit Hülfe der Karte und des Gedächtniſſes, in dieſem eingeſchloſſenen wohlvertheidigten Raum eine ungeheure Flotte ſicher liegen.

Vauban's Plan und die Meinung derjenigen, welche demſelben zugethan waren, wurden als ausgemacht kleinlich und unbedeutend verworfen. Man berechnete auch nicht einmal was ein ſo kühner Bau im offenen Meer,

ganz getrennt von der Küſte, in einer Entfernung von anderthalb Meilen von den Steinbrüchen, welcher nur auf Schiffen betrieben werden konnte, koſten würde. Man dachte nur auf die dienlichſten Mittel dieſe Unternehmung zu Stande zu bringen, welche der Titanen würdig war, und wovon ſich in keinem Lande und in keiner Geſchichte ein Beiſpiel findet.

Dümouriez, welcher nach langem Kampfe mit ſeiner Meinung ſitzen blieb und weder Seemann, noch Ingenieur, noch Kunſtverſtändiger war, glaubte, ungeachtet ſeiner Beſorgniſſe, dem Strome folgen zu müſſen, da er ſahe, daß alle Seemänner, die berühmteſten Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, zwei ſehr gelehrte und wetteifernde Ingenieurcorps, nemlich vom Brücken- und Wegbau, ſo wie das Kriegs-Ingenieurcorps den Plan als ein Wunderwerk anſtaunten, an dem glücklichen Erfolge gar nicht zweifelten und ſich mit einem edlen Wetteifer in der Erfindung der Mittel zur Ausführung zuvorzukommen ſuchten. Er zweifelte gar nicht, da er das feurige Genie der Nation kannte, daß dieſelbe, wenn ſie einmal des großen Plans, von welchem ſie

jetzt ganz hingeriſſen war, überdrüſſig wäre, zu einem andern Extrem übergehen, und jedes Project zu irgend einem andern Hafen fahren laſſen würde.

Er berechnete, daß wenn man ſich einmal auf dieſen Plan eingelaſſen hätte, das Baſſin des Marſchalls de Vauban eine nothwendige Folge davon ſeyn würde, und ſelbſt wenn der Damm fehlſchlüge und man die Unmöglichkeit davon einſähe, ſo werde man die Koſten doch nicht ganz verlieren und ſich ſelbſt bloß ſtellen wollen; und wenn die Eigenliebe der Nation einmal dabei im Spiel wäre, ſo werde man gezwungen ſeyn, einen Hafen zu bauen, wenn man mit dem Zufluchtsort nicht zu Stande kommen könnte. Mißlünge das Mehr, ſo werde man hernach das Wenigere unternehmen. Er beſtand nun auch nicht weiter auf ſeiner Meinung, dies wäre ein vergeblicher Eigenſinn geweſen. Er ſuchte ſich ſogar zu überreden, daß er Unrecht habe, ſeine Einbildungskraft zu einer ſo erhabenen Unternehmung hinaufzuſchwingen.

Er ſetzte indeſſen die vornehmſten Einwürfe, welche ihm ſeine genauere Kenntniß des

Meers und der Küſte und ſeine tiefen und fortgeſetzten Beobachtungen an die Hand gaben, ſchriftlich auf, zeigte ſie damals aber nur ſeinen Freunden, und behielt es ſich vor, dann Gebrauch davon zu machen, wenn die Erfahrung von den Schwierigkeiten der Arbeit die Köpfe etwas abgekühlt haben würde, und Hofnung da wäre, gehört zu werden.

Er merkte an, indem er von der günſtigſten Hypotheſe, nemlich dem glücklichſten Erfolge des wundervollen Projects ausging:

1. „Daß der ganze Theil der Rhede zwi„ſchen Querqueville und der Spitze Homet, „nemlich die Bucht St. Anna, zwiſchen der „Küſte und dem Damm nicht tief genug wäre, „um zum Ankerplatz zu dienen, und das um „deſtomehr, da dieſe Bucht voller Untiefen und „Klippen iſt. Er betrachtete folglich den gan„zen Raum nur als eine Fortſetzung des Ein„ganges von Querqueville, um nach der ei„gentlichen Rhede, welche auf der Höhe von „Fort Homet anfängt, zu kommen. Dieſer Um„ſtand verringerte den Ankerplatz für die „Schiffe nach la Bretonniere's Plan um ein „großes Drittel.

„Er hielt es alſo für unnütz, die ungeheu„ren Koſten zu verſchwenden, dieſen Raum „mit einem Damm einzuſchließen, um bloß ei„nen langen Canal zu gewinnen; und glaubte, „daß man die Hälfte dieſer Arbeit unterlaſſen „und nur einen Damm von der Einfahrt bei „der Inſel Pelée bis an die Höhe von Ho„met bauen und denſelben ſparrenförmig endi„gen müſſe, um die Einfahrt der Rhede zwi„ſchen dem Ende des Damms und Fort Ho„met enger zu machen.

2. „Er hielt die Ausführung der Hälfte „des Werks, nemlich den weſtlichen Theil des „Projects nicht nur für unnütz, ſondern ſo gar „gefährlich. Der Vorzug der Rhede von Cher„bourg beſtand darin, daß die See bei ihrer „Bewegung durch Fluth und Ebbe gar keinen „Widerſtand antraf, ſich ohne Heftigkeit ganz „ruhig längſt den Küſten ausdehnte und folg„lich die offene Rhede gar nicht beunruhigte. „Wenn man nun den Eintritt der ganzen „Waſſermaſſe verengte, ſo mußte, beſonders in „der weſtlichen Einfahrt, ein ſtarker Strom „entſtehen, welcher die ganze Rhede in der „Diagonallinie durchſchnitt, die Schiffahrt be-

„ſchwerlich und das Liegen der Schiffe gefähr„lich machte. Ferner die Heftigkeit und Ge„walt der durch dieſen Widerſtand verdop„pelten Wellen, mußte das Ufer in der Bucht „St. Anna und an der Batterie Choiſeul ab„ſpülen, und Erdhügel, Bänke und Untieſen „aus den Trümmern bilden.

„Die Natur ſelbſt hatte ein unwider„ſprechliches Beiſpiel von dieſer Wirkung des „Meeres ihm ſehr nahe gelegt, nemlich die „Bildung der weſtlichen Küſten der Halbinſel „den Inſeln Jerſey und Guernſey gegenüber, „wo die Verengung des Meers ſehr heftige „Ströme, le Raz Blanchard, le grand, le pe„tit Rüau verurſacht hatten, wo durch die Weg„ſpülung der Küſten ein flacher ſehr ausge„dehnter Strand entſtanden war, wo das durch „ſo vielen Widerſtand eingezäunte Meer bei „der Fluth 45 Fuß hoch ſtieg, während es bei „Cherbourg, la Hougue und in der ganzen „Bay von Caen, wo es ſich ohne Schwierig„keit ausdehnte, nur die Höhe von 22 Fuß er„reichte. Er zog hieraus den Schluß, daß, „wenn man bei Cherbourg denſelben Wider„ſtand hervorbrächte, das gereizte Meer auch „dieſelbe Wirkung hervorbringen würde.

3. „Schwierigkeiten von der nemlichen Art „fand er auch bei der Ausführung des östlichen „Theils. Es mußte ebenfalls ein sehr starker „Strom in der Einfahrt bei der Insel Pelée „entstehen. Da aber die See hier nicht durch „festes Land aufgehalten wird und ihren Lauf „um die ganze Insel behält, so mußte die „Heftigkeit freilich geringer seyn, mit der Zeit „indessen doch den Grund in der Bucht, welche „das Vorgebirge Levi bildet, verderben. Im „Ganzen genommen, sowohl im Großen als „im Kleinen, war es nach seiner Meinung „sehr gefährlich, einen selbstgeschaffenen Wi„derstand in der Rhede von Cherbourg aufzu„führen, was auch sonst für Vortheil daraus „entstehen mochte.

„Es war noch eine andere Gefahr damit „verbunden. Wenn auch das ganze Werk bis „auf die Forts vollendet wäre, die sich doch „nicht sogleich errichten ließen, weil man den „Dämmen die Zeit lassen mußte, sich zu setzen „und im Grunde zu befestigen, ehe man es „wagen durfte, so schwere Massen als die Forts, „auf ihrer Oberfläche zu bauen, so konnten die „Engländer auf den Einfall gerathen, mit

„Steinen beladene Schiffe in den Einfahrten „zu verſenken. Dieſe Unternehmung wäre „freilich ſehr kühn, die Ausführung aber nicht „unmöglich. Dann wäre aus der Cherbour„ger Rhede eine Mauſefalle geworden.“

Alle dieſe Raiſonnements ſind keine hinterher gemachten Bemerkungen. Er hat ſie niedergeſchrieben und zu verſchiedenen Zeiten, während der Ausführung des Projects, dem Duc d'Harcourt und den andern Miniſtern überreicht. Sie brachten ihm Mißtrauen und Unannehmlichkeiten von ſeinen Vorgeſetzten zu wege, wobei ſeine Philoſophie ſehr in Uebung gehalten wurde. Auch zog er ſich dadurch manchen Feind zu, denn in Frankreich erzeugt die Verſchiedenheit der Meinungen ſehr oft Haß, und entwickelt die heftigſten Leidenſchaften, welche große Verwüſtungen anrichten. Wer hätte vor zwanzig Jahren glauben ſollen, daß die metaphyſiſchen Meinungen J. J. Rouſſeau's, der Encyclopädiſten, Oekonomiſten, Publiciſten, den völligen Umſturz aller Grundſätze der Religion, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nach ſich ziehen würden!

1781 wurde die Frage aufgeworfen, welcher techniſchen Mittel man ſich bedienen müſſe, um den Damm aufzuführen. Eine jede Abtheilung mußte 1000—1100 Toiſen lang und 34, 38 bis 40 Fuß hoch ſeyn, nach der verſchiedenen Höhe des Bodens des Meers, wenn man ihm nur die Höhe der Ebbe geben, und 20 — 30 Fuß höher, wenn man ſich nach der Höhe der Fluth richten wollte. Oben mußte er wenigſtens 10 Toiſen breit ſeyn, und man rechnete, daß er im Grunde 100—120 Toiſen breit ſeyn müſſe, wenn man der Abdachung in der Baſis drei Fuß für einen gäbe.

Es kamen viel Projecte dabei zum Vorſchein, aber nur drei wurden in Erwägung gezogen. Das erſte von la Bretonniere lief darauf hinaus, man müſſe eine Anzahl großer Schiffe kaufen, dieſelben mit Steinen anfüllen, um die Richtung des Dammes zu beſtimmen und die Steine einzunehmen, welche nachher ins Meer geworfen werden ſollten, den Damm zu formiren. Dieſer Vorſchlag aber hatte zwei ſehr große Schwierigkeiten. 1. Es war faſt unmöglich, in grader Linie die Schiffe zu ſenken, da die Form ihres Kiels ſie über

einander und auf die Seite werfen mußte. Der Damm würde einem Schlachtfelde geglichen haben, wo die Todten ohne Ordnung aufgeſtapelt ſind. 2. Er hatte die Zahl der Schiffe, welche die doppelte Linie ſeiner Mauer von loſen Steinen beſtimmen ſollten, gar nicht berechnet. Er bedurfte dazu mehr als 450. Dabei mußten ſie alle ganz gleich, und wenigſtens 30 Fuß tief im Raum ſeyn. Woher ſollte man nun eine ſo große Anzahl von Schiffen dieſer Art anſchaffen? Wenn ſie auch noch ſo alt und verſault waren, ſo koſtete doch das Gerippe von jedem wenigſtens 10000 L. Um ſie an Ort und Stelle zu bringen, mußten ſie bemaſtet, ausgebeſſert werden und Beſazzung haben; daſſelbe wurde erfordert um ſie mit Steinen anzufüllen, auf der Rhede flott zu halten und zu verſenken. So hätte es wenigſtens 6 Millionen gekoſtet, um Muſcheln zu haben, und dieſe Ausgabe kam eigentlich bei dem ganzen Bau nicht einmal in Anſchlag.

Das zweite Project war von dem Director des Ingenieurweſens, General Caux. Aber ſtatt den Plan der Dämme zu unterſuchen, verwarf er denſelben. Er ſchlug vor, eine

künſtliche Inſel, ungefähr im Mittelpunkt der Linie von der Inſel Pelée nach Querqueville, anzulegen und ein Fort darauf zu bauen. Hiezu ſollten große viereckige Kaſten 38 Fuß hoch, 50 Fuß lang und 20—30 Fuß breit, gebraucht werden. Vierzehn dieſer Kaſten in einander geſchoben, vier an jeder Seite in der Länge und zwei an jeder Seite in der Breite, ſollten ein langes Viereck machen, in der Mitte mit einem leeren Raum verſehen, welcher ſich leicht mit Steinen ausfüllen ließ, die mit Mörtel von Puzzolano verbunden werden mußten. Die Kaſten ſollten halb gemauert werden, ehe ſie von der Küſte abgingen, deswegen mußte man eine Werft für ſie auf dem Lande bauen. Alsdann ſollte man ſie auf der Stelle der Rhede, wo ſie verſenkt werden ſollten, mit vier großen Ankern befeſtigen, ſie völlig ausmauern, jedoch mit der Vorſicht, ſie vermittelſt gewiſſer Schiffe, Camele genannt, oder mit Tonnen flott zu halten, und wenn ſie denn völlig ausgemauert wären, allmählig verſenken. Dieſer Plan war ſehr ſinnreich; er hätte ſich auch auf einem ruhigen Teich aber nicht auf der Rhede von Cherbourg ausführen laſſen.

Der dritte Plan war von dem Brücken- und Wegeaufſeher Hrn. de Ceſſart, einem Manne von großen Talenten. Sein Plan war von allen dreien der tollſte, aber ſehr glänzend. Er war aufs genaueſte aus einander geſetzt, einfach und erhaben, nicht ſehr koſtbar, ſchnell und leicht auszuführen, und riß vermittelſt niedlicher Zeichnungen von jedem einzelnen Theile jedermann hin, vorzüglich Ludwig XVI., welcher mehrere Jahre lang ſein Zimmer mit dieſen Zeichnungen austapeziert hatte. Es war der berühmte Plan der Kegel (cônes). Jeder Kegel, (der Name giebt einen Begrif von ſeiner Figur) war ein großer durchſichtiger, aus dicken mit ſtarken Eiſen verklammerten Bohlen verfertigter Korb, deſſen ungeheurer Umfang 60 Fuß in der Höhe, 60 Fuß im Durchmeſſer oben, und ungefähr 150 Fuß in der Baſis hielt. Dieſe außerordentlichen Körbe ſollten ſo, daß eine Baſis ſich dicht an die andere ſchloß, verſenkt und mit Steinen, die aus freier Hand in die Oefnungen hineingeworfen wurden, ausgefüllt werden. Das Meer ſelbſt ſollte durch ſeine Bewegung die Steine wenigſtens bis zur Höhe des nie-

drigſten Waſſers zurecht legen; alsdann konnte man durch Menſchenhand den obern Theil entweder mit oder ohne Mauerwerk in gehörige Ordnung bringen.

Neunzig ſolcher Kegel ſollten den ganzen Damm der Rhede ausmachen, ſo daß oberhalb des Waſſers neunzig Säulen zu ſehen wären. Der Raum zwiſchen jedem Kegel war zu enge, als daß Schiffe durchfahren konnten. Dieſe Säulen ſollten die Wellen hinlänglich abwehren, um die Rhede ſelbſt ruhig zu erhalten; man konnte ſogar die Zwiſchenräume bis zur Höhe der Ebbe mit Steinen anfüllen, wodurch der ganze Bau ſelbſt mehr Zuſammenhang gewonnen hätte. Die Zeit des Baues, der Verſenkung und Anfüllung eines jeden Kegels, war auf drei Monat berechnet. De Ceſſart verlangte nur das abgängige Holz und Eiſen von der Marine; ſein ohngefährer Anſchlag für jeden ausgefüllten Kegel belief ſich nur auf 110000 Livres. Wäre der ganze Plan nicht albern geweſen, ſo hätte man ſich bei dieſer Summe, ſelbſt dreifach genommen, ſehr gut geſtanden. Man hätte mit einem Aufwande von drei Millionen und Verſenkung

von zehn Kegeln jährlich, in zehn Jahren das bewunderns würdigſte Werk, welches man je geſehen hatte, eine Colonade in der offenbaren See, zu Stande gebracht.

Dumouriez hatte an der Concurrenz nicht Theil nehmen wollen, da ſich die berühmteſten Kunſtverſtändigen in Frankreich dabei eingefunden hatten. Demohngeachtet hatte er einen einfachen und ungekünſtelten Plan entworfen und ſchriftlich aufgeſetzt. Er übergab ihn nicht, obgleich er ihn Jedem zeigte, der ihn zu ſehen verlangte. Es war folgender. Hinter dem Baſſin von Cherbourg erhob ſich der von oben bis unten mit großen Granitblökken bedeckte Berg Roule, welche ſeit einer langen Reihe von Jahrhunderten, durch Waſſerfluthen, oder Erdbeben abgeriſſen, herabgeſtürzt und zerſtückelt waren. Hievon konnte man einen Theil des Dammes bauen, ehe man nöthig hatte, die Steinbrüche anzugreifen. Statt dieſe ſchönen Blöcke zu ſprengen um ſie in alte Schiffe, oder in Kegel zu laden, war ſeine Meinung, ſie in langen platten auf den Flüſſen ſogenannten Hüikſchiffen ganz nach der Rhede zu tranſportiren.

Zu dieſem Behuf ſollte man von dem Ende des Baſſins bis zum Fuße des Berges einen Canal graben; ein anderer Canal ſollte von dem Berge ſich zwiſchen der rechten Seite des Hafens und der Redoute Tourlaville nach der See erſtrecken. Der Canal hinter dem Baſſin ſollte vermittelſt der ſchwimmenden Thüren, welche beim Eintritt der Ebbe verſchloſſen werden mußten, das Waſſer aus der See aufnehmen. Auf dieſem Waſſer, welches ſich durch den innern Canal wieder in die See ergöſſe, ſollten die Huikſchiffe, welche alsdann am Fuße des Berges beladen würden, hereintreiben. Keiner dieſer Blöcke hielt unter sechs Cubikfuß, man konnte alſo leicht zu einer Klafter in die Länge kommen. In die leeren Zwiſchenräume hätte man, wenn man wollte, kleinere Steine werfen können, welches im Grunde unnöthig geweſen wäre. Hundert Huikſchiffe, welche durch das Baſſin herein und durch den innern Canal wieder herausgelaſſen wurden, und ihre Fahrt mit der Fluth machten, mit drei Matroſen und zwei Arbeitern beſetzt, fünfhundert Arbeiter auf dem Berge um die Blöcke herabzulaſſen und die

Schiffe

Schiffe zu beladen, hätten binnen einem Monat 15 — 18000 Blöcke transportirt und verſenkt. Die ganze Arbeit hätte ſicherlich nicht länger als drei Jahre gedauert, und nicht über acht Millionen gekoſtet; aber ſie wäre einfach und kunſtlos wie die Natur geweſen.

Im Winter $17\frac{82}{83}$ wohnte er einer großen Verſammlung der Miniſter bey, wobei alle Gelehrten gegenwärtig waren. Der Plan mit den Kegeln wurde angenommen. Er ſelbſt gab ſeine Gründe für ſeine Meinung in einer Vergleichung der drei Plane, ſchriftlich ein: er erklärte ſich darin für die Kegel, weil dieſes der einzige Plan wäre, wobei man einen Verſuch machen könne. Man müſſe einen Kegel verfertigen, verſenken, anfüllen und zwei oder drei Jahre zur Probe liegen laſſen. Während der Zeit könne man andere auf die Ausführung des großen Plans Bezug habende Arbeiten vornehmen. Hiedurch dachte er, es noch dahin zu bringen, daß man ein Baſſin im Pré du Roi ausgrübe.

De Ceſſart ließ ſich mit einer großen Anzahl Ingenieurs vom Brücken- und Wegebau zu Cherbourg nieder, und bauete den erſten

Kegel. Die Art dieſe Kegel zu bauen, ſie von hrem Werft herabzulaſſen, obgleich die Maſſe von Holz und Eiſen faſt zwei Millionen Pfund wog, ſie fortzuſchiffen, Fuß für Fuß ohne Schwanken zu verſenken, ſind außerordentlich ſinnreiche Erfindungen und ein angenehmes Schauſpiel. Das Meſſer, womit man die Tauen, woran die Conen befeſtigt ſind, unter Waſſer abſchneidet, iſt das Modell von der fatalen Guillotine.

Durch Unkunde verunglückte das Fortſchiffen des Kegels in dieſem Jahre und man konnte froh ſeyn, daß man denſelben noch wieder ans Land bringen konnte. Da er durch dieſen Fehlgrif beſchädigt war, ſo glaubte man, ſogleich einen zweiten bauen zu müſſen. Beide wurden 1784 verſenkt und angefüllt. Man machte ſich ſo ſchöne Hofnungen davon, daß ohne Verzug und ohne mit Geduld die Wirkung des Meers abzuwarten, fünf neue angefangen wurden. Man zweifelte indeſſen nicht, daß das Holz und Eiſen ſehr bald durch das ſchreckliche Element zertrümmert ſeyn würde, man hofte aber, daß die Steine ſich im Grunde des Meeres feſtſetzen und eine Maſſe bilden ſollten, welche eines ſolchen Verſchlags nicht

bedürfte. Das Gegentheil erfolgte. Die Steine waren in den Körben in beſtändiger Bewegung, wie Getreidekörner in der Schwinge. Die Kegel ſchwankten unablässig hin und her, die Wogen zertrümmerten ſie mit großer Leichtigkeit, riſſen beim Zurücktreten die Steine mit ſich fort und leerten ſie aus. Wenn man ſie nicht eiligſt wieder anfüllte, ſo zerriß das Meer ſie da wo ſie leer waren, führte das Holz und Eiſen fort und zerſtreute es.

Den 18 Auguſt 1785 wurden die beiden erſten, welche an Ort und Stelle gebracht waren, durch einen Sturm beſchädigt. Der Seeminiſter, Marechal de Caſtries erſchien, um den ſinkenden Muth wieder zu beleben. Jetzt hätte man die albernen Körbe aufgeben und bloß Steine hineinwerfen ſollen, wie man dieſes Jahr auch anfing, um die Kegel unten im Grunde zu befeſtigen. Man ſah, daß dieſe Steine beſſer hielten, als die in den Kegeln, und ließ ſich dadurch belehren: Die Gegenwart des Seeminiſters im Jahre 1785 veranlaßte keine vernünftige Abänderungen, im Gegentheil, er ſchien gekommen zu ſeyn, dem Gott des Meers zu trotzen. Er befahl zehn neue Kegel zu bauen und um ſowohl den

Spöttern, als den vernünftigern Beurtheilern den Mund zu ſtopfen, glaubte man das Project durch die Gegenwart des Königs ſanctioniren zu müſſen.

Im Junius 1789 kam dieſer Fürſt nach Cherbourg, vor ihm der Graf d'Artois. Es waren eben zwei volle Kegel auf der Rhede; den einen belegte man mit Bohlen und errichtete ein Zelt darauf. Von dieſer Stelle ſahe der König einen Kegel herſchiffen, verſenken, und vor ſeinen Augen ausfüllen. Man konnte nur zu Cherbourg ein ſo prächtiges und ſeltnes Schauſpiel haben. Ein gut verkleideter Kegel mit 100 Perſonen beſetzt, Bord an Bord fahrend mit dem Könige von Frankreich, welcher in einem koſtbaren Boot fuhr, umgeben mit 17 Kriegsſchiffen, unter denen ſich der Patriot von 74 Kanonen befand, unter dem zahlreichen Geſchütz der Schiffe und Forts, Chaluppen mit Muſik, über 80000 Menſchen in mehr als 150 Fahrzeugen und ausgeſchmückten Chaluppen. Der König hielt ſich vier Tage in Cherbourg auf, war ſehr gut und zutraulich und würde es noch mehr geweſen ſeyn, wenn ſein Gefolge ihn nicht abgehalten hätte, ſich ſeinem natürlichen Neigungen zu überlaſſen.

Der Duc d'Harcourt und beſonders der Marſchall de Caſtries begingen an ihm die Ungerech-

tigkeit, ihn entfernt zu halten und ihn zu verhindern, ſeine Spur durch Wohlthaten ſeiner Hand oder ſeines Mundes zu bezeichnen. Die Mittelsperſonen zwiſchen den Königen und den Völkern verderben alles. Der Kriegsminiſter, Marſchall de Segûr, war auch im Gefolge des Königs, und hatte den erſten Commis der Gnadenbezeugungen (des grâces) St. Paul, und den erſten Commis der Artillerie und des Ingenieurweſens, nebſt allen Vorarbeiten zu einer anzuſtellenden Promotion, bei ſich. Herr de Caſtries, dem es gar nicht eingefallen war, wohlthätig zu ſeyn, und noch weniger dem Könige die Ehre davon zu laſſen, hatte weder ſeinen erſten Commis mitgebracht, noch an eine Promotion gedacht. Er verlangte von dem guten Marſchall de Segûr, ſeine Vorarbeiten zu unterdrücken. Es iſt zu bemerken, daß eben dieſer Herr de Caſtries eine Escadre zu Cherbourg verſammlen ließ, um ihre Evolutionen vor dem König zu machen. Der Duc de Villequier hatte ein Käſtchen mit Koſtbarkeiten, vom Wehrte einer Million mitgebracht, welche Ludwig XVI. an die vornehmſten Officiers und deren Gattinnen vertheilen ſollte, mußte aber zu ſeinem großen Verdruße ſeine Koſtbarkeiten wieder mitnehmen. Er ſelbſt erzählte es

Dümouriez einen Monat nachher und überreichte demſelben das ihm beſtimmte Geſchenk, das ſehr ähnliche Bild des Königs auf einer geſchmackvollen emaillirten Doſe, welche er ohne Villequiers guten Einfall nie würde erhalten haben.

Ludwig XVI. beſahe alles mit der größten Aufmerkſamkeit, er war ſelbſt Kunſtverſtändiger. Er war Zuſchauer bei einem Seetreffen und fuhr drei Meilen weit in die See hinein auf dem Patrioten. Welche Aehnlichkeit zwiſchen dem Namen dieſes Schifs und den Ungeheuern, welche nachmals das unſchuldige Schlachtopfer ermordet haben! Alles was er aus eigenem Antriebe auf dieſer Reiſe that, war ein Beweis ſeiner Herzensgüte; alles was man ihn thun ließ, war abgeſchmackt. Die Provinz war ſehr ungehalten über den Düç d'Harcourt, der mehr den Höfling, als den Gouverneur und Mitbürger gemacht hatte; man beſchuldigte ihn, er habe alles für ſich und die Seinigen und nichts für Andre gethan. Darin that man ihm zu viel. Er wurde Gouverneur des Kronprinzen; aber dies iſt keine Gnadenbezeugung, ſondern ein vertrauter Poſten (place de confiance) welchen er ſehr wohl bekleiden konnte, denn er hatte viele Kenntniſſe und einnehmende Talente.

Der König hatte die Kegel mit ſeiner Gegenwart beehret, aber nicht feſter dadurch gemacht. Noch in demſelben Winter wurde alles zerſtöhrt. Indeſſen verſenkte man noch einige 1787, im folgenden Jahre aber wurde man des Dings müde, und ſchleifte alle noch Uebrigen, bis auf die Meeresfläche. In allem ſind 21 Kegel gebaut, welche eins ins andre gerechnet, leer 400000 L. jeder gekoſtet haben, denn de Ceſſart, welcher anfänglich bloß Wrakholz verlangte, ließ ſich nachher das beſte Bauholz, und beſonders die ſchönſten Kniehölzer liefern. Zwanzig gute Fregatten hätte man von den Materialien und dem Gelde bauen können, welches bei dieſen 21 Kegeln verſchwendet ward, von denen auch nicht einmal die Trümmer noch übrig ſind. Man ſetzte die Arbeit ohne Holz, Eiſen und Mauerwerk fort.

Hätte Dümouriez vorausſehen können, daß der ganze Plan zuletzt auf ein ſo einfaches Verfahren hinauslaufen würde, nachdem er auf alle Arten der Kunſt gehandhabt war, und das Genie aller Gelehrten beſchäftigt hatte, ſo hätte er dreiſt ſeinen Plan mit den Blöcken vorgetrageu, und alle Mühe angewandt, um ihn durchzuſetzen. Als man die Kegel aufgab, war es zu ſpät, man hatte die Blöcke in kleine Steine zerſtückelt. Ue-

berdem gab es eine vollſtändige Adminiſtration für den Ankauf und für die Unternehmungen, und wie gut ſein Plan auch geweſen ſeyn möchte, ſo würde der Eigennutz ihn doch bald haben durchfallen laſſen. Man mußte zufrieden ſeyn, daß ein Damm, ſo wie er denn auch war, zu Stande kam. Er theilte unter dieſen Umſtänden ſeine Bemerkungen mit, die aber nicht überall Beifall fanden.

Man hatte ein Verwaltungs-Conſeil mit einem Patent von dem Seeminiſter niedergeſetzt, und ihn davon ausgeſchloſſen. Nichts deſtoweniger hatte eben dieſer Miniſter und der Dúc d' Harcourt ihn erſucht, demſelben beizuwohnen, und ſeinen Fleiß zu widmen. Er war gar nicht empfindlich über die Zurückſetzung, welche er erfahren, mußte, ſondern fand ſich ſo fleißig ein, und war ſo thätig, als wäre er wirkliches Mitglied geweſen. Er brachte das ganze Jahr in Cherbourg zu: im Winter fielen die mehrſten Avarien vor, hiebei beobachtete er ſorgfältig das Verfahren des Meeres, übergab ſeine Beobachtungen an die Behörde, und ſagte die künftigen Avarien voraus. Endlich mißfiel er auch dem armen de Ceſſart, welcher über ſeinen fehlgeſchlagenen Plan mißmüthig war, und es jedermann entgelten ließ. Hierauf zog er ſich auch das Miß-

fallen des Dûc d'Harcourt zu, welcher es ihn empfinden laſſen wollte. Dies that er auch ſo ſehr, daß Dûmouriez glaubte von ſeiner Stelle als Commandant Abſchied nehmen zu müſſen, welchen der Gouverneur aber nicht annehmen wollte.

1787 that man als ob man den Tactiker Marechal de Camp Mesnil-Dûrand bei den Arbeiten zu Cherbourg anſtellen wollte. Dies war eine ſehr übel angebrachte Kränkung, welche ihm die Harcourts, nach einer neunjährigen Verwaltung einer Commandantenſtelle, welche er ſelbſt geſchaffen und in Gang gebracht hatte, zufügten, und um deſto ungeſchickter, da er bei der Promotion 1788 Marechal de Camp werden ſollte, welches auch geſchah. Von der Zeit an zog er ſich ganz von dieſem Geſchäfte zurück, welches jetzt von dem Dûc de Beuvron, einem Bruder des Dûc d'Harcourt, welcher nicht mehr von Verſailles abweſend ſeyn konnte, dirigirt wurde. Dies war ein ganz guter ſehr dienſteifriger Mann, aber krittlich, ſchwach und wankelmüthig. In ſeinem Umgang fand man nicht ſo viel Unterhaltung als mit dem Dûc d'Harcourt, der ſehr einnehmend war.

Seit ſechs Jahren war Dûmouriez noch mit einem andern Plan beſchäftiget, der als ein An-

hang oder Aſt des Plans von dem Hafen von Cherbourg anzuſehen war, nemlich der Plan von dem großen Vey. Der Plan ſtammte von mehrere Ingenieurs her. La Roziere und Mesnil-Dürand hatten jeder für ſich daran gearbeitet. Alle waren einig über den Nutzen und die Größe deſſelben, ſo wie über die Leichtigkeit der Ausführung.

Die Halbinſel Cotentin grenzt gegen Süden an einen Fluß, Namens la Douve, welcher ſeinen Lauf von Weſten gegen Oſten nimmt und unterhalb Carentan ſich in den Vey ergießt. Dieſer Fluß fließt durch ſehr ungeſunde Maräſte, ſein Waſſer iſt ſumpfig, in den benachbarten Dörfern athmet man eine verpeſtete Luft ein, mehr als eine halbe Meile breit längs den Küſten deſſelben ſind alle Ländereien mit ſtehenden peſtilenzialiſchen Gewäſſern bedeckt, das ganze Jahr hindurch herrſcht in der kleinen Stadt Carentan und allen Wohnplätzen an der Douve das Fieber. Der träge Lauf dieſes Fluſſes rührt daher, weil er einer von den ſieben Flüſſen iſt, welche ſich in dem großen Strom der Veys vereinigen und weil verſchiedene dieſer Flüſſe auf ihrem Lauf durch eine zu enge Brücke eingeklemt werden, und weil der große und kleine Vey Sandbänke ſind, welche das vom Meere zurückgetretene Waſſer aufhalten.

Es gab ein ſehr ſicheres Mittel, dieſem Waſſer einen leichten Abfluß zu verſchaffen. Man mußte eine von beiden Sandbänken, den kleinen oder großen Vey fortſchaffen, an beiden Ufern einen doppelten Damm aufführen, in der Mitte ein Flußbette ausgraben, daſelbſt eine Brücke und Waſſerthüren anlegen, und beſonders dem Canal die gehörige Breite geben, damit die Waſſermaſſe von ſieben Flüſſen bequem ausfließen könnte. Auf dieſe Weiſe hätte man beträchtliches Land aus dem Waſſer hervorgezogen, daſſelbe geſund und urbar gemacht und die Bevölkerung deſſelben verdoppelt, wodurch die öffentlichen Einkünfte und der Nationalreichthum großen Zuwachs erhalten hätten. Kurz, er hatte berechnet, daß der König bei einem Koſtenaufwand von 10—12 Millionen, worauf ſich das Ganze vielleicht belaufen konnte, ſein Geld zu 17 pC. angelegt hätte.

Seit undenklicher Zeit hatte man allen Intendanten und Miniſtern vorgeſchlagen, an den Veys zu arbeiten. Vor den Arbeiten zu Cherbourg aber, war die Halbinſel Cotentin zu unbedeutend, als daß die Miniſter ſich hätten entſchließen können, Geld zum bloßen Nutzen und zur Geſundheit der Einwohner herzugeben.

Es waren drei Plane eingereicht, den Lauf der Flüſſe durch Erbauung einer Brücke zu erleichtern, aber nur zwei davon gingen ins Große. Der Eine war für den Weg von dem kleinen Vey nach Iſigny. Außer den ſchon angeführten Vortheilen, eröfnete er auch eine directe Gemeinſchaft zwiſchen Cherbourg und Caen über la Hougue, Iſigney und Bayeux. Man hätte dabei durch die beiden Seiten des Triangels den Umweg über Carentan und St. Lo nach Bayeux erſpart. Dieſer Plan wurde von den Ingenieurs über die Brücken und Wege übergeben, und die Koſten auf zwei bis drei Millionen angeſchlagen. Er wäre wohl auf fünf Millionen zu ſtehen gekommen, aber die Vortheile hätten die Koſten weit überwogen.

Der andere weit größere und nützlichere Plan, welcher eine noch nähere Communication zwiſchen Cherbourg und Caen verſchafte, dem Meer weit mehr Land abgewann, dem Handel, Ackerbau und der Bevölkerung die reichſten Quellen eröfnete, betraf den großen Vey, ging von der Spitze Grand Camp in Baſſin aus, und ſtieß nahe bei Ravenoville mit der Halbinſel zuſammen. Die Koſten waren auf fünf bis ſechs Millionen berechnet; es wären wenigſtens zehn daraus geworden, der Vortheil aber wäre unermeßlich ge-

weſen. Dieſe Brücke hätte einen graden Weg von Cherbourg nach Caen eröfnet, ohne Bayeux zu berühren, wodurch der Weg zwiſchen jenem wichtigen Hafen und der Hauptſtadt der Nieder-Normandie um dreizehn Stunden abgekürzt worden wäre. Die Städte St. Lo und Bayeux fürchteten ſehr, daß dieſer Plan durchgehen möchte.

Alle Menſchen, die einen Blick für das Große hatten, waren für denſelben. Der Fortgang des Baues bei Cherbourg gewährte einen zu ungünſtigen Anblick, als daß Dümouriez es wagen konnte, dieſe neue Ausgabe unbedachtſamerweiſe vorzuſchlagen. Man mußte eine Gelegenheit abwarten, welche zu derſelben Hülfsmittel an die Hand gab, ohne daß die Regierung die Laſt derſelben zu tragen hätte. Man hatte oft franzöſiſche Compagnien vorgeſchlagen, aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß die Regierung allemal dabei betrogen wurde, daß ſie ihre Unternehmung mit mehr Kühnheit als Sicherheit anfingen, und daß ihr Vorhaben am Ende in Stocken gerieth oder dem Staat zur Laſt fiel.

Im Winter 17$\frac{87}{88}$ ſuchten die holländiſchen Patrioten nach dem unglücklichen Ausgang ihrer Inſurrection, in großer Anzahl eine Freiſtätte in Frankreich. Es befanden ſich ſehr reiche Leute

und Männer aus allen Ständen unter ihnen. Da ſie der Regierung, welche an ihrem Unglück Schuld war, zur Laſt fielen, ſo ſchlug Herr de St. Prieſt nach der Rückkehr von ſeiner fruchtloſen Geſandtſchaft in Holland, vor, eine Colonie von ihnen zu Cherbourg zu errichten, und ſchickte an Dümourlez eine Deputation von den unglücklichen Flüchtlingen, welche demſelben durch einen Officier vom Generalſtabe, Namens Poncet, vorgeſtellt wurde. Es war gar nicht möglich, ſie in Cherbourg unterzubringen, da er mit den Arbeiten auf der Rhede, welche damals noch einem Chaos glichen, ganz überhäuft war.

Er glaubte, daß ihre Reichthümer, die Gewohnheit im Waſſer zu leben und an Waſſerwerken zu bauen, der geduldige und phlegmatiſche Character der Holländer, ſie mehr als irgend eine andere Nation zu den Arbeiten am großen Bey tauglich machten. Die Erlaubniß war leicht zu ertheilen, da man ihnen einen Diſtrict von mehr als drei Meilen geben konnte, welchen ſie dem Meere abgewinnen mußten. Er hofte, daß der Miniſter 4 bis 5000 nützlichen arbeitſamen und reichen Menſchen, die nicht unaufhörlich unſerer Hülfe bedurften, dieſe Er-

laubniß leicht ertheilen würde, wodurch zugleich die Penſionen getilgt wurden, die man den Dürftigen unter ihnen geben mußte.

Der damalige Seeminiſter war Herr de la Lüzerne. Er war für einen Liebhaber von Projecten bekannt, und Beſitzer des großen Landgutes Beureville, nahe bei Iſſigny, und kannte die Veys recht gut. Dümouriez ſchlug ihm vor, die Holländer auf dieſem Fleck zu verſammlen, ihnen den Theil der Veys, welchen ſie durch Erbauung der Brücke des großen Veys, vermittelſt ihrer Capitalien, zu Polders machen würden, abzutreten, ihnen Zölle oder irgend einen andern Erſatz auf gewiſſe Jahre zu bewilligen, und ihnen an der Küſte der Halbinſel, welche gutes Weideland iſt und ein dem holländiſchen ähnliches Clima hat, den Plan zu einer Stadt vorzuzeichnen, welche Batavia genannt werden ſollte, um ihr Unglück durch die Täuſchung eines zweiten Vaterlandes zu lindern.

La Lüzerne verwarf dieſen der Menſchheit und Frankreich ſo nützlichen Plan, eben weil er großer Gutsbeſitzer an dem Ufer der Veys war. Denn er ſahe voraus, daß eine ſo arbeitſame Colonie ſeinen Erwerbungen, welche er jährlich im Kleinen dem Meere abgewann,

Grenzen ſetzen würde. Dem Reiz einiger tauſend Livres Einkünſte und einiger Morgen Wieſenland, opferte dieſer reiche Mann, welcher ſchon mehr als 100000 L. Einkünfte hatte, die Anſiedlung der Holländer, die Geſundheit ſeiner Nachbarn, die Ehre der Nation, den Vortheil ſeines Vaterlandes auf. Dieſes iſt der einzige große Verſuch, welchen Dümouriez machte, der gänzlich und unwiderruflich ſcheiterte.

Gegen Ende des Jahrs 1788 ſtarb der junge Dauphin. Wohl ihm, daß er nicht länger lebte, um den unerhörten Jammer zu theilen, der ſeine unglückliche Familie überhäufte. Dieſer Todesfall machte, daß der Düc d'Harcourt wieder zu ſeinem Gouvernement zurückkehrte. Aber Unordnung und Verwirrung kündigten damals ſchon eine große Revolution an. Schon ließen die Verſammlungen der Notablen, durch welche ungeſchickte und unehrliche Miniſter der Nation den Puls fühlen wollten, die Entwickelung ihrer Kräfte und ihrer Wuth ahnden.

Dieſe großen Gegenſtände beſchäftigten Dümouriez mehr als der Bau bei Cherbourg, welcher ſich zu ſeinem Ende neigte. Die beiden Dämme waren in Eins gezogen, durch Wegſchaffung der mittleren Durchfahrt. In ihrer ganzen Länge waren ſie mit der Höhe des niedrigen Waſſers gleich. Um die Koſten zu verringern,

gern, hatte man einen Theil der Schiffe entwaffnet. Man arbeitete an dem Fort Querqueville. Dieſe großen Arbeiten mußten unvollendet bleiben. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß man, ehe die franzöſiſche Nation ſo ſchändlicherweiſe von ihren nützlichen und friedlichen Beſchäftigungen durch die ſtrafbaren Unruhen, welche ihr Inneres zerfleiſchen, entfernt wurde, die beiden Spitzen oder Flügel dieſes langen Dammes hätte auf eine ſolide Art vollenden können, entweder durch Verſenkung gemauerter Kaſten, oder auch, indem man ſie befeſtigte, durch eine Einfaſſung von großen Blöcken. An den beiden äußerſten Enden wird das Meer dieſe Maſſe von unzuſammenhängenden zu kleinen und zu leichten Steinen zerſtöhren und zerſtreuen.

Das was einmal gebauet iſt, wird immer ſeinen Nutzen behalten. Zwei vortrefliche Forts und eine große Batterie, ſetzen die Küſte in den unangreiflichſten Vertheidigungsſtand, um ſo viel mehr, da überall, um mit glühenden Kugeln feuern zu können, Oefen angebracht ſind, deren Mauerwerk bombenfeſt iſt. Hinter dem Damm, ſo wie er denn auch iſt, iſt ein großer Ankerplatz, von welchem Schiffe, die an Tauen liegen, den Forts zu Hülfe kommen können; und ſicherlich, die Revolution mag nehmen, welche Wendung ſie will, die franzöſiſche Regierung wird, ſobald erſt einige Ruhe da iſt, Vauban's Baſſin im Prē dū

Roi ausgraben laſſen. Dann iſt die ganze Anlage wirklich groß und geſichert, und die Ausführung des Plans von dem großen Bey wird eine nothwendige Folge von der Erbauung des Hafens zu Cherbourg ſeyn.

Dúmouriez hoft gleichfalls, daß man mit der Zeit auch wieder an einen Hafen zu Boulogne denken wird. Dann wird die franzöſiſche Marine die Fahrt im Canal, wovon ihr die Hälfte, vermöge ihrer Lage zugehört, mit völliger Gleichheit theilen, wenn anders das Meer Völkern zugehören kann. Dann werden die Inſeln Jerſey und Guernſey, welche noch jetzt zur Schande Frankreichs in den Händen der Engländer ſind, mit der Normandie, von welcher ſie abgeriſſen wurden, wieder vereinigt werden.

Dieß ſind ſeine Wünſche für ſein Vaterland. Es müſſe nicht ehrgeitzig und eroberungsſüchtig werden, nicht das reiche England durch barbariſche und zerſtöhrende Landungen verwüſten, ſondern beide Nationen, welche ſich an Kräften gleich fühlen, müſſen im Frieden und in Verbrüderung die Vortheile finden, wodurch beide Hälften unſerer Erde des Elendes und der Verwüſtungen überhoben werden, welche ihre ſchreckliche Eiferſucht verbreitet. Eine feſte Einigkeit dieſer beiden Völker würde der Bürge eines ewigen Friedens ſeyn.

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen.

Hier endigt ſich für Dümouriez ein Zeitabſchnitt von eilf Jahren. Es ſind die glücklichſten ſeines Lebens. Er brachte ſie mit nützlichen, weitläufigen, ruhigen und philoſophiſchen Arbeiten zu. Als Erbauer eines neuen Salentum wäre er ſo glücklich wie Idomeneus geweſen, wenn er ſein Leben darin hätte beſchließen können. Er hatte 1778 nur 7300 Einwohner daſelbſt gefunden, und 1789 mehr als 19000 daſelbſt zurückgelaſſen. Die Häuſerzahl war außerordentlich vermehrt; ſowohl die öffentlichen Gebäude, als die militäriſchen Anlagen und ſonſtigen Gebäude aller Art. Wäre es ihm gelungen, den vernünftigen, erhabenen und einfachen Plan des Marſchalls de Vauban durchzuſetzen, ſo hätte ſich die Volkszahl verdoppelt, der Plan mit dem großen Bey wäre ausgeführt und die kleine Halbinſel Cotentin wäre jetzt eins der bevölkertſten, am beſten bebaueten und wichtigſten Stücke von Frankreich geworden. Außer dem Guten, welches er dort

im allgemeinen ſtiftete, hat er die ſüße Freude genoſſen, das Glück mancher Familien gegründet zu haben. Er hinterließ dort einige Freunde, viele Feinde, und noch mehr Undankbare.

Dieſe Zeit iſt ihm ſchnell verfloſſen, unter ſeinen Büchern und in den Werkſtätten. Seine großen Beſchäftigungen hielten ſeinen Geiſt in beſtändiger Richtung auf große und der Menſchheit nützliche Gegenſtände. Er arbeitete für ſein Vaterland nicht auf kurze Zeiten, ſondern auf kommende Jahrhunderte und künftige Geſchlechter. Sein Nachdenken, ſeine Lectüre und einſamen Spaziergänge vertrieben ſeine kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten. Seine öffentlichen Widerwärtigkeiten, die ungerechte Eiferſucht und das Mißtrauen ſeiner Obern, übergab er der Vergeſſenheit. Da er nie den Hof geſucht, und die Büreaux nie anders beſucht hatte, als mit Memoiren in der Hand, nicht um für ſich etwas zu bitten, ſondern in Beziehung auf allgemein nützliche Gegenſtände, ſo bedurfte er Verſailles nicht. Sein Studierzimmer entſchädigte ihn für die werthloſen Luſtbarkeiten und Schauſpiele zu Paris. Faſt alle Freunde, mit denen er ſonſt in der Hauptſtadt gelebt hatte, der Graf von Broglio, Voyer, der Abbé Mably, Dorat, Favier, Crebillon, waren geſtorben, und wenn man erſt funfzig Jahr alt iſt, ſo macht man nicht gerne neue Bekanntſchaften.

Sein väterliches Erbtheil hatte er zugeſetzt. Er bedurfte deſſelben auch nicht, da er keine Kinder hatte. Seine Einnahme war hinreichend für ihn, und er verzehrte ſie mit Anſtand. Den ächt philoſophiſchen Wahlſpruch, womit der ſehr moraliſche Roman Gil Blas ſich ſchließt: Inveni portum etc. (ich habe einen Hafen gefunden), hatte er zu dem ſeinigen gemacht. Ohne Ehrgeiz, war er doch, als Marechal-de-Camp und da er nicht aufhörte thätig zu ſeyn, ſicher, bald zum Rang eines Generallieutenants und zu militäriſchen Ehrenzeichen zu gelangen. Er war ſogar überzeugt, daß man keinen Krieg führen werde, ohne ihn zu rufen und ſich ſeiner mannichfaltigen Erfahrungen zu bedienen. Um nicht einzuroſten, ſetzte er ſein Studium des Kriegsweſens mit Eifer fort, trieb fremde Sprachen und beſonders die ſtärkſten Leibesübungen. Sein Leben war eine Miſchung von phyſiſchem Stoicismus und moraliſchem Epicureismus.

Er hatte gehoft, auf ſeinem Poſten mehr Gutes zu wirken; aber ſein Troſt nach ſo vielen vergeblichen Bemühungen war: daß er nichts vernachläßigt, und daß die Hinderniſſe, welche er angetroffen hatte, in den Mißverhältniſſen lagen, welche mit der Subalternität verbunden ſind. Wäre auf dieſem Poſten ein Generallieutenant, ein Dûc oder Pair angeſtellt worden, ſo wäre auch alles gut von Stat-

ten gegangen. In Frankreich und faſt an allen Höfen können die Miniſter nicht begreifen, daß ein Oberſt von vierzig Jahren ſo geſcheut ſeyn könne, als ein Marechal de France, und ein untergeordneter Commandant als der Gouverneur einer Provinz. Wenn ein Subaltern es wagt, ſich zu großen Ideen zu erheben, ſo ſetzt man ihm das auf den Kopf, was Dümouriez damals witzig genug den Feuerſtülper Wilhelms des Eroberers nannte.

Von dieſen ellf Jahren bleiben ihm nur unangenehme Erinnerungen zurück, denn er kann das gemeine Sprüchwort: wie man ſich bettet, ſo ſchläft man, nicht auf ſich anwenden. Sein Bette war gut genug gemacht, aber ſchreckliche Cataſtrophen haben ihn daraus vertrieben, er iſt unſtät auf der Erde. Aber was iſt ſein Privatunglück gegen den unſäglichen Jammer, welcher Frankreich ſo unglücklich macht und entſtellt?

Das was er von dieſem Jammer ſelbſt geſehen hat, wird er in den ſechs *) folgenden Büchern ſeiner Lebensbeſchreibung darſtellen, ſammt dem Antheil, welchen er an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen genöthigt war. Kein Franzoſe hat es vermeiden können, eine Rolle dabei zu ſpielen, und alle haben dazu beigetragen, den Buſen ihrer ge-

*) Die Zwey Bücher der Denkwürdigkeiten ꝛc. mitgerechnet.

meinſchaftlichen Mutter zu zerfleiſchen; — der Hof und die Emigrirten durch zu heftige Widerſetzlichkeit gegen nothwendige Reformen; — die Conſtitutionalen durch Uebertreibung dieſer Reformen, und dadurch, daß ſie ſich von metaphyſiſchen Ideen und aufrühreriſchen Bewegungen bethören ließen; — das Volk durch Mißbrauch der Fehler der beiden Partheien, um Beide durch die Gewalt, welche die Conſtitution ihm gab, zu ſtürzen; — und der Pöbel durch Zertrümmerung des Volks, welches ſo unvorſichtig geweſen war, ihn in Aufruhr zu bringen.

Dûmouriez, welcher über dieſe Ausſchweifungen ſeufzt, der Tadler aller Partheien, er, den die Umſtände zu den angeſehenſten Aemtern riefen, hat allen Partheien mißfallen, und ſeinen immer gleichen, wahren und aufrichtigen Character beybehalten. Als Miniſter hat er das herabgewürdigte Frankreich wieder emporzuheben geſucht durch feſte und edle Unterhandlungen, welche den Bruch zur Folge hatten, und einen doch unvermeidlichen Krieg nur um einige Monate beſchleunigt. Als Anführer des Kriegsheers, ſah' er nur die Gefahr des überfallenen Frankreichs und trieb die Feinde zurück.

Er geſteht, daß er ſich in ſeiner Rechnung geirrt hat. Mit Herzeleid hat er es erlebt, daß ſeine glücklichen Unternehmungen gegen

ſein Vaterland ausſchlugen. Sie haben die Anarchie, welche er zu bekämpfen und zu vernichten hofte, befeſtigt. Friſtet ihm die Vorſehung noch ein längeres Leben, ſo wird er ſich tröſten mit der Hofnung, das Ende dieſes ſcheuslichen Elendes zu ſehen, welches zu hoch getrieben iſt, als daß es lange dauern könnte. Sollten aber ſeiner Tage nur wenige mehr ſeyn, ſo wird er, ohne ſich Vorwürfe zu machen und ohne Reue den Augenblick ſegnen, welcher ſeine Augen ſchließt und ihn dem Anblicke dieſes herzangreifenden Gemähldes entziehet.

Ende des zweiten Buchs
und
des erſten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumouriez, Charles François Du Périer,

Das Leben des Generals Dümouriez

Bd.: 1

Hamburg (1795)

Biogr. 321-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10062901-6
VD18 8042029